

MINION. KERN. J. A. G. & S.



KEIN
HEGER,

KEIN
JÄGER!

HANDBUCH DER
WILDHEGE

VON E. GRAF SYLVA-TAROUCA







FÜRSTLICH VON METTERNICH-SÁNDOR'sches
FORSTAMT
ESZTERGOM-BAJNA.

Kein Heger, kein Jäger!

Ein Handbuch der Wildhege

für

weidgerechte Jagdherren und Jäger

von

Ernst Graf Sylva-Tarouca.



Mit Textabbildungen

Berlin.

Verlagsbuchhandlung Paul Parey.

Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen.

SW., Hedemannstraße 10.

1899.

FÜRSTLICH VON METTERNICH SÁNDOR'sches
FORSTAMT
ESZTERGOM-BAJNA.

OEE Könyvtár
Áll.Ell. 2020

Magyarországi Erdészeti Szakkönyvtár

Eljáró szám: 539/2015

Dokumentum szám: I

Eljáró jelzet: S. III. IV.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Allgemeine Voraussetzungen der Wildhege	4
Erstes Kapitel.	
Wer ist zur Hege berufen?	7
Jagdherr und Jägerei	7
Zweites Kapitel.	
Was und wieviel kann gehegt werden?	11
Der Wildstand	11
A. Hochwild	13
Naturgemäße Zusammensetzung und Gliederung des Hochwild-	
standes nach Geschlecht und Alter	14
Degenerierung	18
Äußere und innere Ursachen derselben	18
Abschuß	23
Hege mit der Büchse	23
Wildstanderhebung	24
Abschußplan	26
Wieviel kann abgeschossen werden?	26
Was kann abgeschossen werden?	27
Ideales Beispiel eines Abschußplanes	30
Wann soll der Abschuß vorgenommen werden?	36
Wie soll der Abschuß vorgenommen werden?	38
Wer ist berufen den Abschuß vorzunehmen?	41
B. Das Reh	43
I. Stärke des Wildstandes	43
II. Wie soll der Wildstand beschaffen sein?	44
III. Abschuß: Wieviel und was ist abzuschießen?	48
Wann und wie ist der Abschuß vorzunehmen?	48
Ideales Beispiel eines Abschußplanes	50, 51
C. Die Gemse	56
Zusammensetzung des Wildstandes	58

	Seite
Abchuß: wieviel und was ist abzuschießen?	59
Ideales Beispiel eines Abchußplanes	61
Wann und wie ist der Abchuß vorzunehmen?	63
D. Auer- und Birkwild	68
Zusammensetzung des Wildstandes nach Alter und Geschlecht	69
Verhören, Balzrapport	69
Abchußplan: wieviel und was kann abgeschossen werden?	71
Wann und wie ist der Abchuß vorzunehmen?	74
E. Der Hase	77
Regelung des Geschlechtsverhältnisses	78
Abchuß: wieviel kann abgeschossen werden?	79
Wie und wann ist der Abchuß vorzunehmen?	79
F. Der Fasan	84
Zusammensetzung des Wildstandes	84
Regelung des Geschlechtsverhältnisses	85
Abchuß	85
G. Das Rebhuhn	87
Zusammensetzung des Wildstandes	87
Regelung des Geschlechtsverhältnisses	87
Abchuß	88
H. Die Wildente	90
Geschlechtsverhältnis	90
Regelung desselben	91
Ansiedelung von Enten an geeigneten Orten	91

Drittes Kapitel.

Wo kann gehegt werden?	92
Das Jagdterrain	92
Größe und Beschaffenheit des Jagdterrains	92
Behandlung desselben zum Zwecke der Hege	95
I. Das Hochwild	95
Existenzbedingungen	97
Schälen des Hochwildes	101
Ursachen des Schälenes	108
Behandlung des Jagdterrains im Interesse von Wild und Wald	113
A. Des Waldes	114
a) Beschränkungen bei der Kahlschlagwirtschaft	114
b) Waldfeldbau	115
c) Maßnahmen bei der Bestandesgründung, gemischter Bestände	115
d) Schutz der Kulturen vor Wildverbiß	122
e) Maßnahmen bei der Bestandespflege	123
Durchforstungen	123
Schutz vor Schälschäden	124
f) Behandlung geschälter Bestände	126
Durchforstung	126
Pflanzungsbetrieb	126
g) Vermehrung der Njung, besonders der natürlichen Winterjung	126

	Seite
B. Behandlung von Feld und Wiese	130
1. Sommeräusungsplätze	131
Wiesenkultur	131
Bewirtschaftung der Wiesen nach Analogie der alpinen Eggartenwirtschaft	131
2. Winteräusungsplätze	131
3. Wildäcker zur Winterfuttermittelherstellung	131
Fruchtfolge	139
C. Trinkwasser und Söhlen	141
II. Das Rehwild	142
Existenzbedingungen	143
Behandlung des Jagdterrains	144
III. Die Gemse	146
Existenzbedingungen	146
Behandlung des Jagdterrains	147
Schonung des oberen Waldgürtels	148
Einschränkung der Weide	150
IV. Das Auervild	150
Existenzbedingungen	150
Behandlung des Jagdterrains	151
V. Das Birkwild	152
Existenzbedingungen	153
VI. Der Hase	153
Existenzbedingungen	153
VII. Der Fasan	154
Existenzbedingungen	155
VIII. Das Rebhuhn	155
Existenzbedingungen	155
Behandlung des Jagdterrains behufs Hege der Niederjagd	156
A. Behandlung des Waldes	156
1. Der Auwald	156
2. Zusammenhängende Waldkomplexe der Ebene und des Hügellandes	157
3. Kleine Waldparzellen	158
Remisen:	158
a) Die kleine Schutz- und Einfallremise	159
b) Die große Jagd- und Hegeremise	160
1. Lage	160
2. Größe	161
3. Gestalt	161
4. Bepflanzung der Remisen	162
B. Behandlung von Feld und Wiese	164
Wiesenkultur	164
Wildäcker	165
Behandlung von normal bewirtschafteten Feldern	166
C. Eingezäunte Gehege	167

Viertes Kapitel.

Wie soll die Hege beschaffen sein?	169
Maßregeln der Hege	169
I. Ruhe und Wahrung des Waldfriedens	169
II. Verfolgung des Raubzeuges	173
III. Erhaltung verlassener Gelege	174
IV. Blutauffrischung	180
V. Winterfütterung	186
Allgemeine Grundsätze	188
A. Hochwild und Rehwild	196
1. Was soll gefüttert werden?	196
2. Wieviel soll gefüttert werden?	202
3. Wie soll gefüttert werden?	205
4. Wo soll gefüttert werden?	210
5. Wann soll gefüttert werden?	210
B. Gams	211
C. Auer- und Birkwild	212
D. Hasen	213
E. Fasanen	214
F. Rebhühner	217
G. Enten	218
VI. Salzlecken	218
1. Warum sind Salzlecken anzulegen?	219
2. Wie sind Salzlecken anzulegen?	223
3. Wieviel Salzlecken sind anzulegen?	225
4. Wo sind Salzlecken anzulegen?	226
5. Wann sind Salzlecken anzulegen	227

Fünftes Kapitel.

Wozu hegt der gerechte Weidmann?	
Zweck der Wildhege	229
Schluß.	



Einleitung.

Nach einer alten Wahrnehmung singt der richtige Deutsche, wenn er nach der ihm zusagenden inneren Anfeuchtung sich recht wohligh und heiter gestimmt fühlt, die trostlos traurigsten Lieder; viel bedauerlicher ist die Thatsache, daß wir bei ernstest Anlässen, z. B. bei einer Trauung oder einem Begräbnisse, zu losen Wizen besonders aufgelegt sind; so berührten sich auch die Extreme im menschlichen Gemütsleben, als ich vor kurzem nach einer prachtvollen Jagd, ein vortreffliches Diner im Magen, eine duftende Cigarre im Munde, im Kreise einiger lieben Freunde beim behaglich lodernden Kaminfeuer das bekannte Thema von den schlechten Zeiten im allgemeinen und vom Niedergang der Jagd im besondern zu besprechen mich veranlaßt sah!

„Die schönen Zeiten sind vorbei,“ sagte der Eine, „wo wir von Oktober bis Januar von einem angenehmen Jagdséjour zum andern fahren konnten. Wer kann denn noch Jagden geben, wenn man keine Gemeindejagd mehr zu pachten bekommt? Wenn die Bauern die Jagd hergeben, verlangen sie Wildschäden, als ob statt Hasen Sauen in den Feldern säßen; Mißernte, Dürre, Mäuseplage, das wird alles dem unglücklichen Jagdpächter als Wildschaden aufgerechnet! Ohne Gemeindejagden zu pachten, kann aber selten einer die Jagd auf anständigem Fuße erhalten, da nicht jeder einen hinreichend großen Felsen Land arrondiert besitzt, auf dem er hegen könnte, und so reich oder so unvernünftig, man könnte fast sagen gewissenlos, ist man auch nicht, um für die Jagd, d. h. für sein Vergnügen, jede Summe zu zahlen. Ergo: wer die Gemeindejagden nicht mit pauschalirten Wildschäden bekommen kann, muß seine Jagd aufgeben; traurig, aber wahr!“

„Freilich,“ meinte ein Anderer, „die schönen Niederjagden werden immer seltener, aber mit dem Hochwild in freier Wildbahn ist es bald ganz aus! Früher gab es überall Hochwild und doch fuhr noch in meiner Kindheit der Bauer vierspännig zum Wochenmarkt. Heute spannt er zwei alte Rüche vor den Karren, aber daran ist das Wild nicht schuld, denn das müssen wir längst in Tiergärten einsperren, wo es auch Geld kostet und schält und degeneriert.“

„Ja die Wildschäden,“ rief der Dritte, und damit schlug er dem Faß meiner Duldsamkeit den Boden aus, „und das Schälen gar! Ich kann mir einen Spaß gönnen, wenn ich berechnen kann, was es mich kostet, aber der Schaden des Schälen ist unberechenbar, und darum ist es nicht mehr zeitgemäß, bei uns das Hochwild zu dulden, weder im Freien noch im Tiergarten. So ein Schneider, wie sie in unseren Tiergärten Plahzhirsche sind, freut mich ohnehin nicht.“

„So schön,“ sagte ich grimmig, „also nicht mehr zeitgemäß! Willst Du die kapitalistische Weltanschauung auch auf Wald und Wild anwenden? Willst Du den lieben, schönen, heiligen Wald zur Holzherstellungsstätte degradieren, aus der mit dem letzten Eichkagel der letzte Rest von Poesie ausgetrieben werden muß? Wald ohne Wild ist ein Leib ohne Seele! Wenn das Wild degeneriert, wenn es übermäßig schält, so kann man das arme Wild doch nicht dafür verurteilen, sondern man nehme sich selbst bei der Nase, weil man es gedankenlos in den ebenso gedankenlos und naturwidrig „auf den höchsten Reingewinn“ eingerichteten Wald eingesperrt hat, ohne zu untersuchen, ob es da auch leben kann! Wenn man sich nicht auf den modernen Krämerstandpunkt stellt, kann man auch heute noch unter halbwegs günstigen Verhältnissen die Jagd auf dem eigenen Besitze erhalten und sein Wild vor Degenerierung bewahren, ohne sich unvernünftige Auslagen vorwerfen zu müssen — nur verstehen muß man 's —.“

„Also beweisen!“ hieß es. „Jetzt nicht, dazu ist mir die Sache zu ernst und zu wichtig, plenus venter non studet libenter, aber schreiben will ich.“ —

Ein Mann, ein Wort, ich habe wirklich geschrieben, obwohl ich glaube, daß die Behauptung des viel citierten alten Juden, daß alles schon dagewesen, auch auf die Wildhege Anwendung findet!

Gerade in neuerer Zeit sind vortreffliche Arbeiten über dieses Thema in den Jagdzeitschriften und auch in Buchform von ausgezeichneten und berufenen Fachmännern publiziert worden, ich nenne aus den neuherausgegebenen: Diezel, Vater und Sohn, Dombrowski, Merrem, Hohlfeld, Wittmann, Keller und Gulefeld.

Wenn ich es trotzdem wage, über Wildhege zu schreiben, so geschieht es nicht, weil ich mir etwa einbilde, viel Neues bringen oder gar die genannten Autoritäten übertreffen zu können, sondern ausschließlich in der Absicht, der guten Sache gerechten Weidwerks zu dienen und die gleichen Intentionen der Weidmänner, die vor mir in Wort und Schrift für weidgerechte Wildhege sich eingesetzt haben, zu fördern, indem ich ihre Lehren weiter verbreite und durch meine eigenen Erfahrungen bekräftige.

Ich will versuchen, alle Maßregeln rationeller Wildhege, die ich auf Grund eigener Beobachtung und Erfahrung mit Erfolg angewendet und bewährt gefunden habe, systematisch und ohne jeden belletristischen Firlefanz in knappster und möglichst klarer Form zusammenzufassen. Ich beschränke mich daher auch auf jene Wildgattungen, die ich selbst in freier Wildbahn hege, deren Bedürfnisse ich aufmerksam studiert habe und die ich zum Teil im Urwalde und in völlig ungehegtem Zustande zu beobachten Gelegenheit hatte.

Gerade im Beobachten des Wildes und der Natur liegt ja doch für den gerechten Weidmann ein Hauptreiz der Jagd:

„Und wenn es nichts um's Jagen wär'
 Als früh im Wald zu schweifen,
 Zu hören wie der Auckuck ruft
 Und wie die Finken pfeifen;
 Den Schwägern aus dem Weg zu gehn
 Und keinen Narren mehr zu sehn,
 Es wär' genug der Lust dabei
 Zum Lob der Jägerei!“

(Kobell.)

Aus der liebevollen Beobachtung von Wild und Wald, aus dem aufmerksamen Studium der Natur, der Gewohnheiten und Bedürfnisse des Wildes, aus dem Vergleich der lokalen Verschiedenheiten, ganz besonders aber der natürlichen Existenz des Wildes im Urzustande und in kultivierten Gegenden ergeben sich die Grundsätze rationeller Wildhege, in dieser aber liegt die größere und schönere Kunst des Weidmanns. Schießen und jagen kann jeder, der gute Augen und gesunde Glieder auf den

Lebensweg mitbekommen hat, zum Hegen aber gehört noch mehr: Liebe und Verständnis für die Natur, Beobachtungsgabe und die Fähigkeit, aus den gesammelten Wahrnehmungen die richtigen Schlüsse zu ziehen zum Nutzen des Jägers, zum Wohle des Wildes und zum Schutze von Wald und Feld: Kein Heger, kein Jäger! —

Allgemeine Voraussetzungen der Wildhege.

Im ursprünglichen Zustande der Freiheit, in von der Kultur noch unberührten Gegenden wird jede Wildgattung, wenn sie Ruhe und hinreichende Nahrung findet, in einem ihr zusagenden Terrain als Standwild leben, sich vermehren und dann entsprechend dem Verhältnis zwischen dem Nahrungsbedürfnis und der vorhandenen Nahrung, sowie nach Maßgabe des natürlichen Verhältnisses des Geschlechtes sich weiter ausbreiten.

Zunehmende Bevölkerung und steigende Bodenkultur machen dem Wilde den freien Stand in dem ihm am meisten zusagenden Terrain, den fruchtbarsten Gegenden, heutzutage in der Regel unmöglich und drängen es auf ihm minder zusagende rauhe Lagen zurück, wo es nicht immer und jedenfalls nicht in dem Maße die Möglichkeit findet, seine Bedürfnisse zu befriedigen, und daher entweder dort überhaupt nicht gerne seinen Stand hält oder zu degenerieren beginnt.

Will man trotzdem unter den heutigen Verhältnissen die Jagd bewahren, so muß eine rationelle Hege eingreifen, deren Aufgabe darin besteht, einen der Größe des Terrains entsprechenden, quantitativ und qualitativ die Ansprüche des Weidmanns befriedigenden Wildstand zu erhalten.

Die Mittel der Hege werden in dem Bestreben zu suchen sein, unter den durch die fortschreitende Kultur nachteilig geänderten Verhältnissen dem Wilde die notwendigen Existenzbedingungen zu schaffen, indem man auf Grund genauer Kenntnis seiner Gewohnheiten und Bedürfnisse im Urzustande alle Maßregeln anwendet, welche geeignet erscheinen:

die Mängel des zur Hege einer Wildgattung bestimmten Terrains zu beheben und dem Wilde dort nach Möglichkeit alles zu bieten, was ihm im Naturzustande zusetzt;

für hinreichende und geeignete Nahrung in allen Jahreszeiten Vorsorge zu treffen;

den Waldfrieden zu sichern und so dem Wilde die unbedingt notwendige Ruhe zu gewähren;

es vor seinen Feinden zu schützen;

durch richtigen Abschluß das zu erzielen, was im Urzustande das Raubzeug und die Not des Winters besorgen: Beseitigung schlechter, zur Fortpflanzung ungeeigneter Stücke und das richtige Verhältnis in der Anzahl des männlichen und weiblichen Wildes!

Im Urzustande findet man nur die widerstandsfähigeren Wildgattungen: Hochwild, Gemsen, Auer- und Birkwild in großer Anzahl vor, während das schwächere und zartere Wild: Rehe, Fasanen, Hasen, Rebhühner, durch die Unbilden des Winters und namentlich durch die Verfolgungen des verschiedenartigen Raubzeuges decimiert und mehr auf die Ränder großer Waldkomplexe angewiesen erscheint.

Die Beobachtung, daß das schwächere, der Niederjagd angehörige Wild im freien Urzustande nicht so gedeihen und sich nicht so vermehren kann wie da, wo der hegende Jäger sich seiner annimmt, lehrt uns, daß diese Wildgattungen des menschlichen Schutzes bedürfen zu ihrem zahlreichen Fortkommen: sie sind gewissermaßen Kulturwild, das den Menschen zwar scheut, aber nur in seiner Nähe gedeiht, da dieser ihm nicht nur seine zahllosen Feinde vom Leibe hält, sondern im kultivierten Lande die geeignetsten Existenzbedingungen bietet.

Die erstgenannten, der hohen Jagd angehörigen Wildgattungen scheuen die Nähe des Menschen vor allem anderen; deren Hege beschränkt sich auf die Ermöglichung ihrer naturgemäßen Existenz durch Ergänzung und Bervollkommnung der Hilfsmittel und Eigenschaften des ihnen angewiesenen Terrains und eine naturgemäße Regulierung des Wildstandes. —

Aus diesen kurzen vorläufigen Betrachtungen ergeben sich die nachstehenden Grundsätze einer rationellen Wildhege.

1. Das Subjekt der Wildhege: wer ist dazu berufen? Ein passionierter, weidgerechter Jagdherr, unterstützt von einer tüchtigen Jägerei.

2. Das Objekt der Wildhege: was und wieviel soll gehgt werden? Ein in quanto et quali der Größe und den Hilfsmitteln des Jagdterrains entsprechender Wildstand.

3. Wo kann die Wildhege ausgeübt werden? Auf einem, der Natur der zu hegenden Wildgattungen zusagenden, hinreichend großen Jagdterrain.

4. Wie soll die Wildhege beschaffen sein? Die Maßregeln der Wildhege sollen auf sorgfältiger Beobachtung der Natur und auf genauer Kenntniss der Bedürfnisse des Wildes begründet sein und erstrecken sich auf Ergänzung der natürlichen Hilfsmittel des Jagdterrains, auf Beschaffung reichlicher Nahrung während aller Jahreszeiten, auf Wahrung der Ruhe und des Waldfriedens, auf Schutz vor allen Feinden des Wildes und auf richtige Ausübung der Jagd und des Abschusses.

5. Warum hegt der gerechte Jäger? Zweck der Wildhege ist, dem Jagdbesitzer oder Pächter trotz der ungünstigen modernen Wirtschaftsverhältnisse die Möglichkeit weidgerechter Jagdfreuden an einem gesunden, quantitativ und qualitativ guten Wildstande zu gewähren, bei Verhütung übermäßiger Wildschäden und unverhältnismäßiger Auslagen.

Diese Grundsätze will ich versuchen, in den nachstehenden Kapiteln möglichst kurz und klar zu behandeln.

1851

1866



Wer ist zur Hege berufen? Jagdherr und Jägerei.

Ein passionierter, weidgerechter Jagdherr, der kein bloßer Schießer ist, sondern der die Jagd von einem höheren Standpunkt auffaßt, liebt und hegt sein Wild als Naturfreund, weil es ihm die schönste lebendige Staffage in den herrlichen Landschaftsbildern ist, welche der Wechsel der Jahreszeiten im ernsten feierlichen Walde, in den lachenden üppigen Fluren, in den einsamen majestätischen Bergen gestaltet. Kein Heger, kein Jäger! — Außer Lust und Liebe für Wild und Jagd wird man vom Jagdherrn das notwendige Verständnis und eine entsprechende Opferwilligkeit verlangen müssen, denn jede Jagd kostet Geld, doch werden die Kosten nach Maßgabe des Verständnisses und der Anwendung der richtigen Mittel auf die betreffenden Verhältnisse sich in vernünftigen Grenzen bewegen können.

Der beste Jagdherr braucht tüchtiges Personal! Wie der Herr so der Diener; fehlt es dem Jagdherrn an Passion und Verständnis, so sind Jägerei und Jagd meistens auch nichts wert. Es kann aber vorkommen, daß der Herr selbst kein Jäger ist, aber doch auf seinem Besitz die Jagd hegen und dafür auch die nötigen Opfer bringen will, dann hängt alles von der Tüchtigkeit des Forst- und Jagdschutz-Personals ab, auf dessen Mitwirkung übrigens auch der passionierteste und kundigste Jagdherr angewiesen ist.

In unserer realistischen Zeit, welche den Idealen abhold und dem trockneren Nützlichkeitsprinzip ergeben ist, welche in ihren Bildungsanstalten bestrebt ist, statt guter Menschen schlechte Gelehrte zu produzieren, denen statt frischen Blutes dünne Kopiertinte in den Adern zu cirkulieren scheint, wird es freilich immer schwerer, tüchtige Forstleute zu finden, die gleichzeitig gute Jäger sind. Aber das grüne Blut schlägt doch immer durch, und in den vielen alten Jägerfamilien läßt sich die Passion für das edle Weidwerk nicht ausrotten, trotz aller Tintenfässer in Schulstuben und Kanzleien, und so wird es meistens möglich sein, bei richtiger Anleitung aus dem tüchtigen Forstgelehrten auch einen guten Jäger zu machen.

Wer ein gutes Personal haben will, beachte folgende Grundsätze:

1. Er stelle nur gesunde, ehrliche, pflichttreue Leute an, die wenigstens einige Passion zur Jagd zeigen. Wer sich nach Ablauf einer gewissen Probezeit, sagen wir eines Jahres, als nicht ganz tüchtig erweist, den entferne man rechtzeitig, denn wer einmal ein paar Jahre im Dienst ist, hält sich für unersetzlich, und man entschließt sich auch schwerer, einen älteren Diener oder Beamten, gar wenn er verheiratet und Familienvater ist, zu entlassen. Die jungen Heger, Praktikanten und Adjunkten muß man gehörig sichten, nur die Besten behalten, wenn man eine verlässliche Jägerei haben will, mit der man Erfolg haben und auf die man stolz sein kann.

Die Wahl gesunder, pflichttreuer Leute ist geboten, weil der Jagdschutzdienst besonders zu gewissen Zeiten des Jahres ein anstrengender ist und große Anforderungen sowohl an die physische Leistungsfähigkeit des Personals als an die Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit desselben stellt. Dies gilt besonders bezüglich der Besorgung der Winterfütterung und der Begehung und Bewachung des Reviers zu den Zeiten, wo das Wild des Schutzes gegen menschliche Schädlinge am meisten bedarf. In letzterer Beziehung empfiehlt es sich, daß das Personal seine Reviergänge nicht schablonenhaft nach einem bestimmten Turnus vornimmt, daß dessen Ausgänge und Heimkehr nicht von der Bevölkerung beobachtet werden können, vielmehr dürfen Wilddiebe, Schlingensteller und alle die verdächtigen Subjekte, die man vom Walde fernzuhalten wünscht, bei Tage und bei Nacht niemals sicher sein, den Hüter des Waldfriedens nicht gerade da zu treffen, wo sie ihn am wenigsten vermutet hätten!

Die Wahl ehrlicher Leute ist selbstverständlich geboten, doch sei besonders auf die verderblichen Folgen der Unehrllichkeit für die Wildbahn hingewiesen, wenn das dem Wilde unentbehrliche Winterfutter, dessen, wenn auch nur periodische, Entziehung bei hohem Schnee oder großer Kälte zahlreiches Eingehen oder Auswandern des Wildes herbeiführen muß, bisweilen dem Juden verkauft oder den Schweinen und Hühnern der in diesem Fall für den Jagdherrn sehr teuren Gattin des Jägers oder Hegers zugewendet wird.

2. Um von seinem Personal absolute Ehrlichkeit und hervorragende Leistungen verlangen zu können, muß der Jagdherr seine Leute nicht nur anständig zahlen, sondern ihren Eifer auch durch Prämien und Schußlöhne belohnen. Ich halte es damit so, daß ich außer den Schußlöhnen für nützliches und schädliches Wild, welche letztere genügend hoch bemessen sein müssen, um Jäger und Heger zu einer energischen Verfolgung des Raubzeuges zu veranlassen, noch besondere Prämien gewähre: demjenigen, der mich oder meine Gäste auf 1 Hirsch, Rehbock, Gemse, Auer- und Birkhahn, Fuchs und Marder zum Schuß bringt; die Schußprämie wird auch in dem Fall ausbezahlt, wenn das betreffende Stück gefehlt wurde, denn die Schuld trifft den Schützen und nicht den Jäger; ferner bei Niederjagden für jedes Hundert von mir und meinen Gästen erlegten Wildes eine Prämie, die zwischen dem betreffenden Revierförster und seinen Hegern zu verteilen ist. Außerdem ist für die Ergreifung, bezw. Überführung von Raubschützen und Schlingenstellern eine Belohnung festgesetzt, welche nach der gerichtlichen Behandlung des Falles ausbezahlt wird.

3. Wo es thunlich ist, und auf jedem größeren Jagdgebiet ist es thunlich, empfiehlt es sich, dem Personal, außer der Jagd auf schädliches Wild, Gelegenheit zu geben, hie und da auch auf nützliches Wild zu jagen. Sogenannte Personaljagden in Revierteilen, welche für Herrenjagden nicht geeignet erscheinen, der Abschluß von Rebhühnern (natürlich vor dem Hunde) an der Grenze oder für die Küche oder, wenn der präliminierte Abschluß nicht erreicht wurde, der Abschluß von Rahlwild, von Hirschen oder Böcken, die, weil schlecht im Wildbret oder der Geweihbildung, zur Nachzucht ungeeignet erscheinen (natürlich mit der Kugel auf Anstand oder Birsche), geben dem Personal die Möglichkeit, nicht nur die Jagdpassion zu befriedigen, sondern der Jäger, der sonst den Herrn oder dessen Gast auf der Birsche

zu führen oder für Jagden die Triebe einzurichten und die Stände zu bezeichnen hat, wird auf diese Art sich die nötige Erfahrung und Geschicklichkeit aneignen. Ueberdies kann der Jagdherr nur von einem bisweilen selbst jagenden Angestellten erwarten, daß er einen guten Hund führe; ich brauche wohl hier nicht zu erwähnen, daß zum guten Jäger ein guter Hund ebenso gehört, wie beide zu einer weidmännisch verwalteten Jagd, sowohl zur Hoch- wie zur Niederjagd!



I. Welche Wildgattungen auf einem gegebenen Terrain gehegt werden können und wie zahlreich der Wildstand gehalten werden darf, darüber entscheidet die Größe und Beschaffenheit des Reviers, sowie dessen Leistungsfähigkeit in der Produktion natürlicher Nahrung, wie ich im folgenden Kapitel näher ausführen werde.

Die Zahl des auf einem Reviere gehaltenen Wildstandes muß den gegebenen Ernährungsverhältnissen entsprechen; maßgebend hierfür erweisen sich Klima, Fruchtbarkeit des Bodens, Bodenkultur und die Frage, ob das Wild auf den Wald allein angewiesen ist, oder ob ihm auch Felder und Wiesen zugänglich sind. Das Was? und Wieviel? hängt also von der Natur des Terrains ab, — es wäre sehr zu wünschen, daß auch bei dem Wie? bei der Frage nach der Beschaffenheit, der Qualität des zu hegenden Wildstandes die Natur des Wildes mehr berücksichtigt würde, daß die hegende Hand des Jägers die Gliederung des Wildstandes nach Alter und Geschlecht so gestalte und regle, wie die Natur der einzelnen Wildgattungen es verlangt und Beobachtung und Erfahrung es uns lehren! —

Wie schon in der Einleitung gesagt wurde, will ich nur jene Wildgattungen in den Rahmen meiner Betrachtungen einbeziehen, welche ich selbst zu hegen und unter den verschiedensten

Verhältnissen zu beobachten Gelegenheit hatte: Hochwild, Reh= wild, Gemse, Auer= und Birkwild, Fasan, Rebhuhn, Ente, Gase und Kaninchen. Selbstverständlich bringe ich über Natur, Gewohnheiten und Bedürfnisse dieser Wildgattungen nur so viel, als mir nach meiner Auffassung der Aufgaben der Wild= hege und zur Erklärung und Begründung meiner Auffassung zu sagen notwendig scheint; ebenso selbstverständlich kann ich mich dabei sehr kurz fassen, denn alles Wissenswerte haben schon Dombrowski, Eulensfeld, Keller, Wurm, Ludwig, Witt= mann, Valentinitsch, Schmiedeberg u. A. in ihren be= kannten trefflichen Monographien und Diezel in seiner berühmten „Niederjagd“ ausführlich behandelt. —

II. Die Frage: Wie soll der Wildstand beschaffen sein? kann im allgemeinen dahin beantwortet werden: Das Wild soll gesund und relativ stark sein, Hirsche und Böcke sollen gut aufhaben, die Vermehrung soll eine regelmäßige und normal zahlreiche sein, so daß dem Jäger quantitativ und qualitativ ein erfreulicher und würdiger Lohn aus der Hege erwächst.

Dieses Ziel kann nicht allein durch die Sorge für reich= liche Sommer= und Winteräsung erreicht werden, der hegende Weidmann darf dieses Eine nicht lassen, aber er muß auch das Andere thun, das ebenso wichtig ist, er muß dahin wirken, daß sein Wildstand nach Geschlecht und Altersstufen rich= tig, d. h. naturgemäß gegliedert sei; diese Wirksamkeit aber setzt die Kenntnis der Paarungs= und Vermehrungs= verhältnisse der zu hegenden Wildarten voraus. —

Um in medias res zu gelangen, beginne ich mit unserem edelsten Wilde.



A. Hochwild.

D

er leider zu früh gestorbene, um die Hebung der Hochwildjagd im Tannus hochverdiente Oberförster Merrem sagte in einem am 25. April 1895 gehaltenen Vortrage:¹⁾

„Um mit der Theorie anzufangen, so sollte man sagen, daß ein guter Rotwildstand in seinen einzelnen Gliedern so beschaffen sein müsse, wie ihn die Natur ohne künstliche Eingriffe hervorbringt und erhält, bezw. vergehen läßt. Derartige, dem freien Walten der Natur überlassene Rotwildstände haben wir jedoch nicht mehr, und wenn wir sie auch hätten, so könnten wir doch nicht in die Gliederung nach Altersstufen genau hineinschauen, weil die Erkennung des Alters über das vierte, fünfte Jahr hinaus im Freien nicht möglich wäre. Außerst wichtig aber für die Heranziehung und Erhaltung eines gesunden und normalen Wildstandes ist die Kenntnis und richtige Würdigung der gewöhnlichen Lebensfunktionen des Rotwildes.“

Nun, wir sind in Österreich-Ungarn noch so glücklich, derartige, dem freien Walten der Natur überlassene Hochwildstände zu besitzen; ich selbst habe seit Jahren Gelegenheit, in den Urwäldern der Karpathen in der Marmaros, in der Bukowina und in Galizien während der Hirschbrunst das Hochwild, „wie es die Natur ohne künstliche Eingriffe hervorbringt und erhält, bezw. vergehen läßt“, zu beobachten, und kann sagen, daß meine Wahrnehmungen die von Merrem wiederholt geäußerten Ansichten bestätigen, weshalb ich auch meine weiteren Betrachtungen auf diese meine Erfahrungen im Urwalde aufbauen will. —

¹⁾ Wild und Hund, Jahrg. 1895, S. 394.

Das Waldgebiet der Karpathen erstreckt sich über einen Teil Ungarns und Siebenbürgens, Galiziens und der Bukowina bis nach Rumänien, und in diesem Millionen von Hektaren umfassenden Gebiete, das zum Teil aus Urwäldern besteht, die noch von keiner Kultur beledet, d. h. verdorben wurden, zum Teil aus bereits genutzten, d. h. ausgeraubten, endlosen Kahlschlägen, welche jetzt bisweilen der üppigen Reproduktionskraft der Natur, die sich hauptsächlich in Brombeeren äußert, überlassen bleiben, ist die Heimat des stärksten Hochwildes, das wir kennen!

Wie der Wald in den meisten Fällen — in den Staats- und einigen großen Privatforsten giebt es auch rationell bewirtschaftete Reviere —, so ist auch das Wild dem freien Walten der Natur überlassen: von Hege ist keine Rede, wozu auch, die Natur besorgt das viel besser, an reichlicher Nahrung ist keine Not; ist der Winter noch so strenge und schneereich, gefüttert wird nicht, und das gesunde, starke Wild hilft sich über die Zeit der Not hinweg; — die schwachen und kranken Stücke freilich überleben den Winter nicht: Schnee, Wolf und Luchs besorgen da die „natürliche Auslese“. Die Erfahrung lehrt, daß in erster Reihe Spießer und Schmaltiere, dann verwaiste und schwache Kälber den Unbilden des Winters erliegen; ferner liegt es auf der Hand, daß der Hirsch den Verfolgungen des Raubwildes, namentlich der Wölfe, weniger ausgesetzt ist, als das unbewehrte und schwächere Kahlwild. Daraus ergeben sich zwei für die Entwicklung und Reproduktion eines kräftigen Wildstandes hochwichtige Momente: 1. gelangen zur Paarung und Fortpflanzung immer nur gesundes, starkes Wild und meistens vollkommen entwickelte ältere Individuen; 2. sind im allgemeinen (wo nicht schon unnatürlicher Abschluß der Natur entgegenarbeitet) mehr Hirsche als Tiere vorhanden.

Letztere Erscheinung hat wieder sehr erspriessliche Konsequenzen:

a) Das „Recht des Stärkeren“ macht sich geltend; ein schwacher, junger Hirsch kommt gar nicht dazu, vorzeitigen sexuellen Gelüsten zu huldigen, und von den starken Hirschen siegt der stärkste und — führt die Braut heim.

b) Auch den starken Hirschen stehen nicht viele Tiere zu Gebote, so daß an seine Kraft nur mäßige Anforderungen gestellt werden.

c) Da der Beschlag von 3—4 Tieren die gewaltigen Kräfte eines Urwaldhirsches nicht erschöpfen und seinen Trieb nicht be-

friedigen kann, so suchen die stärksten Hirsche, deren Streben nach Vererbung in dem ausgedehnten Waldgebiete räumlich keine Schranken gesetzt sind, auf unglaubliche Entfernungen die brunstigen Tiere auf und bethätigen auch hier, diesmal im positiven Sinne, das Gesetz der „natürlichen Auslese“. —

Die vorstehenden Betrachtungen beruhen nicht auf Spekulation, sondern auf eigener Wahrnehmung. In den jungfräulichen Urwaldrevieren, die ich kennen lernte, habe ich verhältnismäßig selten Spießer und Schmaltiere begegnet. — Die Kälber, die ich bei Tieren antraf, waren durchschnittlich hervorragend stark. — Bei jedem brunstigen Tiere erscheinen meistens mehrere Hirsche, öfters traf ich bei einem Tiere 3—5 röhrende Hirsche.

Schwache Hirsche beobachtete ich niemals röhrend beim Wilde, dagegen traf ich mehrmals angehend jagdbare Hirsche ohne Tiere in den Vormittagstunden im Einstande röhrend an. So pirschte ich einmal vormittags in einer mit uralten Tannen bewachsenen engen Schlucht fünf mittlere Hirsche, Zehner, Zwölfer und geringe Bierzehnder nacheinander an, die dort eifrig röhrtten, ohne daß ich ein einziges Tier weit und breit entdecken konnte: ein richtiger salon des refusés.

Als ich einmal einen Kapitalhirsch, der bei zwei Tieren stand, anpürschte und, von letzteren wahrgenommen, auf den Platzhirsch nicht schießen konnte, erlegte ich als einen der beiden etwas abseits eifrig röhrenden Beihirsche einen starken Zwanziger.

Während jeder Brunst geschah es mir, daß plötzlich bald hier bald dort unter den bekannten Platzhirschen ein unbekannter, außergewöhnlich kapitaler Recke auftauchte, sich für einen Tag, höchstens zwei Tage zum Beherrscher des Brunstplanes aufwarf und dann, wenn ich (was leider meistens der Fall war) nicht zur Stelle und also nicht in der Lage war, den fremden Riesen zu erlegen, wieder verschwand auf Nimmerwiedersehen!

Trotz der Überzahl der Hirsche habe ich heftige Kämpfe derselben nicht beobachtet, auch kam es nicht vor, daß geforkelte Hirsche gefunden worden wären, nur einmal erlegte ich einen Hirsch, dem ein abgebrochenes Ende in der Schädeldecke stecken geblieben war.

Sämtliche Hirsche, die ich dort erlegte, waren kaum abgebrunstet, gut im Wildbret und noch zu Ende der Brunst gewöhnlich sehr feist.

Daß diesen Hirschen das naturgemäße Leben gut anschlägt, mag aus den höchsten Maßangaben der von mir erbeuteten besten Urwaldhirsche hervorgehen: Länge des höchsten Geweihes 131 cm, weiteste Auslagen 136 cm, stärkster Stangenumfang oberhalb des Rosenstockes 30 cm und unter der Krone 28 cm, längste Augenenden 54 cm, längster Mittelsproß 49 cm.

Es sei mir gestattet, die vorstehenden, in drei verschiedenen Urwaldrevieren seit mehreren Jahren an Hochwild, „wie es die Natur ohne künstliche Eingriffe hervorbringt und erhält, bezw. vergehen läßt“, gesammelten Wahrnehmungen kurz zusammenzufassen und aus ihnen im Zusammenhange mit einigen wenigen ergänzenden Erfahrungssätzen die meinem Zwecke dienlichen Schlußfolgerungen zu ziehen:

1. Im natürlichen Zustande ist der Hochwildstand nach Alter und Geschlecht derart gegliedert, daß in der Regel mehr Hirsche als Tiere vorhanden sind, daß bei den Hirschen die Starken überwiegen, beim weiblichen Wilde die Alttiere in großer Überzahl vor den wenigen Schmaltieren die Nachzucht besorgen.

2. Die natürliche Auslese in negativem Sinne, d. h. die Vertilgung der zur Nachzucht ungeeigneten Individuen, besorgen die Not des Winters und das Raubzeug. Die natürliche Auslese im positiven Sinne beruht auf dem Rechte des Stärkeren und Stärksten, das die besten Vatertiere zur Fortpflanzung beruft.

Das Zuwechseln und Wandern der stärksten Hirsche von Brunstplatz zu Brunstplatz auf weite Entfernungen bewirkt eine beständige gegenseitige Blutauffrischung.

3. Da in vielen Revieren, wo nicht annähernd so kapitales Wild vorkommt wie in den Karpathenurwäldern, Klima und Nahrungsverhältnisse günstiger sind wie dort, überdies in jenen Winterfütterungen errichtet werden, was dort nicht geschieht, so folgt daraus, daß die unter 1. und 2. zusammengefaßten Momente für die Erhaltung eines starken, gesunden Hochwildstandes und zur Verhütung der Degenerierung desselben von maßgebender Bedeutung sind!

Ich werde die Richtigkeit dieser Folgerung nach einigen mir genau bekannten Fällen nachweisen:

Fall A. Revier in den Bukowinaer Karpathen; gut zugänglich und nicht beschwerlich, daher seit mehreren Jahrzehnten von Jagdfreunden frequentiert, die dort kapitale Hirsche erlegen wollten. Vor 50, ja noch vor 20 Jahren wurden dort während

der Brunstzeit thatsächlich ganz kapitale Geweihe erbeutet; es wurden aber eben immer nur Kapitalhirsche erlegt, das Kahlwild strenge geschont, den Wölfen und anderem Raubzeug wurde mit allen Mitteln nachgestellt; Resultat: unverhältnismäßige Vermehrung des Kahlwildes, die Kapitalhirsche sind sehr selten geworden, dagegen findet man häufig elende Schneider röhrend beim Wilde, das von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Stärke abnimmt und noch rascher degenerieren würde, wenn nicht starke Hirsche aus den höheren Gebirgslagen in der Brunst zuwechseln würden.

Fall B. Großes Revier in den steirischen Alpen; Wildstand numerisch stark, qualitativ für das Hochgebirge gut; Verhältnis von Hirschen zu Tieren wie 40 : 60, doch wechseln in der Brunstzeit noch fremde starke Hirsche zu, so daß sehr selten ein Schneider beim Wilde zu sehen ist und meistens nicht mehr als 2—4 Tiere in einem Rudel bei einem Hirsche anzutreffen sind.

Seit der Abschluß rationell gehandhabt und im Winter gefüttert wird, nimmt das Wild an Stärke sichtlich zu; Gelttiere selten zu bemerken; Kälber zahlreich und relativ sehr stark; Fallwild im Winter sehr wenig, meistens sind es schlechte Spießer und Schmaltiere, die im Winter eingehen.

Fall C. Hochgebirgs-Revier in ähnlicher Lage wie das vorige; übertriebener Wildstand; Hirschabschuß ohne Wahl, Kahlwildabschuß sehr gering und ebenso ohne Auswahl; zu viel Kahlwild im Verhältnis zu den Hirschen vorhanden, daher hat schon jeder schwache Hirsch in der Brunst mehrere Tiere bei sich; allgemeine Degenerierung und schwaches, kümmerndes Wild, schlechte Geweihbildung, bei geringen Hirschen meistens unausgereiftes Geweih mit brandigen Enden; die Vermehrung geht zurück, schwache Kälber, starker Eingang im Winter trotz reichlicher Fütterung.

Fall D. Großer Tiergarten, stark besetzt; Abschluß so geregelt, daß ebensoviel Hirsche als Tiere und ebensoviel jagdbare als schwache Hirsche vorhanden sind; zur Nachzucht ungeeignete Stücke werden sorgfältig abgeschossen; von Zeit zu Zeit wird für Blutauffrischung durch Einsetzen ungarischer Hirsche Sorge getragen; das Wild ist gesund und stark, Geweihbildung kapital; von Degenerierung nichts zu bemerken trotz des verhältnismäßig zahlreichen Wildstandes.

Fall E. Großer Tiergarten, normale Besetzung; Streben hauptsächlich starke Hirsche zu schießen, daher Abnahme der älteren Hirsche, Überwiegen der jungen schwachen Hirsche; zu viel Kahlwild, da jeder bessere Brunsthirsch 10—20 Tiere bei sich

hat; Degenerierung wie bei Fall C; keine Blutauffrischung; Geweihbildung geht zurück, Knopfspießer und Mönche (geweihlose Hirsche) häufig; viel Fallwild im Winter trotz guter und reichlicher Fütterung.

Ich mußte diese etwas langweilige Darstellung bringen, um „aus dem Leben“ zu beweisen, daß, wo im gehegten Reviere das Streben vorliegt, naturgemäße Verhältnisse zu schaffen, ein relativ starker und gesunder Wildstand gedeihen kann, wo dagegen die Natur des Wildes nicht berücksichtigt wird, Degenerierung des Wildstandes eintreten muß!

Unter Degenerierung des Wildstandes versteht man bekanntlich die Erscheinung, daß das Wild an Stärke und Gewicht in Wildbret und Geweih abnimmt, gegen Krankheiten und Witterungseinflüsse weniger widerstandsfähig sich erweist und sich nicht mehr regelmäßig, quantitativ und qualitativ unbefriedigend vermehrt.¹⁾

Die Ursachen der Degenerierung können äußere und innere d. h. organische sein.

Die äußeren Ursachen sind in der Beschaffenheit des Jagdterrains zu suchen: ungünstiges Klima, schlechter Boden oder unrichtige Bodenkultur, infolgedessen quantitativ und qualitativ ungenügende Nahrung.

Den äußeren Ursachen der Degenerierung wäre auch noch beizuzählen: mangelhafte Winterfütterung und das Fehlen der dem Wilde zu seinem Gedeihen so notwendigen Ruhe.

Die Behebung dieser Mängel wird in den folgenden Kapiteln besprochen werden; hier interessieren uns zunächst die inneren Ursachen der Degenerierung, welche in der unrichtigen Zusammensetzung des Wildstandes nach Alter und Geschlecht zu suchen sind, diese sind:

a) Übermäßiges Abbrunsten der Hirsche, welches eine Folge der Überzahl der Tiere im Verhältnis zu den vorhandenen starken Hirschen ist, indem der einzelne gute Hirsch bestrebt ist, möglichst viele Tiere um sich zu versammeln, sie nicht nur alle selbst zu beschlagen, sondern auch sie beständig in einem Rudel beisammen zu halten, um sie den Nachstellungen etwaiger Beihirsche zu entziehen.

Dadurch, daß ein starker Hirsch viele Tiere, oft 10—20, ja sogar 30, wie ich selbst beobachten konnte, in der Brunst um

¹⁾ Über Degenerierung des Wildes vergl. E. v. Dombrowski's vortreffliche Schrift über Wildpflege, Neudamm 1896.

sich versammeln kann, ist er genötigt, nicht nur seine Manneskraft übermäßig anzustrengen, er kommt auch während der mehr als drei Wochen dauernden Brunstzeit keinen Augenblick zur Ruhe; Eifersucht und Geschlechtstrieb erhalten ihn in beständiger Aufregung, so daß er nicht einmal zu der notwendigen Äsung sich Zeit läßt. — Es liegt auf der Hand, in welchem Maße der Hirsch von solcher sexuellen Überanstrengung, verbunden mit rastloser Unruhe und mangelhafter Ernährung, hingenommen und geschwächt werden muß!

Wenn nun in rauhen Gebirgslagen bald nach der Brunst der Winter mit Not und Entbehrungen sich einstellt, so kann man sich denken, wie wenig widerstandsfähig der physisch herabgekommene Hirsch diesen Beschwerden gegenüber sein muß, wie er in Wildbret und Geweih in der Entwicklung zurückbleiben und — „das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären“ — wie schlecht er sich unter solchen auch weiterhin unnatürlichen Verhältnissen fortpflanzen und vererben wird.

Hier ist der Ort, einen hochwichtigen Erfahrungssatz festzuhalten: Die Geweihbildung bei Hirschen und Rehböcken (wie bei allen das Geweih regelmäßig wechselnden Cerviden) steht in innigster Beziehung zu den Geschlechts teilen!

Die geringste Verletzung des Kurzwildbrets äußert sich in Mißbildung des Geweihs; ebenso muß das Geweih in der Entwicklung zurückbleiben und verkümmern, wenn dessen Träger geschlechtlich übermäßig angestrengt wird. Diese Wechselwirkung äußert sich um so drastischer, wenn die geschlechtliche Überanstrengung in der Jugend geschehen mußte. Die Richtigkeit dieser Anschauung findet man u. a. bestätigt durch die Thatsache, daß Hirsche und Rehböcke, die in der Gefangenschaft gar nicht dazu kommen, ihren Geschlechtstrieb zu befriedigen, gewöhnlich außerordentlich gut aufsetzen, vorausgesetzt, daß sie sonst gut gehalten sind.

Diese Ursache der Degenerierung ist nur zu beheben durch Regelung des Wildstandes mit Rücksicht auf das richtige Verhältnis der Geschlechter, welches uns die Natur schon dadurch andeutet, daß im allgemeinen gleichviel männliche wie weibliche Wildkälber zur Welt kommen!

Das ideale Verhältnis: ebensoviele Hirsche wie Tiere, läßt sich in Tiergärten und großen Wildbahnen, die an gehegte Reviere angrenzen, unbedingt durchführen; in freien Jagdbezirken, wo schlechte Grenzen ein Auswechseln von Hirschen insolge des be-

beschränkten Rahlwildstandes gefährlich erscheinen lassen, sowie in solchen Revieren, wo in der Brunst regelmäßig fremde Hirsche zuwechseln, können verhältnismäßig mehr Tiere gehalten werden, doch gehe man auch hier nicht von dem Grundsatz ab, daß so viel jagdbare Hirsche vorhanden sein müssen, daß sie allein die sämtlichen Tiere beschlagen können, ohne selbst übermäßig angestrengt zu werden und ohne daß die schwachen Hirsche zum Beschlage herangezogen zu werden brauchen: also etwa ein jagdbarer Hirsch auf 3—4 Tiere.

b) Nachbrunst. Diese besteht darin, daß einzelne Tiere im November und in den ersten Wintermonaten brunstig werden und Hirsche zu allen Äußerungen des Geschlechtstriebes veranlassen.

Die Nachbrunst stellt sich ein bei Tieren, welche infolge übermäßigen Rahlwildstandes und der daraus sich ergebenden Überanstrengung der Hirsche in der richtigen Brunst gelte geblieben sind, und bei Schmaltieren, welche von seinerzeit nachbrunstigen Tieren spät gesetzt waren.

Die Wirkungen der Nachbrunst sind höchst verderbliche, da die betreffenden Hirsche, welche sich ohnehin kaum von den Strapazen der eigentlichen Brunst erholt haben, und um diese Zeit ihre ganze Kraft benötigen, um der Not des Winters widerstehen zu können, gänzlich herabkommen!

In der Nachbrunst gezeugte Kälber, welche dementsprechend spät gesetzt werden, überstehen den Winter selten, wenn sie aber durchkommen, bleiben sie schwach und werden überdies auch dem Fehler der Nachbrunst verfallen und so ein elendes Geschlecht fortpflanzen!

Diese Ursache der Degeneration ist dadurch zu bekämpfen, daß man die nachbrunstigen Tiere und die spät (nach dem 1. August) gesetzten Kälber unnachsichtlich abschießt.

c) Fortpflanzung von zur Nachzucht ungeeigneten Stücken. Die Degenerierung des Wildstandes kann 1. herbeigeführt werden durch den Umstand, daß jugendliche Vater- resp. Muttertiere zur Reproduktion gelangen.

Erfahrungsgemäß steht der Hirsch auf dem Höhepunkt der Kraft und der Reproduktionsfähigkeit zwischen dem achten und sechzehnten Lebensjahre; in diesem Alter wird er sich also am erfolgreichsten vererben, woraus sich die Lehre für den hegenden Weidmann ergibt, daß von starken Hirschen dieses Alters die zum Beschlage der vorhandenen Tiere notwendige Anzahl vertreten sein muß.

Ist dies nicht der Fall, bleibt ein Teil der Tiere auf die schwachen, in der Entwicklung unfertigen und geschlechtlich unreifen Schneider angewiesen, so muß die Nachzucht entsprechend der weiteren Vererbung der Mängel solcher Zuchtprodukte immer mehr zurückgehen.

Die Erfahrung lehrt ferner, daß das Tier in der Regel im vollendeten dritten Lebensjahre zum erstenmal setzt und bis zum Alter von zehn bis zwölf Jahren in voller Reproduktionskraft steht. Nimmt man also eine mittlere Lebensdauer von 10 Jahren beim Muttertiere an, so muß rationellerweise der Tierbestand 3—4 mal mehr Alttiere aufweisen als Schmaltiere, was vom Standpunkt einer kräftigen Nachzucht auch aus dem Grunde geboten erscheint, weil erfahrungsgemäß Alttiere weit stärkere Kälber setzen als Schmaltiere.

Die Degeneration des Wildstandes läßt sich 2. zurückführen auf Nachzucht nach kranken, kümmernden, in Geweih und Wildbret schlechten Eltern.

Kein Züchter wird nach kranken Vater- oder Muttertieren weiterzüchten; im Naturzustande hindern Winternot und Wölfe die Reproduktion solch kümmerlichen Zeugs; im gehegten Reviere muß es die Büchse des Weidmanns thun! Daß Abnormitäten und Fehler in der Geweihbildung, ganz besonders aber die Geweihlosigkeit vom Vater auf den Sohn sich zu vererben pflegen, ist bekannt, daher muß auch hier durch rationellen, den Wildstand sorgfältig sichtenden Abschluß der Degenerierung vorgebeugt werden.

d) Inzucht. Worin die Inzucht besteht und in welchen traurigen Konsequenzen, wie Rückgang an Stärke, Kretinismus, Unfruchtbarkeit zc., sie sich äußert, kann als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. In Tiergärten, sowie in freien Wildbahnen, welche auf einen ganz isolierten Waldkomplex oder Gebirgssstock beschränkt sind, wenn also kein Zuwechseln fremden Wildes stattfinden kann, werden sich die Folgen der Inzucht relativ bald geltend machen, und zwar desto eher, je kleiner das betreffende Terrain ist!

Ich habe bei Besprechung der Verhältnisse im Urwalde auch erwähnt, daß dort durch das Wandern kapitaler Hirsche und das Aufsuchen von weit auseinanderliegenden Brunstplätzen durch dieselben eine gegenseitige Blutauffrischung der Wildstände der verschiedenen Gegenden der Karpathenwälder und eine natürliche Auslese durch dieses sieghafte Sichgeltendmachen der allerstärksten Vateriere stattfindet. Es sei mir erlaubt, hier noch

beizufügen, daß in manchen Gebieten der Karpathen, z. B. in den Radauger Revieren und in der Marmaros, zwei offenbar verschiedene Rassen von Hirschen beobachtet werden. Die stärkere Art (in der Marmaros „Schimmeln“ genannt) ist hellgrau, im Körperbau mächtiger und schwerer als die dunkelrote, normal gefärbte Art, besitzt den charakteristischen Aalstrich auf dem Rücken, die Rammsnase und die krause Stirnlocke, welche Merkmale der roten Art fehlen. Diese beiden Typen kreuzen sich beständig und zwar im ganzen Karpathengebiete; hier kann also ebenso wenig eine Inzucht einreißen, wie in den ausgedehnten Auen der unteren Donau und Drau und den durch alte Wildwechsel mit ihnen verbundenen, übrigens auch nicht so weit entfernten großen Waldgebieten der ungarischen Mittelgebirge — wie in den österreichischen Alpen, wo ein gegenseitiges Zuwechseln der Hirsche des Ralk- und Urgebirges beobachtet wird.

Hier kann von Degenerieren der Wildstände infolge von Inzucht so lange keine Rede sein, als nicht entweder durch Zunahme ungehegter Jagden resp. Überhandnehmen der Aasjägerei bei verkürzter gesetzlicher Schonzeit das gegenseitige Zuwechseln starker Hirsche verhindert wird, indem dieselben immer schon von unberufener Hand totgeschossen werden, bevor sie den oft so weiten Weg von einem Gebiet zum andern zurücklegen konnten, oder durch Errichtung von Schutzzäunen die alten Wildwechsel verlegt werden!¹⁾

Wo eine solche natürliche Auslese und Blutauffrischung nicht mehr stattfindet, muß zur Verhütung der Inzucht eine künstliche Blutauffrischung durch Einsetzen fremden Hochwildes vorgenommen werden, auf welches Mittel uns ja die Natur selbst verweist!

e) Unrichtiger Abschluß. Ein scharfer Logiker könnte mir vorwerfen, daß ich hier Ursache und Wirkung verwechsle, indem die vorstehend aufgezählten Gründe der Degenerierung des Wildstandes mehr oder weniger auf die unrationelle Bornahme des Abschusses zurückzuführen sind! Ich gebe das zu, muß jedoch der Vollständigkeit und Übersichtlichkeit wegen diese Einteilung festhalten, möchte aber bitten, diesen Absatz nicht als den vorangehenden koordiniert anzusehen, sondern als zusammenfassenden Schlußsatz der ganzen Betrachtung über die naturgemäße Zu-

¹⁾ Vergl. den Artikel „Über Ursachen des Rückganges des Wildes an Gemeinh und Gewicht“ von F. R. J. in „Wild und Hund“ Jahrg. III, Nr. 38 und 39.

sammensetzung des Hochwildstandes, resp. über die bei naturwidrigen Verhältnissen eintretende Degenerierung desselben.

Der Abschluß wird unrichtig gehandhabt, wenn er ohne Rücksicht auf Zahl und Gliederung des Standes, ohne Beachtung des jährlichen Zuwachses und ohne Fürsorge für die Nachzucht vorgenommen wird.

Wenn verhältnismäßig zu viel Hirsche im allgemeinen und besonders zu viel starke Hirsche abgeschossen und andererseits die Tiere übermäßig geschont werden, führt das hieraus sich ergebende Überwiegen der schwachen Hirsche und das immer ungünstiger sich gestaltende Verhältnis zwischen dem Hirsch- und Tierstande zu übermäßiger Inanspruchnahme und insolgedessen Schwächung der starken Hirsche, zu verfrühter Abnützung der schwachen Hirsche, zu Nachbrunst und Geltbleiben bei den Tieren und schließlich zur Inzucht.

Wenn fortgesetzt weniger abgeschossen wird, als der jährliche Kälberzuwachs beträgt, muß der Hochwildstand successive wachsen und schließlich degenerieren wegen Mangel an genügender Nahrung.

Wenn schablonenmäßig Jahr für Jahr so und so viel Kälber, so und so viel Tiere und so und so viel Hirsche abgeschossen werden und nicht grundsätzlich zunächst alle schlechten Kälber, die kranken und schwachen Tiere, die wegen Gesundheits- oder Schönheitsfehlern zur Nachzucht ungeeigneten Hirsche zum Abschusse gelangen, so wird all das schlechte Zeug seine schlechten Eigenschaften weiter vererben, und wieder ist die Degenerierung des Wildstandes die sichere Folge des unrichtig gehandhabten Abschusses!

Beschaffenheit des Wildstandes und Handhabung des Abschusses stehen eben in steter Wechselbeziehung von Ursache und Wirkung zu einander. Man hegt einen guten Wildstand, um beim Abschluß Freude zu haben, und man muß beim Abschluß mit der Büchse hegen, um sich eines guten Wildstandes erfreuen zu können!

Dieses innigen Zusammenhanges wegen muß ich an vorstehende Erörterung der Frage: wie soll der Wildstand beschaffen sein? sofort die Frage anknüpfen: wie soll der Abschluß im Interesse der Wildhege gehandhabt werden? oder genauer ausgedrückt: was, wieviel, wann und wie kann und soll abgeschossen werden? und wer ist zum Abschusse berufen?

1. Wenn ich wissen will, was und wie viel ich jährlich abschießen kann, muß ich vorher wissen, was ich habe. Ein

rationeller Abschluß muß auf Grund eines sorgfältig festgesetzten Abschlußplanes erfolgen; ein solcher Abschlußplan kann aber nur auf einer möglichst genauen Wildstanderhebung aufgebaut sein!

Die Wildstanderhebung ist keine so einfache und leichte Sache. In Revieren, in welchen das Wild häufig beunruhigt wird, in welchen es in der guten Jahreszeit nur unregelmäßig auf Felder, Wiesen und Schläge auszieht, da es im Walde genug Nahrung findet, oder wo im Winter nicht gefüttert wird, kann eine genaue Zählung und Erhebung des Wildstandes sogar nahezu unthunlich sein. In der Regel wird es aber einer fleißigen, tüchtigen Jägerei bei gutem Willen sicher gelingen, wenn der Wildstand nicht zu zahlreich und das Revier nicht zu groß ist, alles Wild bis auf einzelne Stücke zu kennen und zu zählen, bei starkem Wildstande auf ausgedehntem Terrain mindestens jedes Rudel kennen und auf Grund sorgfältiger Beobachtung auf allen Reviergängen durch Schätzung ein annähernd richtiges Urteil über den vorhandenen Wildstand abgeben zu können!

Die besten Gelegenheiten hierzu bieten sich im Frühsommer abends und morgens auf den jungen Schlägen, Saaten und Wiesen, in der Brunst auf den Brunstplätzen und im Winter bei den Fütterungen. Will man bei letzteren eine genaue Zählung vornehmen, so muß durch einige Zeit auf allen Futterplätzen möglichst zur selben Stunde vorgelegt werden, dann bei hohem Schnee mindestens an drei aufeinander folgenden Tagen zu jeder Fütterung ein verlässlicher Mann in einem Schirm oder Hochstande angestellt werden, der dort den ganzen Tag aushalten und das Wild genau zählen und nach Geschlecht, Alter und Stärke registrieren muß.

Im Hochgebirge, wo der Jäger mit einem guten Glase von einem günstigen Platze aus weite Strecken übersehen und beobachten kann, und wo das Wild im Winter teils in den unteren Lagen bei den Fütterungen, teils auf der Höhe auf den aperen (schneefreien) Hängen konzentriert ist, bietet die genaue Wildstanderhebung weniger Schwierigkeiten.

In freier Wildbahn kommt außer dem Standwilde meistens auch noch Wechselwild in Betracht, wobei zu unterscheiden ist zwischen solchem Wilde, welches nur einen kleinen Teil des Jahres vorübergehend und unregelmäßig im Reviere sich aufhält (z. B. Wild, welches nur für kurze Zeit in strengen Wintern bei hohem Schnee aus hohen Lagen in die Niederungen herunter-

zieht; Wild, das im Sommer kurz vor der Ernte in der Nähe von Getreidefeldern in Borhölzern steht; fremde Hirsche, die während der Brunst oft von weither zuwechsellern), und solchem Wilde, welches zwischen zwei oder drei aneinander grenzenden Revieren wechselt, das Jahr über bald in dem einem, bald in dem anderen dieser Gebiete sich aufhält, also in dem von diesen 2—3 Grenzrevieren zusammen gebildeten Gesamtkomplex Standwild ist.

Ersteres Wild kommt bei der Wildstanderhebung nicht in Betracht, von letzterem kann je nach Anzahl und Größe der Reviere, welche ihm abwechselnd als Standort dienen, die Hälfte, ein Drittel oder Viertel dem Wildstande beigezählt werden.

Bei der Wildstanderhebung handelt es sich nicht bloß darum, zu ergründen, wieviel Stück Standwild vorhanden sind, sondern auch darum, festzustellen, wie sich der Wildstand zusammensetzt: 1. wieviel Hirsche und wieviel Tiere den Stand ausmachen; 2. wieviel von den Hirschen als Starke, wieviel als Schwache zu bezeichnen sind; 3. aus wieviel Alttieren und wieviel Schmaltieren der Tierbestand zusammengesetzt ist!

Nur auf Grund der Kenntnis dieser drei Verhältniszahlen kann man beurteilen, ob die Zusammensetzung des Wildstandes naturgemäß und rationell ist und weiterhin festgehalten werden kann; nur auf Grund der Feststellung des Alttierbestandes kann eine richtige Schätzung des jährlichen Zuwachses an Kälbern vorgenommen und damit die Basis eines rationellen Abschlußplanes gewonnen werden!

Die Erfahrung lehrt, daß je nach den Verhältnissen (Klima, Lage, Äsung etc.) von 100 Alttieren ein Zuwachs von 60 bis 80 Kälbern angenommen werden kann. Durch Zählung der Kälber in der Zeit von Juli bis Oktober einerseits, andererseits durch Beobachtung, ob und wieviel gelte Tiere, oder richtiger gesagt, Tiere, die in diesem Jahre gelt blieben, verworfen oder ihr Kalb frühzeitig verloren haben, vorhanden sind, und ob und wieviel Tiere mit 2 Kälbern sich zeigen, läßt sich, indem man diesen Resultaten die erhobene Ziffer des Bestandes an Alttieren gegenüberstellt, in den meisten Fällen das Zuwachsprozent genau bestimmen. Für die Anlage eines Abschlußplans ist es von maßgebender Bedeutung, zu wissen, ob man mit 60, 70 oder 80% Zuwachs zu rechnen hat!

Je sorgfältiger die Wildstanderhebung vorgenommen wird, je bestimmter aus ihr sich ergibt, in welchem Verhältnisse die Hirsche und Tiere, die starken und schwachen Hirsche, die Alt- und Schmaltiere im Wildstande vertreten sind, je sicherer das jährliche Zuwachsprozent an Kälbern festgestellt erscheint, desto genauer und detaillierter kann der Abschlußplan angelegt werden, desto deutlicher wird dem hegenden Weidmann die Antwort auf die Frage: was und wieviel kann abgeschossen werden?

In letzterer Beziehung ist noch ein Moment zu berücksichtigen: Außer dem natürlichen Zuwachs ist auch der natürliche Abgang zu erheben, der, wie wir oben gesehen haben, im Urzustande die naturgemäße Regelung und Läuterung des Wildstandes besorgt, im gehegten Reviere jedoch bei richtiger Winterfütterung und fleißiger Raubzeugvertilgung, besonders aber, wenn durch läuternden Abschluß Degeneration verhütet wird, auf ein Minimum, ein oder das andere schwache oder kranke Stück, beschränkt sein soll. Außer dem Fallwild, das der Strenge des Winters, der schlechten Nahrung in nassen Sommern u. dgl. zum Opfer fällt, ist bei Berechnung des natürlichen Abgangspercentes auch der normale Verlust mit in Anschlag zu bringen, der von eventueller Wilddieberei und Grenzschinderei herrührt. Letzterer Verlust ist selbstverständlich lokal verschieden; der natürliche Abgang sollte bei richtiger Hege 3—5% nicht übersteigen und wird meistens, wie die Erfahrung lehrt, an schwachen Kälbern und schlechten Spießern und Schmaltieren sich ergeben.

Wenn das Zuwachsprozent und das natürliche Abgangspercent feststehen und eine Vergrößerung des Wildstandes nicht beabsichtigt wird, ergibt sich klar, wieviel abgeschossen werden kann. Der jährliche Abschluß kann gleich sein dem jährlichen Zuwachs nach Abrechnung des natürlichen Abganges. —

Diesem allgemeinen Grundsatz wäre bezüglich der Verteilung des Abschusses beizufügen:

1. Da erfahrungsmäßig in der Regel ebensoviel männliche als weibliche Kälber zur Welt kommen, da ferner, wie wir oben gesehen haben, in einem naturgemäß zusammengesetzten Wildstande ebensoviel Hirsche als Tiere vorhanden sind, so können, einen so beschaffenen Wildstand vorausgesetzt, ebensoviel Hirsche wie Tiere abgeschossen werden.

2. Von Kälbern können soviel abgeschossen werden, daß der nach vollzogenem Abschusse verbleibende Kälberbestand immer gleich bleibt dem normalen Stande an Spießern und Schmaltieren, mit Zurechnung der für den Winter vorgesehenen Quote des natürlichen Abgangs.

3. Wenn der Wildstand nicht naturgemäß zusammengesetzt ist, also mehr Tiere als Hirsche vorhanden sind, muß so lange ein stärkerer Tierabschuß unter gleichzeitiger Schonung der zur Nachzucht geeigneten Hirsche eintreten, bis das richtige Verhältnis hergestellt ist. —

Die Beantwortung der Frage: was abzuschießen ist, ergibt sich aus den für die Zusammensetzung und Gliederung des Wildstandes aufgestellten Grundsätzen.

1. Das Ideal jedes Weidmannes ist es natürlich, starke Hirsche zu schießen und zwar soviel als möglich. Da jedoch der Hirsch 8—10 Jahre braucht, bis er zur vollen Entwicklung herangereift ist, so muß man ihm Zeit lassen, überhaupt so alt werden zu können. Wenn ein Forstmann den ganzen Bestand seines Reviers an schlagbaren Althölzern in 1—2 Jahren zusammenhauen und verfilbern würde, müßte er entweder jahrelang warten, bis wieder schlagbare Bestände heranwachsen, und sich einstweilen mit der spärlichen Zwischennutzung aus Durchforstungen begnügen, oder er müßte die Raubwirtschaft auf die Spitze treiben und hoffnungsvolle, noch nicht schlagreife Hölzer niederhauen. Mit dem Hirschabschuß ist es gerade so, nur der Unterschied besteht, daß mit Recht jedermann einen so handelnden Forstmann streng verurteilen würde, während leider sehr viele Jagdherren ruhig alle ihre starken alten Hirsche totschießen lassen, dann die besseren hoffnungsvollen Jagdbaren in Angriff nehmen und dann, wenn auch diese nicht mehr reif werden, sich beklagen, daß „heutzutage“ schon Achter und Sechser als Blazhirsche erlegt werden müssen.

Man kann im allgemeinen sagen, daß der jährliche Abschluß den 5. Teil der vorhandenen starken Hirsche betragen darf, wenn der Wildstand richtig zusammengesetzt ist, oder genauer ausgedrückt: es können jährlich so viel starke Hirsche abgeschossen werden, als jährlich aus der Kategorie der schwachen in die der jagdbaren Hirsche aufsteigen.

Wenn man imstande wäre, unter den Kälbern diejenigen Individuen zu erkennen und abzuschießen, welche sich später zu schlechten, zur Zucht ungeeigneten Hirschen entwickeln werden,

oder wenn dies wenigstens bei den Spießern möglich wäre, so könnte man die Hirsche in den folgenden Altersklassen schonen und erst in der Kategorie der Kapitalhirsche den ganzen Hirschabschuß vornehmen. Da dies aber leider nicht durchführbar ist, so kann eben nur ungefähr die Hälfte des Hirschabschusses dem Bestande der starken Hirsche entnommen werden (in einem naturgemäß zusammengesetzten Wildstande entfällt die Hälfte des Hirschbestandes auf die jagdbaren und starken Hirsche) und muß der Rest des Abschusses auf die zur Nachzucht ungeeigneten Hirsche in den jüngeren Kategorien sich verteilen.

2. Von nicht jagdbaren Hirschen sind unbedingt abzuschießen: im Wildbret schwache Spießer, Knopfspießer, Gabler (da diese zurückgebliebene Sechser sind und die Vorstufe bilden zu jenem Hirschtypus, der es niemals zu vielendigen Geweihen bringt) und alle Hirsche (auch ältere), welche sich irgendwie schwach oder krank zeigen und zu schwacher oder unschöner Geweihbildung veranlagt sind: Hirsche, deren Geweih kurze oder besonders schwache oder steilgestellte Stangen, kurze oder unausgereifte, brandige Enden zeigen, und vor allem die gewöhnlich nur in degenerierten Wildständen vorkommenden geweihlosen Hirsche (Mönche), welche sich (wie alle Fehler) besonders leicht vererben! Dagegen sind unbedingt zu schonen: gesunde, kräftige Spießer mit langen Spießen und alle mittleren Hirsche mit hohem, gut ausgelegtem Geweih, langen und spizen Enden und Neigung zu vielendiger Geweihbildung. Auch diese letztere Eigenschaft vererbt sich gut, wie die Erfahrung lehrt.

3. Von Alttieren lasse man nur solche abschießen, welche der Jägerei als alte und seit 2—3 Jahren geltgebliebene Tiere bekannt sind. Beim Abschuß von Gelttieren ist Vorsicht sehr am Platze, besonders wenn der Abschuß an Kälbern energischer gehandhabt wird! Gerade solche Tiere, deren Kalb zeitlich einging oder abgeschossen wurde, entwickeln sich sehr stark und besser, als Tiere, welche ihr Kalb in den Winter hinein zu besorgen haben, und geben später besonders gute Mütter ab.

Schwache oder kranke Tiere, die im Interesse der Nachzucht zu beseitigen sind, schieße man ab, aber natürlich zuerst das Kalb!

4. Der Tierabschuß ist zunächst an den Schmaltieren vorzunehmen, da, wie schon bemerkt wurde, Schmaltiere und Spießer den Unbilden des Winters am leichtesten zum Opfer fallen und daher besser durch rechtzeitigen Abschuß genützt

werden sollen; auch hier sind zunächst schwache oder kranke Stücke zu beseitigen.

5. Dasselbe gilt für den Abschluß der Kälber. — Hat ein Tier Zwillingssäbber, so schieße man vor dem Winter beide oder wenigstens das schwächere ab.

Je sorgfältiger der hegende Weidmann in den unteren Altersklassen „durchforstet“, d. h. die Auslese mit der Büchse vornimmt, desto mehr Freude wird ihm an den älteren Kategorien des Wildstandes erwachsen, desto eher wird er nach und nach den Abschluß an starken Hirschen erhöhen können, weil infolge der besseren Nachzucht nicht mehr soviel geringe Hirsche werden abgeschossen werden müssen!

Auf umstehender Tabelle zeige ich unter I. die Zusammenfassung eines naturgemäß veranlagten Wildstandes mit dem zugehörigen rationalen Abschlußplan; unter II. die unrichtige Zusammenfassung eines Wildstandes mit rationellem Abschlußplan; unter III. die Wirkung eines willkürlichen, unrationellen Abschusses an demselben Wildstande; unter IV. die Umwandlung dieses durch unrichtigen Abschluß heruntergebrachten Wildstandes in einen naturgemäß zusammengefügten Wildstand durch successive Korrektur des Abschusses!

Der besseren Übersicht wegen nehme ich unter II., III. und IV. acht aufeinander folgende Jahrgänge an, welche ich dementsprechend mit fortlaufenden Jahreszahlen bezeichne.

(Siehe die Tabelle Seite 30.)

Dieser Tabelle möchte ich folgende Bemerkungen hinzufügen:

ad I. Der im Plane vorgezeichnete Abschluß könnte bei anhaltend gleichbleibendem Zuwachse von 70% Kälbern von den Alttieren gerechnet und normalen 4% an natürlichem Abgange nachhaltig vorgenommen werden, wenn der Wildstand nicht vergrößert werden soll.

Ein schablonenmäßiges Festhalten am Abschlußplane ist nicht zu empfehlen, nur von der Gesamtziffer des Hirsch- und Tierabschlusses soll man nicht abweichen — mit Rücksicht auf die Stabilität in der Zusammenfügung des Wildstandes!

Zeigt es sich (was ja lokal verschieden sein kann, obwohl in der Regel das Geschlechtsverhältnis bei den Kälbern ausgeglichen ist, d. h. gleichviel männliche und weibliche Kälber gesetzt werden), daß der Tierstand im Verhältnis zum Hirschstand

80 Hochwildstand und Abschluß pro 100 Stück und Annahme von 70% Zuwachs von Alttieren.

Was und wieviel kann gehegt werden?

	I.			II.			III.						IV.														
				1895			1896			1897			1898			1899			1900			1901			1902		
	a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.
Tiere	40	1	3	52	1	3	52	1	9	49	1	5	50	1	6	44	1	4	40	1	3	40	1	3	40	1	3
Schmaltiere	10	2	4	10	2	4	10	2	1	13	2	4	11	2	8	11	2	8	10	2	4	10	2	4	10	2	4
zusammen Tiere	50	3	7	62	3	7	62	3	10	62	3	9	61	3	14	55	3	12	50	3	7	50	3	7	50	3	7
Spießer	10	1	2	10	1	2	10	1	2	13	1	3	11	1	2	11	1	2	10	1	2	10	1	2	10	1	2
Gabler, schwache 6er	7		1	7		1	7		1	7		1	9	1	1	8		1	8	1	1	7		1	7		1
6er, schwache 8er . .	6		1	6		1	6		1	6		1	6		0	7		0	7		2	6		1	6		1
8er, schwache 10er .	5		0	5		1	5		2	5		1	5		0	6		0	7		2	5		0	5		0
angehend jagdb. Hirsche	5		0	4		1	4		2	3		1	4		0	5		0	6		0	5		0	5		0
jagdbare Hirsche . .	5		1	3		1	3		1	2		2	2		0	4		0	5		0	6		2	5		1
starke Hirsche	4		1	2		1	2		2	0		0	0		0	2		0	4		0	5		2	4		1
angehende Kapitalhirsche	3		1	1		1	1		1	0		0	0		0	0		0	2		0	4		1	3		1
Kapitalhirsche	5		2	0		0	0		0	0		0	0		0	0		0	0		2	0		0	5		2
zusammen Hirsche	50	1	9	38	1	9	38	1	12	36	2	8	37	2	3	43	1	3	49	2	7	50	1	9	50	1	9
Kälber-Zuwachs	28	2	6	36	3	13	36	2	8	34	3	9	35	3	10	29	2	7	28	2	6	28	2	6	28	2	6
= Abgang		28			36			38		34				35		28		27		28		28		28		28	

I. = Naturgemäßer Stand und Abschluß. II. = Unrationeller Stand, richtiger Abschluß. III. = Unrichtiger Abschluß von diesem Wildstande. IV. = Korrektur des Abschusses, um zum rationellen Wildstande zu gelangen.
a. = Stand. b. = Natürlicher Abgang. c. = Abschluß.

zu sehr zunimmt, obwohl ebensoviel Tiere als Hirsche zum Abschusse gelangen, so muß eine höhere Tierabschußziffer in den Etat eingestellt und der Hirschabschuß entsprechend verringert werden, und umgekehrt, wenn das Gegenteil beobachtet wird.

Ist in einem Jahre der Zuwachs geringer oder größer als hier angenommen wurde, so muß der Abschuß an Kälbern, Spießern und Schmaltieren, sowie die Gesamtsumme des Abschusses in diesem Jahre entsprechend eingeschränkt bezw. (bei den Kälbern) erhöht werden.

Ebenso wäre im Jahre nach einem strengen Winter, nach einer Seuche und dergl. der Abschuß in den Kategorien entsprechend einzuschränken, welche Verluste an Fallwild aufzuweisen haben.

Zeigen sich nach einem strengen Winter oder infolge anderer Ursachen auffallend viel schlechte Kälber, so muß in diesem Jahre der Abschuß vorwiegend in der Kälberklasse vorgenommen und Spießer und Schmaltiere mehr geschont werden. — Im folgenden Jahre, wenn sich die Kälber wieder normal stark erweisen, müssen diese mehr geschont und der Abschuß vorwiegend an den aus den vorjährigen schlechten Kälbern, welche dem Abschusse entgingen, erwachsenen Spießern und Schmaltieren vorgenommen werden.

Etwaige Überschreitungen oder Unterlassungen des einen Jahres in einer oder der anderen Kategorie muß der Abschuß des folgenden Jahres korrigieren. Haben z. B. die Hirsche 1898 im allgemeinen schlecht auf, so wird es sich empfehlen, in diesem Jahre die starken Hirsche zu schonen und lieber die schwachen behufs Eliminierung schlechten Zuchtmaterials stärker zu sichten. Im folgenden Jahre kann ich dann relativ mehr starke Hirsche schießen und werde durch die besseren Jagdtrophäen den Lohn meiner vorjährigen Enthaltksamkeit ernten!

In der Tabelle habe ich deshalb 9 Hirschkategorien angenommen, weil vor dem zehnten Lebensjahre von einem wirklich kapitalen Hirsche nicht recht gesprochen werden kann, und weil ich nachweisen wollte, wieviel schwache und jagdbare Hirsche vorhanden sein müssen, und wie Abschuß resp. Schonung in den einzelnen Kategorien stattfinden soll, damit Kapitalhirsche überhaupt erwachsen!

Wenn wie hier der Bestand an Kapitalhirschen mit 5 Stück angenommen wird, wovon jährlich 2 Stück abgeschossen und aus der vorhergehenden Kategorie ersetzt werden, so dürfte voraussichtlich kein Hirsch ein höheres Alter als 12 Jahre erreichen.

(Wenn die Stärke des Hochwildstandes nicht 100, sondern mehrere 100 Stück beträgt, stellt sich die Aussicht für einen oder den anderen Hirsch, ein höheres Alter zu erreichen, günstiger.) Will man also Kapitalhirsche von 15 und mehr Jahren erhegen und erlegen, so muß der Stand an Kapitalhirschen auf 8—10 Stück erhöht und damit auch das Verhältnis von Tier zu Hirsch im Wildstande auf 50 : 53, bzw. 50 : 55 modifiziert werden.

ad II. Wenn diese Zusammensetzung des Wildstandes im unrichtigen Verhältnisse der Hirsche zu den Tieren wie 38 : 62 als Norm beibehalten werden, der Gesamtstand nicht weiter erhöht, also der Abschuss-Zuwachs — natürlicher Abgang — festgehalten werden sollte, so erweist sich die Thatsache, daß ein solcher Wildstand weit weniger weidmännische Freude gewährt, als ein naturgemäß zusammengesetzter Wildstand wie sub I. Der starke Kälberabschuss, der gewiß wenig Vergnügen bietet, ist deshalb notwendig, da sonst durch Heranwachsen von mehr Spießern und Schmaltieren im folgenden Jahre das normierte Verhältnis von Hirsch und Tier verschoben und überhaupt der Wildstand über den Etat erhöht würde.

Auf den Besitz und Abschuss von Kapitalhirschen muß man bei so veranlagtem Wildstande und Abschüsse unbedingt verzichten, da bei einem so geringen Hirschstande keiner das entsprechende Alter erreichen kann. Damit nur 1 Kapitalhirsch zum Abschuss gelangen kann, müßte der Stand mindestens 2 angehend kapitale, 3 starke, 4 jagdbare, 4 angehend jagdbare, 5 schwache Achter resp. Zehner, 6 Sechser resp. Achter, 7 Gabler resp. Sechser und 10 Spießer aufweisen, das sind 41 Hirsche! Dieser Stand wäre notwendig, da die Möglichkeit geboten sein muß, in den jüngeren Kategorien zur Zucht ungeeignete Individuen abzuschießen, und ferner in den einzelnen Kategorien soviel Hirsche vorhanden sein müssen, daß der Abgang in den letzten Altersklassen durch den aufsteigenden Nachwuchs aus den vorhergehenden Kategorien gedeckt wird!

Während bei naturgemäßer Zusammensetzung des Wildstandes (vergl. I.) bei einem Abschusse von 9 Hirschen 5 starke erlegt werden können, dürfen und können hier (bei II.) nur 3 jagdbare und 6 geringe Hirsche abgeschossen werden!

In der vortrefflichen Jagdzeitung „Wild und Hund“ Nr. 20 des Jahrganges 1895 bespricht ein Herr D. v. D. die kapitalen, auf den deutschen Geweihausstellungen mehrfach prämierten Geweihe des Fürsten Pleß, sowie die von der fürstlichen Verwaltung veröffentlichten Ergebnisse der Wildstanderhebungen

und Abschußlisten in einer Weise, welche mich veranlaßt, einige seiner logischen Bemerkungen zur Befräftigung der vorstehend entwickelten Ansichten hier wiederzugeben. Dieselben knüpfen sich an den pro 1895 nachgewiesenen Stand von: 386 Hirschen, und zwar 10 von 18, 11 von 16, 35 von 14, 68 von 12, 63 von 10, 62 von 8, 50 von 6 Enden, sowie 87 Gablern und Spießern; 441 Stück Kahlwild, und zwar 213 Alt-, 83 Schmaltieren und 145 Kälbern — und lauten unter Weglassung der für meinen Zweck unwesentlichen Stellen: „Was zunächst in die Augen springt, ist der starke Stand an jagdbaren Hirschen. Es sind 124 Hirsche von 12 Enden, und darüber vorhanden bei einem Gesamtstande von 827 Stück; ein Beweis, daß der traurige Nothbehelf unserer Epigonenzzeit, schon den 10-Enden als jagdbar gelten zu lassen, nur ein armseliges Renommiermittel darstellt.

Fast der sechste Teil allen Rotwildes besteht aus jagdbaren Hirschen! Dann werden einschließlich der 10-Enden 262 geringe Hirsche, Gabler und Spießer angegeben, so daß von dem gesamten Bestande an Hirschen $\frac{1}{3}$ auf die jagdbaren, $\frac{2}{3}$ auf die geringen entfällt.

Diesem erfreulichen Stande gegenüber ist das Kahlwild wohl nach der Meinung vieler nur schwach vertreten: 386 Hirsche und nur 441 Stück Kahlwild!¹⁾

¹⁾ In Nr. 7, 1898 derselben Zeitschrift ist Abschuß und Bestand des 11000 ha großen fürstl. Pleß'schen Tiergartens folgendermaßen angegeben:

A. Abschuß Stück:

Enden :	Hirsche										Wild				Gesamtsomme
	20	18	16	14	12	10	8	6	Gabler und Spießer	Summe	Alttiere	Schmaltiere	Kälber	Summe	
im Jahre 1894	1	2	3	6	10	12	3	3	17	57	29	30	36	95	152
" " 1895	1	7	8	7	16	7	13	6	6	71	46	16	20	82	153
" " 1896	2	5	3	15	4	6	3	7	10	55	9	29	36	74	129
" " 1897	—	5	6	11	11	8	4	5	21	71	28	20	26	74	145
Zusammen	4	19	20	39	41	33	23	21	54	254	112	95	118	325	579
Durchschnittlich jährlich	1	5	5	10	10	8	6	5	14	64	28	24	30	82	146

B. Die Wildzählungen ergaben einen Bestand von Stück:

am 8. Januar 1895	—	10	11	35	68	63	62	70	87	386	213	83	145	441	827
" 12. " 1896	1	7	15	46	50	65	72	60	70	386	218	84	154	456	842
" 9. " 1897	2	5	15	48	65	69	77	49	86	416	207	81	153	441	857
" 31. Dezember 1897	3	2	16	46	64	76	78	73	68	426	237	95	168	500	926

Wenn man dieses Verhältnis unter Weglassung der Kälber einerseits und der Gabler und Spießer andererseits — das letztere wird freilich nicht ganz stimmen — für die Brunst in Betracht zieht, so kommen auf 296 Stück Kahlwild 299 Hirsche, also rund auf jedes Stück Mutterwild 1 Hirsch — was muß das für ein Leben sein auf und bei den Brunstplätzen! Es muß den Plaghirschen schwer werden, ihren Harem zusammenzuhalten; es drohen nicht nur Rivalen in den geringen, auch starke Hirsche sind stets von neuem abzuschlagen — ein häufiger Wechsel der Plaghirsche wird nicht ausbleiben.

Wie wird es aber mit der Nachzucht aussehen? Gewiß nicht schlecht — erschöpfte Hirsche werden kaum zum Beschlagen kommen — durch das ununterbrochene Herausfordern, durch häufigen Wechsel der Plaghirsche kann der Brunsttrieb nur gesteigert werden; der Beschlag durch vollkräftige Hirsche auf der höchsten Höhe des Brunsttriebes kann nur von den besten Folgen für die Nachzucht sein. So sind ja von 242 Alttieren — den Abschluß eingerechnet — 181 Kälber vorhanden, also 75 % — gewiß ein sehr günstiges Verhältnis! Wahrscheinlich ist es aber noch günstiger. Wer Erfahrung in diesen Dingen hat, wird wissen, daß Alt- und Schmaltiere nicht immer mit unbedingter Sicherheit angesprochen werden können. Man könnte daher, falls nicht im Jahre vorher ein merklich höherer Abschluß an Kälbern, als der für 1894 angegebene, stattgefunden hat, und unter Würdigung des Umstandes, daß nicht jedes Schmaltier sich so entwickelt, daß es im zweiten Jahre seines Daseins mit Erfolg beschlagen wird, mit einigem Rechte der Ansicht sein, daß unter der für Alttiere angegebenen Zahl noch einige Schmaltiere stecken.

Wie ist nun dieses Geschlechts- und Altersverhältnis entstanden? Man wird nicht fehlgehen, wenn man die Lösung dieser Frage in der Art des Abschusses sucht, wie ihn der für 1894 mitgeteilte an die Hand giebt. Offenbar ist der Abschluß seit langen Jahren nach einem festen Plane gehandhabt — dafür sind die 124 jagdbaren einwandfreie Zeugen. Ein solch großartiger, alles was man bisher erwarten zu dürfen glaubte, weit übertreffender Erfolg kann nur der Lohn langjähriger, planmäßiger Erziehung sein. Ob dabei durch Kreuzung und Fütterung mitgeholfen ist, verschlägt nicht viel, den Ausschlag gab die Art des Abschusses.

Es sind 1894 abgeschossen: 57 Hirsche, darunter 22 jagdbare und 35 geringe. Wenn man in Rechnung zieht, daß von

297 geringen Hirschen — der 94er Abschluß ist hier mitgerechnet — nur 35 gestreckt wurden und von diesen 35 noch dazu 17 Gabler und Spießer sind, daß somit ein bedeutender Teil dieser auch die 10er Klasse mit umfassenden Zahl im nächsten Jahre schon in die Reihe der jagdbaren übertritt; wenn man ferner annimmt, daß von den jagdbaren Hirschen, bei denen ja der Abschluß fast ein Siebentel des Bestandes erreicht — was als sehr schonend angesehen werden muß —, nur solche abgeschossen wurden, welche als kapital gelten können oder bei denen eine weitere Entwicklung nicht mehr zu erwarten war, so kommt man der Erklärung des großartigen Erfolges schon näher.

Als Richtschnur für den Abschluß der Hirsche hat offenbar der Gedanke gedient: Abschluß minderwertiger Spießer und Gabler, Schonung der Sechsz-, Acht- und Zehn-Ender, stärkerer Abschluß der jagdbaren.

In seiner ganzen Eigenartigkeit tritt das Pleß'sche System zu Tage, wenn man damit das Zählungs- und Abschlußergebnis eines anderen nach den bisher allgemein für gut gehaltenen Grundsätzen behandelten Rotwild-Revieres vergleicht. Es stehen mir zwar nicht so detaillierte, aber ebenso zuverlässige Zahlen zu Gebote, die ich nachstehend mitteile. Nach der Zählung während der Brunst 1894 standen in den Revieren G. 164 Hirsche, darunter 10 jagdbare, 18 Zehn-Ender und 136 von 8 und 6 Enden, Gabler und Spießer, sowie 604 Stück Kahlwild, dessen Altersklassen nicht angegeben werden können.

Der Abschluß bezifferte sich auf 3 jagdbare, 3 Zehn-Ender, 18 geringe Hirsche, 1 Gabler, 8 Spießer, und an Kahlwild auf 18 Alttiere, 20 Schmaltiere und 72 Kälber, zusammen auf 33 Hirsche und 116 Stück Kahlwild. Der Übersichtlichkeit wegen mögen die Zahlen gegenübergestellt werden:

		Stand		Abschluß	
		Hirsche	Kahlwild	Hirsche	Kahlwild
Reviere	Pleß . . .	443	536	57	95
"	G. . . .	164	604	33	116.

In den Pleß'schen Revieren stehen dreimal soviel Hirsche als in den G.'schen; es wurden von diesen abgeschossen in P. der 8. Teil, in G. der 5. Teil des Standes. Das Weitere ergibt sich von selbst. Soll das Pleß'sche Vorbild erreicht werden, so müßten die Hirsche in G. noch mehr geschont und das Kahlwild unter Schonung der Alttiere stärker zum Abschluß herangezogen werden. Ähnlich wird es auf den meisten Rotwildrevieren aus-

sehen — wenn immer die starken Hirsche dann abgeschossen werden, wenn sie eben die Jagdbarkeit erreicht haben, und das ist leider meistens der Fall, so kann es nur wenige geben und die kapitalen bleiben weiße Raben.“

ad III. Dieses Beispiel beweist, wie der gedankenlose Abschuß von starken und jagdbaren Hirschen ohne Rücksicht auf die Gliederung und Reproduktion des Hochwildstandes in seinen einzelnen Kategorien sehr rasch zur Degenerierung führen muß!

Da hier weniger Kälber als sub II und dafür mehr Hirsche und Tiere abgeschossen werden, so wird dadurch eine unverhältnismäßige Vermehrung in der Schmaltier- und Schneider-Kategorie herbeigeführt; das Streben, möglichst viel jagdbare Hirsche zu erlangen, hat wieder eine unverhältnismäßige Verminderung der besseren Hirsche zur Folge. — Resultat: schon im zweiten Jahre fehlen die Kategorien „kapital“ und „stark“ gänzlich!

Nimmt man außerdem an, daß nur 2 der jagdbaren bzw. angehend jagdbaren Hirsche vor oder zu Beginn der Brunst erlegt wurden, so blieben nur 4 jagdbare bzw. angehend jagdbare Hirsche für den Beschlagnahme von 62 Tieren übrig, was bestimmt zur Degenerierung des Wildstandes führen muß.

ad IV erscheint mir jede Bemerkung überflüssig, da es auf der Hand liegt, daß während der Korrekturperiode der Mehrabschuß an Kahlwild hauptsächlich kranke und schwache, der eingeschränkte Hirschabschuß ausschließlich schlechte, zur Nachzucht ungeeignete Stücke treffen soll. —

Nun gelangen wir zur Frage:

Wann der Abschuß richtig und zweckmäßig vorzunehmen ist?

Im allgemeinen kann man sagen: Der Abschuß ist zu der Zeit vorzunehmen, wann Geweih oder Wildbret den größten Wert besitzen und wann die Jagd den höchsten weidmännischen Genuß bietet.

Im besonderen glaube ich folgende Grundsätze aufstellen zu dürfen:

1. Hirschabschuß. Der Hirsch soll nicht geschossen werden, bevor er sein Geweih verfest hat; nur Knospfpießer soll man schießen, wann immer man sie innerhalb der gesetzlichen Schußzeit kriegen kann. Wer es übers Herz bringt, einen guten Hirsch mit unverfestem Geweih zu schießen, sollte keinen Anspruch auf den Ehrennamen Weidmann erheben!

Wo es gesetzlich gestattet ist, nach der Brunst noch Hirsche zu schießen, sollte der richtige Jäger doch wenigstens die jagdbaren Hirsche in Ruhe lassen; „statt schießen soll man dann tüchtig füttern“, sagte der selige Oberförster Merrem, und er hatte sehr Recht, weil nach der Brunst und im Winter der Hirsch schlecht im Wilde ist und außerdem sein Abschluß um diese Zeit kein nur annähernd ähnliches Vergnügen gewährt, wie in der Feistzeit oder gar während der Brunst!

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der schwere Feisthirsch mehr und besseres Wildbret liefert, als der Brunsthirsch, aber ich bin kein Fleischer, und wenn ich auch zugebe, daß die Überlistung des schlauen und vorsichtigen Feisthirsches einen großen Reiz hat, so muß ich doch immer, wenn ich einen starken Hirsch in der Feistzeit auf der Strecke sehe, daran denken, welch herrliches Bild dieser Recke in der Brunst abgegeben hätte, ob er nun mächtig röhrend sein Rudel zusammentriebe oder im Bewußtsein der Kraft und Leidenschaft dem ebenbürtigen Nebenbuhler kampfslustig entgetrete! Die höchste Weidmannslust ist es unstreitig, den starken Brunsthirsch zu pirschen und zu erlegen.

In der Feistzeit ist der Abschluß der geringen Hirsche am vorteilhaftesten, da dann wenigstens ihr Wildbret wertvoll ist.

2. Kahlwildabschluß. Derselbe ist zweckmäßig dann vorzunehmen, wenn das Wildbret vorteilhaft zu verwerten ist und durch die Jagd auf Kahlwild die Hirschpirsch nicht beeinträchtigt wird.

Die gesetzliche Schonzeit ist selbstverständlich zu berücksichtigen, doch kann auch hier lokalen Bedürfnissen Rechnung getragen werden. Im allgemeinen wird die Regel beobachtet, das Kahlwild vom Ende der Brunst bis Ende Dezember abzuschließen, da zu dieser Zeit der Hirschabschluß erledigt zu sein pflegt und das Wild noch gut im Wildbret ist. Für Tiere und Kälber lasse ich diese Regel gelten, doch scheint es mir, daß die im Hochgebirge mehrfach angewandte Praxis, Schmaltiere und Gelbtiere schon anfangs August auf Pirsche oder Anstand abzuschließen, viel für sich hat!

Im Sommer ist das Schmaltier viel leichter vom Alttier zu unterscheiden als später, und auch das alte Gelbtier ist im Sommerkleide leichter anzusprechen, besonders da zu dieser Zeit das Kalb die Mutter nie verläßt, mithin ein Tier ohne Kalb im Sommer mit mehr Berechtigung als Gelbtier angesprochen werden kann, als im Spätherbst oder Winter, wo das Kalb vielleicht schon abgeschossen wurde.

Da bei größerem Wildstande der Kahlwildabschuß nicht so leicht zu erledigen ist, muß es gewiß als vorteilhaft bezeichnet werden, wenn man damit zu einer Zeit den Anfang machen kann, wo es nicht so schwer ist, der zum Abschluß bestimmten Stücke habhaft zu werden, ganz abgesehen davon, daß in der Saison der Sommerfrischen und Bäder das Wildbret besser verwertet wird.

Während der Brunst bietet sich häufig die Gelegenheit, nachdem man mit Erfolg auf den Hirsch seinen Schuß abgegeben, noch ein Stück Kahlwild zu erlegen, wenn das Wild nach dem ersten Schusse noch verhofft oder nach kurzer Flucht stehen bleibt, um zu sichern, was bei sonst nicht beunruhigtem Wilde nicht selten vorkommt, da es den Knall des Schusses nicht übermäßig scheut, wenn der Urheber desselben ihm nicht gleich sichtbar ist. Solche Gelegenheiten sollte man zum Abschusse schlechter Schmaltiere und besonders geringer Kälber ausnützen, da es sich sehr empfiehlt, den Kälberabschuß nicht allzulange in den Winter hinein aufzuschieben, denn es kommt dem Muttertiere wesentlich zu statten, je eher es von der Pflicht enthoben wird, im Winter für zwei Wesen sorgen zu müssen: das Kalb und die Frucht in der Tracht! Das Tier und das Kind im Mutterleibe entwickeln sich dann sicherlich besser, und der zeitliche Abschluß des Kalbes (namentlich wenn es sich um Zwillingssäbber handelt) kommt der Nachzucht zu statten.

Wie soll der Abschluß gehandhabt werden?

Wer den Abschluß rationell durchföhren will, unterlasse die Treibjagd und schieße sein Wild auf der Pirsche und auf dem Anstand!

Wie jede Regel hat auch diese berechnigte Ausnahmen: wenn es sich darum handelt, einer größeren Anzahl von Gästen ein jagdliches Vergnügen zu bereiten, — Wild, das sich nur vorübergehend in abgelegenen Revierteilen aufhält und wegen herrschender Unruhe vielleicht nicht anders zu bekommen ist, oder in einzelnen Revierteilen zu sehr konzentriert ist, oder in der Nähe von Feldern und jungen Kulturen großen Schaden verursacht, abzuschießen: in solchen Fällen bleibt nichts anderes übrig als Treibjagden zu veranstalten, nur lasse man die Treibjagd nicht zur Regel werden, sondern besorge den Abschluß in der Regel auf Pirsche und Anstand.

Der erste Grund für diese Regel ist die Tatsache, daß das Revier durch eine Treibjagd sehr beunruhigt wird und die

Folgen dieser Beunruhigung, namentlich wenn öfters getrieben wird und gar, wenn Hunde dabei verwendet werden, sich dauernd geltend machen.

Der zweite Grund liegt in der Unmöglichkeit, den Abschluß mit der für die qualitative Regelung des Wildstandes so notwendigen sorgfältigen Auswahl vorzunehmen, denn ich kann meinem Gaste, den ich vielleicht von weither hergelockt habe, nicht zumuten, den ganzen Tag im Walde bei großer Hitze oder Kälte und unter anderen Beschwerden herumzulaufen und stundenlang dazustehen und dann jedes Stück genau auf Stärke und Geweihbildung zu prüfen, bevor er losdrücken darf, denn einmal ist er das bei flüchtigem Wilde garnicht imstande und dann ist der günstige Augenblick für einen sicheren Schuß gleich verpaßt.

Der dritte Grund endlich ist der, daß unter normalen Verhältnissen das Ziel, den präliminierten Abschluß durchzuführen, auf der Pirsch sicherer, besser und jedenfalls mit weit größerem weidmännischen Genuß zu erreichen ist, als beim Treiben, das, namentlich wenn große Triebe, besonders in ausgedehnten Dickungen, genommen werden, als ein höchst problematisches Unternehmen sich zu erweisen pflegt. — Kann man den Abschluß auf Pirsche und Anstand absolut nicht bewältigen (hier wird freilich oft Ursache und Wirkung verwechselt: wo häufig getrieben wird, kann man dem Wilde auf der Pirsche nicht leicht beikommen, da es spät und unregelmäßig auszieht und sehr scheu ist!), so helfe man sich lieber mit Riegeln, daß keine so große Beunruhigung verursacht wie das Treiben und weit sicherer zum Ziele führt, wenn man die Wechsel genau kennt, sich mit gutem Winde anstellt und den betreffenden Waldort durch einen oder zwei lokal- und wechsellkundige Jäger still durchdrücken läßt. Natürlich wird man dabei seinen Zweck noch sicherer erreichen, wenn die unbefestigten Wechsel verlappt werden.

Beim Riegeln kommt das Wild dem Schützen gewöhnlich vertraut und langsam, so daß immerhin für den ruhigen, bedächtigen Jäger Ansprechen und Auswahl der richtig abzuschießenden Stücke möglich ist. Beim Treiben entfällt meistens diese Möglichkeit, weshalb man, um den rationellen Kahlwildabschluß nicht ganz aufgeben zu müssen, bei Treibjagden auf Kahlwild nur Kälber abzuschießen gestatten sollte.

Will man aus irgend einem Grunde ausnahmsweise weniger rigoros vorgehen, so halte man wenigstens den Grundsatz fest,

daß niemals auf das Kopftier, nicht auf die auffallend starken, sondern im Gegenteil auf die auffallend schwachen Tiere, und immer das Kalb vor dem Tiere geschossen werden soll.

Ich bin kein Freund der Kahlwildjagden im Winter, bei welchen nur die eine Gewißheit besteht, sehr lange sitzen und sehr frieren zu müssen, während das Resultat immer zweifelhaft ist. Da ist doch ein Pirschgang im Spätherbste, eine Pirschfahrt im Wagen durch den herbstlich gefärbten Wald oder eine Fahrt auf dem Ochsen Schlitten durch die stille, ernste Winterlandschaft viel schöner, angenehmer und meistens erfolgreicher. Die beste Gelegenheit, die zur Nachzucht am wenigsten geeigneten und für den Abschluß prädestinierten Stücke auszumachen und zu erlegen, bietet unbedingt der Anstand bei der Fütterung, nur darf damit kein Mißbrauch getrieben und das Wild nicht unnötig beunruhigt werden. Wenn das Wild die Fütterungen regelmäßig annimmt, ist es dort aus einem Schirme oder Hochstande vom Jagdpersonale zu beobachten, welches die zum Abschusse geeigneten Stücke zu melden und dem betreffenden Schützen an Ort und Stelle zu bezeichnen hat. Pflicht des letzteren ist es dann, nur einen ganz sicheren Schuß abzugeben, nach dem Schusse sich nicht zu zeigen, nicht zu sprechen, zu rufen oder zu blasen, solange etwa noch Wild in Seh- oder Hörweite sich befindet. Erst dann darf man zu seiner Beute heraustreten oder, wenn das Stück nicht im Feuer blieb, die erste Nachsuche beginnen. Aufgebrochen darf das Stück selbstverständlich nicht in der Nähe der Fütterung werden und muß man es möglichst rasch von dort entfernen. Beobachtet man diese Regeln und schießt man nicht oft und zu bald nacheinander bei derselben Fütterung, so wird das Wild die Fütterungen nach wie vor annehmen und sich nicht dauernd beunruhigt erweisen. — Wird bei den einzelnen Fütterungen zu verschiedenen Stunden vorgelegt, so kann man auf einem Pirschgange resp. einer Fahrt mehrere Fütterungen auffuchen und so voraussichtlich eine bessere Strecke erzielen als bei einer Treibjagd, und zwar mit weniger Beunruhigung des Wildes und mehr Nutzen für die Reproduktion des Wildstandes. —

Auf die Gefahr hin, längst bekanntes zu wiederholen, muß ich zum Schlusse dieses Abschnittes folgende allgemeine Regeln dem hegenden Jäger ans Herz legen, da ruhiges, sicheres Schießen und gewissenhafte Nachsuche bei der Vornahme des Abschusses unbedingt geboten sind, wenn der beste Abschlußplan nicht illusorisch werden soll!

Der Schütze soll zuerst schauen und dann schießen; das richtige Stück auswählen; die Distanz schätzen, da allzuweites Schießen ohne Not auf nütliches Wild trotz bester Waffe nicht weidmännisch zu nennen ist; vor dem Schusse den Standort des Wildes durch Festhalten auffallender Merkzeichen, z. B. eines weißen Steines, eines gebrochenen Astes, eines Stockes u. dgl. dem Gedächtnisse einprägen, um dann den Anschuß leicht finden zu können (es ist unglaublich, wie leicht man nach dem Schusse durch die Aufregung, dadurch, daß man dem flüchtigen Wilde nachsieht u. a. irregeleitet wird); nach dem Schusse, wenn man allein ist, durch Befestigen des Taschentuches, Verbrechen, Anplätzen eines Baumes den eigenen Standort bezeichnen, bevor man den Platz verläßt, um den Anschuß zu suchen; hat man einen Begleiter, diesen auf den Anschuß schicken und dort einrichten und selbst stehen bleiben; ist der Anschuß gefunden, ihn verbrechen und nach der Beschaffenheit der etwa vorhandenen Schnitthaare, Schweiß oder Knochensplitter im Zusammenhange mit dem Zeichnen des Wildes zu beurteilen trachten, wo die Kugel sitzt, um darnach Zeit und Art der Nachsuche zu bestimmen; liegt das Stück nicht in der Nähe oder nimmt es eine Dückung an, nicht weiter nachsuchen ohne Schweißhund und nicht zu bald nachziehen, es sei denn, daß es stark regnet oder Regenwetter bevorsteht. —

Diese Regeln finden bei der Jagdausübung auf alle zur hohen Jagd gehörenden Wildgattungen Anwendung, weshalb ich in den folgenden Abschnitten, die sich mit Gems- und Rehwild befassen, nicht mehr darauf zurückzukommen brauche; dasselbe gilt von der Beantwortung der Frage:

Wer ist berufen, den Abschluß vorzunehmen?

Da keinem Jagdherrn die Wildhege Selbstzweck ist, sie vielmehr dazu dienen soll, ihm und seinen Gästen die hohen Freuden der Jagd zu verschaffen, so wird auch in der Regel der Abschluß des Wildes ihm und seinen Gästen vorbehalten sein. Ein weidgerechter Jagdherr, der sein Wild liebt, sollte aber nur solche Jagdgäste einladen, welche sich weidmännisch benehmen, vorsichtig und gut schießen, kein unerlaubtes Stück beschießen und kein sonstiges Unheil anrichten. Einen Gast, der nicht ganz sicher ist, sollte man niemals allein im Revier loslassen; handelt es sich um den Abschluß von Stücken, die mit Rücksicht auf die Nachzucht besonders ausgewählt werden sollen,

so kann ein Gast meistens überhaupt nicht allein pirschen, sondern nur in Begleitung eines erfahrenen und ortskundigen Jägers.

Ist der Jagdherr selbst ein solcher und verfügt er neben der genauen Kenntniss des Wildstandes auch über die nötige Zeit, so mag er, wenn das Jagdgebiet nicht zu groß ist, auch den Abschuss dieser zur Nachzucht ungeeigneten Stücke selbst besorgen; trifft aber eine dieser Bedingungen nicht zu, so sei es dem Jagdschutzpersonale nicht nur gestattet, sondern strenge aufgetragen, alle kranken, schwachen, zur Reproduktion ungeeigneten Stücke abzuschießen, wenn sie dieselben innerhalb der gesetzlichen Schusszeit schussmäßig antreffen.

Der Jäger, der Tag für Tag im Revier ist, kennt sein Wild naturgemäß weit genauer als der Jagdherr und ist gewiß besser in der Lage, die schlechten und kranken Stücke, etwaige Gelbtiere oder Gelbgeißen zu kennen und richtig anzusprechen, ist daher im Interesse des Wildstandes in erster Reihe berufen, diesen Abschuss zu besorgen. Je gewissenhafter er es thut und je freier er es thun darf, desto weniger wird er mit der Zeit in die Lage kommen, es zu thun, und desto mehr Freude wird dem Jagdherrn am Abschusse guten, starken Wildes in Zukunft erwachsen. —

1851

1866



B. Das Reh.

Im vorstehenden Abschnitte über das Hochwild habe ich getrachtet, die einzelnen Gesichtspunkte, welche für die Zusammensetzung des Wildstandes, sowie für die Hege mit der Büchse von Bedeutung sind, nicht nur aus der Natur des Wildes selbst zu begründen, sondern auch mit Rücksicht auf die Verhältnisse in den Kulturländern systematisch zu entwickeln. Da nun im allgemeinen das Kehwild bezüglich Paarung und Fortpflanzung in seinen Bedürfnissen und natürlichen Anlagen vom Hochwilde nicht wesentlich verschieden ist, so kann ich mich in diesem Abschnitte kürzer fassen, in betreff der allgemeinen Gesichtspunkte auf den vorigen Abschnitt verweisen und nur die das Reh speciell berührenden Betrachtungen ausführlicher behandeln.

I. Stärke des Wildstandes.

Wieviel Kehwild auf einem bestimmten Terrain erhalten werden kann, hängt auch hier von der Leistungsfähigkeit, von den natürlichen Hilfsmitteln des Reviers ab, doch liegt es auf der Hand, daß bei der Anspruchslosigkeit des Kehwildes auf relativ kleinerem Terrain schon ein bedeutender Rehstand gehegt werden kann, während das Hochwild große, zusammenhängende Waldkomplexe beansprucht, wie im Kapitel über das Jagdterrain näher ausgeführt werden soll.

II. Wie soll der Rehstand beschaffen sein?

Die Normen für die naturgemäße Gliederung des Hochwildstandes habe ich aus eigenen Beobachtungen im Urwalde in Übereinstimmung mit theoretischen Betrachtungen hervorragender Weidmänner zu entwickeln versucht, für das Rehwild kann ich nicht mit gleicher Sicherheit die Theorie aus der Beobachtung des Rehstandes im Urzustande konstruieren, da im Urwalde das große Raubwild keinen nennenswerten Rehstand aufkommen läßt, mithin die Gelegenheit zur Zusammenstellung ausgiebigen Beobachtungsmateriales fehlt, um zu überzeugenden Resultaten gelangen zu können. Immerhin glaube ich aus den Wahrnehmungen in verschiedenen Urwaldgebieten die Ansicht schöpfen zu dürfen, daß unter den wenig zahlreichen Rehen dort mehr Böcke anzutreffen sind als Geißen. — Dieselbe Wahrnehmung machte ich in einem großen Hochgebirgsreviere, wo seit vier Jahren kein Stück Reh abgeschossen wurde, weil ich einerseits den Rehstand heben, andererseits in der Richtung des Gegenstandes, der uns hier beschäftigt, Erfahrungen sammeln wollte. Der seither erfreulich angewachsene Rehstand weist eine nahezu gleiche Verteilung der Geschlechter auf, in einem Revier trifft man mehr Geißen, im anderen mehr Böcke, im ganzen ist das Geschlechtsverhältnis ausgeglichen! Stelle ich diese und ähnliche Beobachtungen in normal bejagten, rationell gehegten Revieren mit den wiederholt veröffentlichten Erfahrungen und Ansichten bewährter Fachmänner zusammen, so glaube ich folgende Grundsätze für die Zusammensetzung des Rehstandes aufstellen zu dürfen.

1. In einem naturgemäß gegliederten Rehstande sollen nahezu ebensoviel Böcke als Geißen vorhanden sein. — Diesem Grundsatz entspricht die, wie ich glaube, allgemein angenommene Thatsache, daß der Nachwuchs in der Regel aus ebensoviel Bock- als Geißkitzen besteht. Nach meiner Erfahrung neige ich sogar der Ansicht zu, daß mehr Bockkitze zur Welt kommen, welche Meinung auch durch die Reflexion an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß in Revieren, wo immer nur Böcke geschossen und die Geißen vollständig geschont werden, längst ein krasses, völlige Degenerierung mit sich bringendes Mißverhältnis der Geschlechter obwalten müßte.

2. Da die Rehgeiß häufig 2, ja auch 3 Kitz setzt, während Tiere mit 2 Kälbern zu den seltenen Erscheinungen gehören, so ist die Vermehrung des Rehwildes eine weit stärkere als die des Hochwildes.

Wenn aber einerseits der natürliche Zuwachs insolgedessen ein größerer ist, so trifft dies andererseits auch beim natürlichen Abfall zu, indem das Rehwild weit zarter und weniger widerstandsfähig ist als das Hochwild. — Aus zahlreichen statistischen Daten geht hervor, daß die Verluste strenger Winter, nasser Sommer u. das weibliche Rehwild weit mehr treffen als die Böcke. Im natürlichen, ungehegten Zustande gehen in ungünstigen Jahren zahlreiche Geißen und Kitze ein und zwar zunächst alle schwachen, kümmernden oder kranken Stücke, wodurch einerseits ein verhältnismäßiges Prävalieren der Böcke begünstigt, andererseits eine übermäßige Vermehrung des Standes überhaupt und die Nachzucht nach schlechten, kranken Eltern im besonderen verhindert wird.

Was im ungehegten Reviere die Natur besorgt, muß im gepflegten Reviere die Büchse des Jägers thun: je mehr hier durch rationelle Hege der natürliche Abgang eingeschränkt wird, desto sorgfältiger muß der Rehstand quantitativ und qualitativ durch richtigen Abschluß geregelt werden. —

3. In der Brunst steht der Bock so lange bei einer Geiß, als dieselbe brunstig ist, dann sucht er wieder eine andere, um ihr beiderseitiges Bedürfnis zu befriedigen. Da nun die Brunst nicht gar lange dauert, kann ein starker Bock kaum mehr als 6 Geißen erfolgreich bedienen. Sind viele gelte Geißen vorhanden, welche an die Leistungsfähigkeit des Bockes immer neue Anforderungen stellen und ihn dauernd in Anspruch nehmen, — sind ferner im Verhältnis zur Zahl der Geißen im Rehstande zu wenig starke Böcke vorhanden, so sind diese nicht fähig, den Beschlag sämtlicher Geißen zu besorgen, wozu sie doch nach dem in der Natur geltenden Rechte des stärkeren im Interesse des Nachwuchses berufen wären, und die überzähligen Geißen müssen entweder bei unreifen, schwachen oder gar kranken Böcken Befriedigung suchen oder gelt bleiben. Da gegen das Letztere der natürliche Fortpflanzungstrieb sich sträubt, werden manche Geißen nachträglich nochmals brunstig, werden dann von übermäßig abgehegten und erschöpften Böcken beschlagen und setzen im folgenden Jahre spät ein schlechtes Kit. — Als Folge dieser Verhältnisse tritt notwendig Degenerierung ein, und zwar, wie wir beim Hochwilde näher ausgeführt haben, infolge übermäßigen Abbrunstens, infolge von Nachbrunst, von Nachzucht nach zu jungen, nach kranken oder schlechten

Stücken, endlich von Inzucht, welche besonders in eingezäunten Gehegen sich bald geltend macht, wenn nicht für Blutauffrischung gesorgt wird. —

4. Wie alle schlechten Eigenschaften (kurze Enden, niedere, steil- und enggestellte, sowie verkümmerte, abnorme Gehörnbildung, allgemeine Schwäche im ganzen Habitus etc.), so vererben sich auch die guten Formen beim Rehwilde in auffallender Weise: starke, hohe, breitausgelegte Gehörnbildung, reiche Perlung, lange Enden, Neigung zu vermehrter Endenzahl, allgemein kräftige Entwicklung des Wildes etc. Der Apfel fällt eben auch hier nicht weit vom Stamm! —

In rauhen, unzugänglichen Lagen, wo nur die kräftigsten Individuen die Not des Winters überstehen, überdies der Fuchs die schwachen und kranken Stücke holt, ist man oft überrascht, weit stärkeres Wild und kapitalere Böcke zu sehen, als in mancher milden Gegend, wo überdies durch reichliche Fütterung alles Wild, ob stark oder schwach, dem Wildstande erhalten bleibt. In diesen Gegenden fehlt es eben an der rationellen Hege mit der Büchse, während in jenen die Natur dafür gesorgt hat, daß nur gesunde, kräftige Eltern zur Fortpflanzung gelangen, daß das Geschlechtsverhältnis nicht zu gunsten der Geißen verschoben wird, und daß infolgedessen nur die starken Böcke die vorhandenen Geißen allein beschlagen und ihre guten Eigenschaften auf den Nachwuchs vererben können.

Gegen diesen Grundsatz, daß der Rehstand nahezu ebensoviel Böcke als Geißen und mindestens so viel starke Böcke enthalten soll, daß diese allein den Beschlag der vorhandenen Geißen besorgen können, wird häufig eingewendet, daß in diesem Falle die starken Böcke untereinander heftig kämpfen und die schwachen Böcke aus dem Reviere vertreiben und so den Wildstand zu gunsten der Nachbarn schädigen müssen! Es ist ja richtig, daß vor Eintritt der Brunst die starken Böcke einander treiben und auch kämpfen, weil jeder bestrebt ist, seinen Standort von lästigen Nebenbuhlern zu befreien. Solche Distrikte, wie sie ein Platzbock in der Brunst für sich beansprucht, sind aber nicht so groß, so daß viele starke Böcke in einem größeren Reviere nebeneinander ihren Standort wählen und behaupten können. — In Revieren, wo nicht zu viel Geißen vorhanden sind, werden die schwachen Böcke gar nicht als Nebenbuhler auftreten, daher auch nicht vertrieben werden. Ich habe in solchen richtig gehegten Revieren sehr oft schwächere Böcke während der Brunst

beobachtet, die wie unschuldige Kinder ohne jeden erotischen Gedanken ihrer Nung nachzogen, während daneben ein starker Bock die Geiß sprengte, ohne den harmlosen Jüngling irgendwie zu beachten. Der schwache Bock kommt in solchen Revieren eben gar nicht dazu, eine Geiß zu beschlagen, läßt er es sich aber ja einmal einfallen, die verbotenen Freuden zu kosten, so wird er sofort von einem älteren Herrn so grob auf den Pfad der Tugend zurückgewiesen, daß er lieber bei den Freuden seines Alters bleibt und während des Wsens höchstens aus der Ferne den interessanten Vorgang beobachtet. Bis er einmal ebenso stark und wehrfähig ist wie jener, kommt auch er an die Reihe, vorläufig aber steigt er keiner Geiß mehr nach und darum braucht er nicht weiter vertrieben zu werden! Übrigens giebt es ja notorische Raufer, gewöhnlich alte starke Böcke, welche ihr als Stoßwaffe gefährlich entwickeltes Gehörn in der Regel sehr zeitlich verschlagen haben und schon vom Mai an andere Böcke heftig treiben und abzuschlagen suchen. — Solche Raufer, die eben am vorzeitigen Treiben und auch daran kenntlich sind, daß sie selten einen festen Stand einhalten, sind allerdings für ein Revier gefährlich, da sie wirklich die anderen Böcke beunruhigen, oft weit verfolgen und zum Auswechseln veranlassen — solche Böcke sollen daher möglichst bald abgeschossen werden. Im eingezäunten Gehege und in großen Revieren ist die Gefahr, daß bei relativ zahlreichem Stande an starken Böcken diese sich gegenseitig vertreiben und dadurch zum Auswechseln veranlassen könnten, nicht vorhanden, in kleineren Revieren, die an schlechte Nachbarn grenzen, mag man den Geißenstand immerhin etwas höher halten.

Aus vorstehenden Betrachtungen über die richtige, weil naturgemäße Gliederung des Rehstandes ergeben sich die Grundsätze für die richtige Vornahme des Abschusses. Bevor ich zu diesem Gegenstande, den ich mit Rücksicht auf die oben entwickelten analogen Grundsätze für den Hochwildabschuß in Kürze erledigen darf, möchte ich zur Befräftigung des eben Gesagten einige wenige Beispiele aus der Praxis anführen:

Fall A. Mäßig großes Revier im böhmischen Mittelgebirge, von schlechten Bauerngrenzen auf drei Seiten eingeschlossen, wo von den nachbarlichen Jagdschindern vom 1. August an jedes Stück inklusive Geiß und Kit niedergeknallt wird; außerdem besorgen die zahlreichen Füchse, welche gehegt werden, die natürliche Auslese, indem sie alle schwachen Kitz und kranken Stücke reißen; trotzdem starker Rehstand, der in quanto et quali stetig zunimmt.

Fall B. Großes Revier im mährischen Hügellande; starker Rehstand, der bis vor kurzem elende Geweihbildung aufzuweisen hatte; seit wenigen Jahren konsequente Regulierung des Wildstandes durch Abschluß von ebensoviel Geißen bezw. Geißtzen als Böcken, seither (obgleich in den Nahrung- und Fütterungsverhältnissen nichts geändert wurde) überraschende Verbesserung der Gehörnbildung und allgemeinen Stärke des Rehwildes. — Derselbe Fall ist mir in Oberösterreich bekannt.

Fall C. Rehgarten in der Größe von 700 Joch in Böhmen, mit vortrefflicher Nahrung und reichlicher, rationeller Winterfütterung; trotzdem infolge von Überhandnehmen der Geißen im Verhältnisse zu den Böcken, sowie von Inzucht stetiger Rückgang der Gehörnbildung, geringer Zuwachs, starker Eingang im Winter; — durch Hinzufügung eines anstoßenden Reviers mit geringem, aber gesundem, kräftigem Rehstande wurde das Terrain vergrößert und gleichzeitig für Blutaufrischung gesorgt, außerdem wurde im ersten Jahre kein starker Bock, sondern nur schlechtes, kümmerndes Zeug an Böcken, Geißen und Kiken abgeschossen; seither gedeiht das Rehwild, die Gehörnbildung ist auffallend gut, bei den jetzt häufiger alt werdenden Böcken sogar kapital, welcher erfreuliche Zustand durch fortgesetzten, den Wildstand regelnden und sichtenden Abschluß, sowie dadurch erhalten wird, daß in der Regel vor der Brunst nur besonders alte, als Käufer bekannte oder zur Nachzucht ungeeignete Böcke zum Abschluß gelangen, während die zum Abschluß bestimmten starken Böcke erst in der zweiten Hälfte der Brunst erlegt werden. —

Fall D. (ad vocem Blutaufrischung.) Aus der im Falle B erwähnten ziemlich rauen Gegend wurden vor Jahren, als die Gehörnbildung dort noch auffallend schlecht war, einige Rehe (vorherrschend aufgezogene Kiken) in eine fruchtbare, warme Gegend Slavoniens eingesetzt, wo bisher kein Rehwild als Standwild vorhanden war. Diese Rehe haben sich unter den neuen günstigeren Verhältnissen so großartig entwickelt, daß die Böcke dort meistens vom Spieß sofort zu kapitalen Sechsergehörnen überspringen und die dort erlegten Gehörne auf den Budapester Ausstellungen jährlich prämiert werden!

III. Abschluß.

Wieviel und was kann abgeschossen — wann und wie soll der Abschluß vorgenommen werden?

1. Um die beiden ersten Fragen richtig beantworten zu können, ist auch hier zunächst notwendig:

- a) eine möglichst genaue Wildstandserhebung vorzunehmen, welche im Winter bei den Fütterungen und im ersten Frühjahr auf Saatsfeldern, Wiesen und Schlägen durch aufmerksame Beobachtung und Zählung zu erreichen ist und konstatieren soll, wie groß der Wildstand ist, wieviel starke, wieviel schwache Böcke, wieviel Geißen und wieviel Schmalgeißen vorhanden sind;
- b) auf Grund mehrjähriger Erfahrung das durchschnittliche Zuwachsprozent zu erheben, wobei zu beachten ist, ob häufig 2 oder gar 3 Rize von einer Geiß gesetzt werden, ob Geißen häufig gelt bleiben, ob Nachbrunst und insofgedessen späte Rize vorkommen, die in der Regel bald eingehen u.;
- c) ebenso auf Grund mehrjähriger Erfahrung das Abgangsprozent festzustellen (Fallwild, Abschluß an den Grenzen durch die Nachbarn, Schädigung durch Wilderer und Raubzeug [Füchse], endlich Verlust von zu Holze geschossenen Stücken);

um damit die Basis eines rationellen Abschlußplanes zu gewinnen. Wir haben im vorhergehenden Abschnitte gesehen, daß der Abschluß sich in der Höhe des jährlichen Zuwachses abzüglich des natürlichen Abganges bewegen darf, wenn eine weitere Vermehrung des Wildstandes nicht in Aussicht genommen ist. Der Kürze halber bringe ich auf nachstehender Tabelle unter I. das Beispiel eines normalen Abschlußplans für einen rationell gegliederten Rehstand, unter II. das Beispiel eines unrichtigen Abschusses an einem ursprünglich normal zusammengesetzten Rehstande und der daraus erwachsenden, dem Wilde und der Jagd ungünstigen Verschiebung des Geschlechtsverhältnisses; letztere tritt noch drastischer hervor an dem sub IV vorgeführten Beispiele eines unrichtigen Abschusses am unrichtig gegliederten Rehstande, während die Beispiele sub III und V nachweisen, wie unrationell das meistens für zweckmäßig erachtete Geschlechtsverhältnis von $\frac{1}{3}$ Böcken und $\frac{2}{3}$ Geißen selbst bei normalem Abschusse sich erweist, und welche traurigen Folgen der Abschluß von nur jagdbaren Böcken unter gleichzeitiger Schonung der Geißen allmählich nach sich zieht. — Ich werde mich dann auf einige erläuternde Bemerkungen zu dieser Tabelle beschränken können.

(Siehe die Tabelle Seite 50 und 51.)

ad I. Dieser Abschlußplan kann, einen durchschnittlichen jährlichen Zuwachs von 80% von den alten Geißen allein an-

Rehwildstand und Abschluß pro 100 Stück und

	I.			II.												III.		
				1898			1899			1900			1901					
	a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.
Geißen	40	1	3	40	1		48	2		56	3		64	3		50	1	3
Schmalgeißen	12	2	6	12	3		13	3		14	3		17	3		13	2	7
Zusammen Geißen	52	3	9	52	4		61	5		70	6		81	6		63	3	10
Spießer	12	1	2	12	2	2	13	2	2	14	2	2	17	2	2	13	1	4
Gabler	9	1	1	9	1	1	8	1	1	9	1	1	10	1	1	8	1	1
Schwache Sechser	7		1	7		1	7		1	6		1	7		1	6	1	1
Jagdbare "	6		1	6		1	6		1	6		1	5		1	4		1
Starke "	5		1	5		1	5		1	5		1	5		1	3		1
Ungehende Kapitalböcke	4		1	4		1	4		1	4		1	4		1	2		1
Kapitalböcke	5		3	5		3	5		3	5		3	5		3	1		1
Zusammen Böcke	48	2	10	48	3	10	48	3	10	49	3		53	3	10	37	3	10
Zuwachs: Rehen	33	5	4	33	7		37	9		43	9		50	10		40	6	8
Zusammen: Abschluß und Abgang		10	23		14	10		17	10		18	10		19	10		12	28

I. = Normaler Stand und Abschluß. II. = Ursprünglich normaler Abschluß. IV. = Unrichtig gegliederter Stand, unrichtiger Abschluß. V. = Ur-
a. = Stand. b. = Natürlicher Abgang. c. = Abschluß.

Annahme von 80% Zuwachs von den Alttreihen.

IV.												V.											
1898			1899			1900			1901			1898			1899			1900			1901		
a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.	a.	b.	c.
50	2		58	3		68	3		79	4		40	1		49	2		59	3		68	4	
13	3		16	3		17	3		20	4		12	2		14	2		15	3		17	3	
63	5		74	6		85	6		99	8		52	3		63	4		74	6		85	7	
13	1	4	16	2	4	17	2	4	20	3	4	12	2		14	2		15	3		17	3	
8	1	1	8	1	1	10	1	2	11	1	2	10	1		9	1		12	1		12	1	1
6	1	1	6	1	1	6	1	1	7	1	2	9	1	1	9	1	1	8	1	1	11	1	2
4		1	4		1	4		1	4		1	7		2	7		2	7		2	6		2
3		1	3		1	3		1	3		1	5		2	5		2	5		2	5		2
2		1	2		1	2		1	2		1	3		2	3		2	3		2	3		2
1		1	1		1	1		1	1		1	4		2	3		2	2		2	1		1
37	3	10	40	4	10	43	4	11	48	5	12	50	4	9	50	4	9	52	5	9	55	5	10
40	8		43	9		50	10		60	12		33	5		38	8		43	9		50	10	
	16	10		19	10		20	11		25	12		12	9		16	9		20	9		22	10

Stand, unrichtiger Abschluß. III. = Unrichtig gegliederter Stand, normaler ursprünglich normaler Stand, Abschluß von nur jagdbaren Böden.

genommen, dauernd eingehalten werden, wie sich der freundliche Leser durch Nachrechnen leicht überzeugen kann. Bei stärkerem Zuwachse oder größerem Eingange muß der Abschluß natürlich erhöht oder eingeschränkt werden.

Was abgeschossen werden soll, geht aus den Grundsätzen für die richtige Gliederung des Wildstandes und für die Erzielung eines gesunden kräftigen Nachwuchses hervor; ich verweise wiederum auf die einschlägigen Ausführungen im vorigen Abschnitte über den Hochwildstand und begnüge mich, nachstehende Bemerkungen der Beachtung des hegenden Weidmanns zu empfehlen.

a) Soll das Geschlechtsverhältnis von gleichviel Böcken als Geißen aufrecht erhalten bleiben, so müssen auch ebensoviele Geißen als Böcke jährlich dem Stande entnommen werden; in großen geschonten Revieren, wo weder Raubzeug noch Wilderer, noch schlechte Nachbarn die Geißen dezimieren, wird dies durch Abschluß geschehen müssen, in kleinen Revieren mit schlechten Grenzen besorgen die Nachbarn diesen Abschluß meistens allein, außerdem muß in solchen Revieren der Geißenstand verhältnismäßig höher gehalten werden, um die Böcke am Auswechsell zu hindern, denn in solchen Fällen gilt der Satz: lieber schwächeres Wild und weniger gut aufhabende Böcke als gar keine!

b) Von Geißen sollte man nur notorische Dauergelstgeißen, schwache Schmalgeißen und kranke Stücke abschießen, nicht aber Ritzgeißen; um den Abschluß an weiblichem Rehwilde zu erreichen, ist nicht nur weidmännischer, sondern auch rationeller, lieber zwei Geißkize zu schießen als eine Ritzgeiß, da alte Geißen immer mehr und stärkere Kize setzen, als die zum erstenmal beschlagenen Schmalgeißen, überdies zwei Kize mehr und wertvolleres Wildbret geben als eine alte Tante.

c) Wenn gelte, schwache und kümmernde Geißen regelmäßig abgeschossen werden, ist dies nicht nur ein Vorteil für die Nachzucht, sondern es stellt sich auch das Zuwachsprözent günstiger, als wenn der Stand mit altem, reproduktionsunfähigem Zeug unnütz vermehrt erscheint, es kann daher auch der Abschluß gesteigert werden.

d) Wenn schwache, kümmernde Schmalgeißen und Kize regelmäßig abgeschossen werden, ist auch das Abgangsprözent an Fallwild geringer, da vieles abgeschossen und so genutzt wird, was sonst unbenützt im nächsten Winter einginge, und es ist doch besser, der Wildbrethändler zahlt den schlechten Braten so schlecht er es eben gewohnt ist, als der Fuchs bekommt ihn umsonst!

e) An männlichem Wilde soll nicht mehr als höchstens der 5. Teil der vorhandenen Böcke abgeschossen werden, an starken Böcken nicht mehr als höchstens der 4. Teil der vorhandenen starken und kapitalen Böcke. Im übrigen sollen die zur Nachzucht ungeeigneten, schlechten, kümmernden und kranken Böcke fleißig weggeputzt werden; hat man anfangs so viel von dem Zeug, daß damit der präliminierte Abschuß schon erreicht wird, so schieße man um so viel Starke weniger; diese Enthaltbarkeit wird reiche Früchte tragen! — Auch junge gut aufhabende Sechser schone man sorgsam, sie sind Zukunftsausstellungsböcke und Väter eines künftigen starken Geschlechts. Man erkennt sie leicht an den hohen aber dünnen Stangen, den langen spitzen Enden und dem mit dem hohen Hauptschmuck nicht übereinstimmenden schwächeren und jugendlichen Habitus.

ad II. Hier ist zu sehen, wie rasch ein ursprünglich richtig gegliederter Rehtand dadurch, daß keine Geißen und Rixe abgeschossen werden, sich zu Ungunsten des Geschlechtsverhältnisses verändert: schon im 4. Jahre verhalten sich die Böcke zu den Geißen nur mehr wie 53 : 82, während es ursprünglich 48 : 53 waren. Der Geißstand nimmt rapid zu, nach 3 Jahren müssen schon 30 Geißen mehr erhalten werden, ohne daß deshalb mehr Böcke abgeschossen werden könnten!

Dies Mißverhältnis tritt noch drastischer bei IV. hervor, wo schon im vierten Jahre den vorhandenen 10 jagdbaren Böcken der Beschlag von 99 Geißen zugemutet werden soll; hier ist Überanstrengung der starken Böcke, Beschlag vieler Geißen durch schlechte und zu junge Böcke, sowie Geltbleiben zahlreicher Geißen unvermeidlich. Da von Jahr zu Jahr der Stand an starken und jagdbaren Böcken ärmer wird, so muß hier schon $\frac{2}{3}$ des Bockabschusses an schwachen Böcken vorgenommen werden.

ad III. Soll dieses unnatürliche Verhältnis von Bock zu Geiß = 37 : 63 aufrecht bleiben, so muß der Bockabschuß sich hauptsächlich in den noch nicht jagdbaren Kategorien bewegen, da diese schwachen Böcke abgeschossen werden müssen, damit die Totalsumme des Bockstandes im Verhältnis zu den Geißen nicht zu hoch anwachse. So legt man sich bisweilen Opfer auf, um einen sinnlosen und ungesunden Zustand aufrecht zu halten!

ad V. Das Abschießen von nur starken Böcken läßt sich auf die Dauer nicht durchführen, aus dem einfachen Grunde, weil nach einigen Jahren kein Kapitalbock mehr da ist! Das Beispiel V zeigt, daß schon im 4. Jahre die Hälfte des Ab-

schusses aus schwachen Böcken besteht, während sub I. bei rationellem Abschusse an einem normal gegliederten Rehstande auf 10 abzuschießende Böcke 6 jagdbare, starke und kapitale Böcke kommen.

2. Über die Frage:

Wie der Abschluß vorgenommen werden soll?

brauche ich nicht viel Worte zu verlieren. Dem Weidmann ist es klar, daß dem Rehbock in der Regel die Kugel gebührt, daß auch der Abschluß der Geißen und Kitz, welcher mit Rücksicht auf die Nachzucht unter den schwächsten und zur Reproduktion untauglichen Stücken sichtende Auswahl treffen soll, vom Jagdschutzpersonal, das den Wildstand in seinen einzelnen Gliedern am besten kennt, zweckmäßig mit der Büchse vorgenommen wird, endlich daß im Interesse der Ruhe und mit Rücksicht darauf, daß beim Treiben eine sichere Auswahl der abzuschießenden Stücke unthunlich ist, die Pirsche der Treibjagd in der Regel vorzuziehen ist, obwohl ich ja zugebe, daß unter Umständen der Abschluß auch beim Treiben oder Kiegeeln zulässig erscheint.

3. Wann soll der Abschluß vorgenommen werden?

a) Bevor die Böcke verfärbt und verschlagen haben, sollte man mit dem Abschusse nicht beginnen. Alte Kapitalböcke pflegen Anfang oder Mitte Mai schon im leuchtenden roten Sommerkleide zu paradieren und sind um diese Zeit noch am ehesten zu überlisten, weshalb man nicht zögere, jene alten Kaufer, von welchen oben die Rede war, und solche alte Schlaumeier, deren begehrenswerter Hauptschmuck zu keiner anderen Zeit zu erbeuten ist, jetzt abzuschießen, denn auf diese findet der Einwand von „Engerlingsböcken“, „guten Appetit“ und „Pui Teufel“, wie „der Wilde Jäger“ in seinem köstlichen Buche „Auf der Pirsch“¹⁾ sich ausdrückt, keine Anwendung.

Außer diesen alten Herren können und sollen vor der Brunst, ohne Rücksicht auf Alter und Stärke, geweihte Böcke und Kümmerer, sowie alles schlechte Material, das in der Brunst nur seine Fehler und Schwächen vererben würde, abgeschossen werden. Dagegen sind gute, starke Böcke mit hervorragender Gehörbildung vor der Brunst zu schonen; man lasse diese besten

¹⁾ Verlagsbuchhandlung Paul Parey in Berlin, 1898.

Batertiere erst ihre Schuldigkeit thun und schieße keinen von ihnen vorzeitig weg, also erst gegen Ende der Brunst.

b) Ein gutes Mittel, Kümmerer, die man sonst selten zu sehen kriegt, abzuschießen, bietet das Blatten, da gerade solche Böcke besonders eifrig auf den Ruf anspringen.

c) Gelte Geißen kann nur das Jagdschutzpersonal genau kennen; von diesem möge der Abschluß solcher Geißen, die seit 2—3 Jahren kein Kitz haben, je nach der gesetzlichen Schußzeit, je eher je lieber vorgenommen werden. — Dasselbe gilt von allen frankten und kümmernden Stücken, welche übrigens auch während der Schonzeit erlegt werden müssen, nur soll dann jedes Stück der Jagdleitung vorgelegt werden, damit nicht etwa Mißbräuche einreißen.

d) Die Kitz schießt man am vorteilhaftesten im Winter ab, da sie eben stärker und auch sicher anzusprechen sind, was sowohl für die Jagdkasse, als für den Wildstand wichtig ist, wenn der Abschluß von weiblichem Rehwild hauptsächlich an Kitzen vorgenommen werden soll.



C. Die Gemse.

it vorhergehendem Abschnitte habe ich versucht, auf Grund der Beobachtung des Hochwildes im Urzustande, „wie es die Natur ohne künstliche Eingriffe hervorbringt und erhält bezw. vergehen läßt“, Grundsätze für die naturgemäße Behandlung des Hochwildstandes im gehegten Zustande aufzustellen oder, richtiger gesagt, für die naturgemäße Behandlung des Hochwildstandes unter Verhältnissen, welche dem Hochwilde ohne die auf alle seine Lebensfunktionen sich erstreckende Fürsorge des hegenden Weidmanns gar nicht oder nur kümmerlich zu existieren gestatten würden.

Wenn bei der Zusammensetzung und Gliederung des Hochwildstandes (auch Rehwildstandes) die Natur des Wildes berücksichtigt, zu allen Zeiten des Jahres für hinreichende und passende Nahrung gesorgt und event. durch Blutauffrischung der Inzucht vorgebeugt wird, kann man auch auf relativ beschränktem Raume einen gefunden und starken Hochwild- oder Rehstand erhalten und gedeihen sehen.

Bei der Gemse verhält es sich anders. Dieses freie Kind des Hochgebirges ist an seine Berge gebunden, es läßt sich nicht beliebig einsetzen und einschränken, es kann nur im urwüchsigen Naturzustande existieren, ähnlich wie die freien Indianer Nordamerikas, die mit der europäischen Civilisation sich nicht abfinden können, auf immer weniger Zufluchtstätten in der Wildnis sich zurückziehen und dem baldigen Aussterben preisgegeben sind! Die Fürsorge des hegenden Weidmanns beschränkt sich der Gemse gegenüber darauf, ihr den Aufenthalt in der angestammten Heimat

nicht zu verleiden, sie gegen ihre Feinde zu schützen und zu vermeiden, daß die natürliche Gliederung des Gemswildstandes durch unrationellen Abschluß beeinträchtigt werde. Ich habe mich hier zunächst mit der Zusammensetzung und der Regelung des Wildstandes durch rationellen Abschluß zu befassen.

Da die Gemse auch da, wo sie noch nicht durch die Menschen und die fortschreitende Kultur aus ihrer ursprünglichen Heimat, der mittleren und oberen Waldregion des Hochgebirges, in die unwegsamen Hochlagen und entlegenen Rare verdrängt wurde, zu gewissen Jahres- und Tageszeiten auf der freien, übersichtlichen Höhe sich aufhält, so ist ihre Beobachtung und Zählung und damit die Erhebung des Gemswildstandes weit leichter durchzuführen, als dies bei anderen Wildgattungen möglich ist.

Ein übermäßiges Anwachsen des Wildstandes und infolgedessen Degenerierung wegen unzureichender Nahrung ist nicht zu befürchten, da einerseits das Aufenthaltsgebiet der Gemse im Hochgebirge ein so ausgedehntes zu sein pflegt, daß ihrer Ausbreitung auf weitere, bisher wildarme Lagen nichts im Wege steht, andererseits der Gemswildstand von Zeit zu Zeit durch Elementarereignisse oder Krankheit stark dezimiert zu werden pflegt. Von ersteren sind es besonders die Lawinen, welche im Frühjahr und bei zeitlichem oder spätem starken Schneefalle empfindliche Lücken in den Stand reißen, außerdem anhaltender hoher Schnee in sehr kalten Wintern, und das verderblichste Ereignis von allem: wenn auf Tauwetter plötzlich strenger Frost folgt und den Boden mit einer harten Eiskruste überzieht, so daß das Wild zu keiner Nahrung gelangen kann. In einem der besten Gemswildreviere Steiermarks sind vor einigen Jahren zwei Drittel des Gemswildstandes infolgedessen elend verhungert! — Durch Krankheiten leidet die Gemse im allgemeinen wenig, wie sie überhaupt unglaublich hart und widerstandsfähig ist, nur infolge von Ansteckung durch Ziegen und Rindvieh auf der Alm kommen böse Seuchen über den Gemswildstand, vor allem die Räude und bisweilen Milzbrand und Maul- und Klauenseuche.

Ich erwähne dies hier, da es für die Berechnung des natürlichen Abganges wichtig und diese für die Feststellung des Abschlußplanes ebenso notwendig ist, wie die Schätzung des Wildstandes selbst, bezüglich Anzahl und Zusammensetzung!

Für die Beurteilung des Gemswildstandes und für die darauf zu basierenden Grundsätze der Wild-

standregulierung und des Abschusses sind folgende Wahrnehmungen von maßgebender Bedeutung:

1. Es wird angenommen, daß die Gemse ein Alter von 20—25 Jahren erreichen kann; Keller erwähnt in seiner ausgezeichneten Monographie¹⁾ eines Kapitalbockes, der nachweislich 15 Jahre alt war, doch dürfte ein Gems dieses Alters schon als Greis zu betrachten sein.

In vollster Reproduktionskraft dürften Bock und Geiß im Alter von 5—10 Jahren stehen.

2. Die Gemsgeiß setzt in der Regel 1 Kitz, nur bei älteren starken Geißen kommen bisweilen 2 Kitz vor.

Die Geiß säugt ihr Kitz bis Ende November oder Anfang November, also bis sie sich ihrer neuen Mutterschaft bewußt wird. Sie führt und betraut ihr Kitz so sorgfältig, daß der Verlust an Kitzen in der Regel nicht bedeutend zu sein pflegt. Meistens folgt auch noch das vorjährige Kitz (Jährling) seiner Mutter und unterstützt sie in der Führung und Bewachung des jungen Kitzes.

3. Das 2jährige Gems (Jährling) ist im Gegensatz zu anderen Wildgattungen noch nicht fortpflanzungsfähig, sondern wird es erst mit vollendetem 3. Lebensjahre.²⁾ Daraus ergibt sich eine relativ langsamere Vermehrung des Gemsstandes, da die Geiß erst mit vier Jahren ein Kitz zur Welt bringt.

4. In der Brunst ist die Gemse hitzig bis zur Tollheit, und der Bock äußerst kampflustig, so daß es auf den Brunstplätzen wild zugeht!

Der Bock treibt die Geiß heftig herum, während diese große Anforderungen an seine Leistungsfähigkeit stellt, so daß, wenn zu wenig Böcke vorhanden sind, dieselben ungemein angestrengt und geschwächt werden.

Sind zu viel Böcke vorhanden, so setzt es beständige Kämpfe ab, welche häufig zu einem bösen Ende führen, immer aber den Plagbock schwächen und von seinen ehelichen Pflichten abhalten.

In beiden Fällen ergibt sich die Folge, daß manche Geiß unbefriedigt und gelt bleibt.

5. Alte Böcke und alte Gestgeißen zeigen sich besonders begehrt und hitzig, trotz mangelhafter Fortpflanzungsfähigkeit.

1) F. C. Keller, Die Gemse, Alagenfurt 1887, Leon sen.

2) Schwache Grattiere sogar erst mit vollendetem 4. Lebensjahre.

Erstere verkämpfen und verdrängen alle anderen Böcke, letztere absorbieren mit ihrer ekelhaften Zudringlichkeit die Böcke; beide stören die Brunst und behindern deren Zweck, so daß auch hier häufiges Geltbleiben der Geißen die Folge ist.

Hieraus ergeben sich für die Zusammensetzung des Gemsges standes folgende Grundsätze:

1. Das Verhältnis der Geschlechter soll ein solches sein, daß in der Brunst auf 3—4 Geißen ein Bock kommt.

2. Mehr als die Hälfte des gesamten Wildstandes soll aus Geißen bestehen, vom Rest entfällt die Hälfte auf die Böcke, die Hälfte auf die Jährlinge. Von den Geißen sollen mindestens $\frac{2}{3}$ 5 jährige und ältere Kitzgeißen sein.

3. In einem so zusammengesetzten Wildstande kann der jährliche Zuwachs mit 70% Kitzen von den vorhandenen Kitzgeißen angenommen werden.

Im früheren Abschnitt „über das Hochwild“ habe ich die einzelnen Grundsätze bezüglich der Zusammensetzung des Wildstandes und der Vornahme des Abschusses im Interesse der Wildstandregelierung so ausführlich behandelt und begründet, daß ich mich hier kurz fassen und auf die Grundsätze selbst beschränken kann. Ich gehe also sofort zum Gemsgesabschusse über und zwar zunächst zur Frage:

Wieviel und was kann und soll abgeschossen werden?

Für das Abschußpräliminare ist auch hier die möglichst genaue Ermittlung des Wildstandes die Voraussetzung!

Wie schon oben bemerkt, bietet die Wildstandserhebung im freien Gebirge keine großen Schwierigkeiten, doch darf bei derselben, wenn sie als Basis des Abschußplanes dienen soll, ein Umstand nicht übersehen werden: Im Sommer sucht die Gemse (namentlich das Wild, das gewöhnlich in Rudeln auf der Höhe steht, die sogenannten Reesgams, während die Waldgemse ihren Stand meistens festhält) die kühlen Lagen auf der Schattenseite des Gebirges auf, während sie im Herbst und Winter in den warmen, sonnseitigen Hängen sich aufhält. So kommt es, daß manches Revier, das günstige Wintereinstände hat, in der kalten Jahreszeit von Gams wimmelt, während im Sommer dort nicht viel Wild anzutreffen ist. Wenn nun Sonn- und Schattenseite in einer Hand sind, so macht das nichts aus, wenn aber der Jagdinhaber auf der Schattenseite das sämtliche Wild, das im Sommer in

seinem Reviere steht, als seinen Wildstand auffaßt und demgemäß beschießt, und dann der Besitzer der Sonnseite im Spätherbst ein Gleiches thut, so wird derselbe Wildstand in der Mehrzahl doppelt geschätzt und an ihm ein zweifacher Abschluß vorgenommen, was unfehlbar für beide Nachbarn den Niedergang des Gemstandes herbeiführen muß!

In solchen Fällen werden die Nachbarn gut thun, sich zu verständigen, beiderseits den Sommer- und Winterstand ihrer Reviere festzustellen und den Durchschnitt der Resultate beider Zählungen als wirklichen Stand und als Grundlage für den beiderseits vorzunehmenden Abschluß anzunehmen.

Ist der Wildstand ermittelt, und erweist sich das angenommene Zuwachsprozent als richtig, so erübrigt noch die Schätzung des natürlichen Abgangsprozents, was nur nach mehrjähriger Erfahrung möglich ist, da dasselbe lokal sehr großen Schwankungen unterliegt. Es empfiehlt sich daher, zwischen einem normalen und außerordentlichen Abgang zu unterscheiden, da zwar kein Gemstrevier außergewöhnlichen Elementarereignissen auf die Dauer entgeht, manches Revier jedoch denselben mehr oder weniger ausgesetzt sein kann als andern. So leidet z. B. die Gemse in einem Reviere, das bis an die Vegetationsgrenze hinauf gut bewaldet ist, über äsungsreiche Hochlagen verfügt, die meistens schneefrei sind und dergleichen, unter den Gefahren des Winters nur wenig, während in einem waldarmen Reviere die steilen fahlen Hänge und Grasbahnen, wo die Gemse mit Vorliebe Äsung sucht, bei starkem Schneefall und bei plötzlichem Tauwetter von Lawinen bedroht sind, die Jahr für Jahr vom Gemststand schwere Opfer heischen.

Im letzteren Falle gehören die Opfer der Lawinen zum normalen Abgange, im ersteren wären sie als außerordentlicher Abgang zu betrachten.

Auch event. auftretende Seuchen sind als außerordentlicher Abgang anzusehen, welcher bei der Berechnung des Abgangsprozents zu Zwecken des normalen Abschlußpräliminares nicht in Anschlag zu bringen ist, da hiersfür nur der normale Abgang (vergl. natürlicher Abgang unter Hochwild) einzustellen ist, jedoch soll er beim Abschlußplane ebenso berücksichtigt werden, wie die oben konstatierte langsamere Vermehrung der Gemse. Dies geschieht dadurch, daß der Abschluß nicht in der Höhe des jährlichen Zuwachses an Riken abzüglich des natürlichen Abganges angesetzt wird, sondern daß statt des Zuwachses an Riken

der Nachwuchs an Jährlingen dem Abschlußplane zu Grunde gelegt wird.

Einfacher ausgedrückt lautet dieser Grundsatz:

Mit Rücksicht auf die relativ langsamere Vermehrung der Gemsen und auf die Gefahren, welchen dieselben ausgesetzt sind, darf der Abschluß nicht in der Höhe normiert werden, welche bei Hoch- und Rehwild zulässig erscheint, die Abschlußziffer muß daher immer etwas niedriger angesetzt werden, als die Ziffer des jährlichen Zuwachses abzüglich des natürlichen Abganges.

Nachstehender Abschlußplan entspricht diesem Grundsatz:

Gemsstand und Abschluß per 100 Stück:

Stand		Natürl. Abgang	Abschluß
Jährlinge	23	1	3
3jährige Böcke	9	1	1
4 " "	7		2
5 " und ältere Böcke	7		5
Zusammen Böcke:	23	1	8
3jährige Geißen	9	1	1
4 " "	8		1
5 " und ältere Geißen	37	1	2
Zusammen Geißen:	54	2	4
Summa:	100		
Zuwachs: Kitz	30	4	
Summa des Abfalles:		8	15
		23	

Da aus dieser Tabelle nicht nur ersichtlich ist, wieviel, sondern teilweise auch was abzuschließen ist, so gehe ich gleich zu dieser Frage über. Ich werde mich auch hier an die für die Zusammensetzung des Gemsstandes auf Grund von Beobachtung und Erfahrung für richtig erkannten Grundsätze halten.

1. Der Abschluß hat in erster Linie und hauptsächlich auf Böcke, und zwar jagdbare Böcke, angewendet zu werden, nicht nur wegen der Freude an der besseren Beute, an Ferkeln und

Bart, sondern auch besonders deshalb, damit einerseits ein Überhandnehmen der Böcke im Wildstande und die damit verbundenen, bereits geschilderten üblen Folgen für Brunst und Nachzucht verhindert werden, — andererseits weil in Berücksichtigung der vielfachen Gefährdung der Gemse die Geiß im Interesse eines sicheren und zahlreichen Nachwuchses prinzipiell geschont werden sollte.

Diese Schonung beschränkt sich allerdings auf die fortpflanzungsfähige Geiß: Kitzgeißen sollen immer und unbedingt geschont werden.

Dagegen ist es kein Unglück, wenn beim Treiben hie und da eine 3 jährige Geiß irrtümlich geschossen wird, absichtlich sollte ein guter Jäger auf ein als Geiß erkanntes geringes, also junges Stück nicht schießen, da ein solches nicht mit Bestimmtheit als dauernd gelte Geiß angesprochen werden darf. Anders steht es mit alten, starken, einzelnen Geißen, die man auf der Pirsche antrifft, oder die beim Treiben als eines der letzten Stücke des Rudels kommen, — solche alte gelte Geißen sind im Interesse des Wildstandes ebenso sorgfältig abzuschießen wie die alten starken Böcke.

2. Kitz sind unbedingt zu schonen, da ihr Abschuß weder Vergnügen noch Nutzen gewährt und ihre Erhaltung für die Komplettierung des Standes notwendig ist, um so mehr, als doch immer einige Kitz den Gefahren des Hochgebirges und dem Raubzeug erliegen.

3. Ist der Gemsestand auf die Höhe gebracht und so zahlreich, wie es unter den gegebenen Verhältnissen wünschenswert erscheint, kann ein Teil der Jährlinge abgeschossen werden, doch nur so viele, daß der Bestand an Jährlingen immer dem normal festgesetzten Totalabschusse gleichkommt mit Zurechnung des normalen natürlichen Abganges.

4. Unbedingt abzuschießen sind alle kümmernden und kranken Stücke.

Krankheiten sind ja, wie oben bemerkt, bei der Gemse selten; ein Wild, das auf eine so harte Existenz angewiesen ist, kann sich mit Kranksein nicht befassen, sonst müßte es am Leben verzweifeln. Immerhin kommen Fälle von Drehkrankheit, Durchfall, Darrsucht, Behaftung mit Leberegelu u. dgl. vor, welche den sofortigen Abschuß notwendig erscheinen lassen, um das Stück von seinem Leiden rasch zu befreien. Wo gefährliche Seuchen, wie Räude, Milzbrand und Maul- und Klauenseuche auftreten, muß nicht nur jedes befallene Stück, das man antrifft, sofort

abgeschossen und verscharrt werden, sondern sind auch Maßregeln zur Verhütung der weiteren Ansteckung zu treffen. Diese bestehen darin, daß so schnell als möglich nach dem ersten Bekanntwerden des Auftretens der Seuche an einem Orte das Wild aus diesen Revierteilen ausgetrieben und durch Verlappen und Berwittern der Wechsel (mit Schafmist, Karbolsäure, *Assa foetida*, Petroleum und sonstigen Gestänken, die nicht zu leicht verdunsten) am Wiedereinwechseln nach dem verseuchten Orte gehindert wird.

Keller¹⁾ erwähnt einen Fall, wo dieses Verfahren als Präventivmaßregel vollen Erfolg hatte: „Auf diese Weise hat ein Jagdherr seine Gemsen vollständig vor der Verseuchung bewahrt. Als er hörte, daß in mehreren Almen die Klauenseuche ausgebrochen sei, ließ er mit Dachshunden und Treibern das ganze Revier, wo eine Gämse vermutet werden konnte, sorgfältig von unten hinauf durchtreiben. Dadurch wurden sämtliche Gemsen in die Hochstände gebracht. Hierauf wurden sämtliche Wechsel und solche Stellen, welche möglicherweise hätten angenommen werden können, mit Schafdünger bestreut, was ungefähr alle vierzehn Tage wiederholt wurde. So waren die Gemsen aus den von den Haustieren beweideten Plätzen von Anfang August bis in den Spätherbst abgeschlossen und blieben dabei vollkommen von der Seuche verschont.“ —

Ich habe geglaubt, diese Maßregeln, die in Fällen von gefährlichen Seuchen anzuwenden sind, an dieser Stelle bringen zu sollen, obgleich sie nicht ganz in den Rahmen dieses Abschnittes passen; ich wußte jedoch keinen geeigneteren Platz dafür und fortlassen durfte ich sie nicht, da sie eventuell für die Wildpflege sehr wichtig sein können. —

Daß franke Stücke zu jeder Zeit, wann und wie immer man sie kriegen kann, abzuschießen sind, ist selbstverständlich, im übrigen möchte ich die Frage:

Wann der Abschuß der Gämse richtig vorzunehmen ist, dahin beantworten, daß der Herbst die geeignete Zeit dafür ist und zwar ohne Rücksicht auf das Jagdgesetz, das die Schußzeit auf Gams in den meisten Ländern schon am 1. August eröffnet, was entschieden zu früh ist.

„Nicht alles, was gesetzlich erlaubt ist“, sagt Keller mit Recht, „ist auch für die Wildbestände gut“, und diese Bemerkung

¹⁾ Die Gämse, S. 235.

kann auch für manche andere Seite des Jagdwesens gelten! — Im Sommer mag man immerhin auf der Pirsche einen oder den anderen Bock oder eine alte Geltgeiß abschießen, aber mit dem Kiegeln und gar der Treibjagd warte man lieber bis Ende August oder Anfang September, um welche Zeit das Wild sich von den Entbehrungen auch des strengsten Winters vollständig erholt hat, überdies in der Regel sicherer gutes Wetter im Hochgebirge zu erwarten ist als im Sommer.

Während und, sofern der Gamsabschuß so spät im Jahre noch gesetzlich zulässig ist, nach der Brunst soll man nicht treiben und auf geringes Zeug schießen; die Brunst ist die hohe Zeit des Jahres nicht nur für den Gamsbock, sondern auch für den Gamsjäger, der am Brunstplatz das Leben und Treiben des edlen Wildes mitten in der herbstlich schönen großartigen Natur nach Herzenslust beobachten und, ohne das Wild übermäßig zu beunruhigen, mit Vorbedacht den stärksten alten Bock mit den besten Krickeln und langem, „wackelndem“, schön bereistem Barte aus dem Rudel aussuchen und erlegen kann!

Damit bin ich von selbst zur Frage:

Wie soll der Abschuß vorgenommen werden?

geführt worden, denn auch hier gilt der Grundsatz, daß die Pirsche im Interesse des Wildstandes immer der Treibjagd vorzuziehen ist, und daß man nicht treiben und damit sein Revier beunruhigen und verteufeln soll, wenn man den Abschuß auf der Pirsche erledigen kann.

Da sehr viele Gamsreviere in Händen von Gesellschaften sind, welche sie nur gepachtet haben, um im Herbst eine Reihe von großen Treibjagden abhalten zu können, da außerdem auch auf großen Privatrevieren mit starkem Gamsstande der Abschuß nicht ausschließlich auf der Pirsche absolviert werden kann, so ist die Treibjagd auf Gams berechtigt und oft unvermeidlich, dazu kommt noch, daß ein Gamshochtrieb, der gut geführt ist, in dem viel Gams vor die Schützen gebracht oder wenigsten gesehen und beobachtet werden können, eines der schönsten und genußreichsten weidmännischen Vergnügen genannt werden kann! Nur wird diese Jagdart leicht mißbraucht, daher bleibt das Kiegeln mit wenig Treibern in allen Fällen empfehlenswerter, wo es sich nicht darum handelt, von vielen Schützen eine große Strecke machen zu lassen. Das Kiegeln ist für den Einzelnen der wenigen Schützen, die dabei angestellt werden, ebenso genußreich,

wie ein großer Trieb, wo die Chancen sich leicht ungünstig verteilen, für den Jagdherrn billiger, weil die wenigen Treiber geringe Auslagen verursachen, und für den Wildstand unvergleichlich weniger schädlich, da das Wild nicht annähernd so beunruhigt wird, wie bei einer großen Treibjagd, wo ein weit ausgedehntes Terrain von allen Seiten umstellt wird, das Wild zunächst von der einen Seite mit dem Winde die ihm so verhasste Witterung des Menschen zugeweht bekommt (diese Witterung des biedereren Gebirglers ist auch für die weniger feine Nase des Menschen oft ungenießbar!), wenn es dadurch vergrämt auswechseln will, prallt es auf der anderen Seite an die Schützen, die es mit Pulver und Blei empfangen und zurückschrecken; wo immer es dann in Angst und Entsetzen seine Flucht hinwendet und einen Ausweg sucht, stößt es auf Treiber oder Auswehrer, die ihm mit Pistolen ins Gesicht knallen, schreien und lärmern, Steine ablassen u. c.! Es ist wohl klar, daß eine solche Beunruhigung dem Wildstande nicht zuträglich sein kann.

Da nun aber die Treibjagd unter Umständen ein notwendiges und wie so manches Vergehen ein angenehmes Übel ist, so übe man sie wenigstens weidmännisch aus und beachte folgende Winke, welche auch für Riegeln und Pirsche gelten, soweit sie sich auf das Verhalten dem Wilde gegenüber beziehen:

1. Dasselbe Terrain soll nicht öfters als einmal im Verlaufe von drei Jahren zum Schauplatz einer größeren Treibjagd gemacht werden.

Wenn man dieselbe Jagd alle Jahre nimmt, wechseln die Gemsen in ruhigere Lagen aus, wie ich dies in einem einst ausgezeichneten Gemsrevier in Steiermark erfahren habe, dessen späterer Besitzer nicht durch Ausschießen, sondern durch Austreiben (weil er zum Pirschen zu bequem war) in wenigen Jahren es so heruntergebracht hat, daß der gegenwärtige Eigentümer wird Jahre hindurch schonen müssen, um nur einen mäßigen Gemsstand zu erhegen, obgleich er von allen Seiten an gutbesetzte Reviere angrenzt. —

2. Die Gemsen müssen im Reviere gewisse Plätze haben, wo sie niemals beunruhigt werden, wo sie alles finden, was sie brauchen: Nahrung, Salzlecke und Einstand, und wohin sie im Gefühle absoluter Sicherheit bei jeder Beunruhigung im Reviere ihre Zuflucht nehmen.

Solche Freistätten nennt man im Hochgebirge „Gams-hamatl“, in Steiermark: „Gamsmutter“, und jeder Jäger, sogar

der Wilderer respektiert sie im eigensten Jagdinteresse. An solchen Plätzen sollte man auch auf der Pirsche nur ausnahmsweise schießen, keinesfalls soll man aber dort treiben oder riegelein. Für die Treibjagd lassen sich diese Freistätten insofern vorteilhaft verwerten, indem man von Zeit zu Zeit die Gemsen von der Grenze her vorsichtig eindrückt, damit sie sich daran gewöhnen, bei jeder noch so geringen Beunruhigung sofort der „Hamat“ zuzueilen, wo sie keine Störung zu fürchten haben, welche auch niemals ins Treiben einbezogen werden darf; an die Wechsel, welche von der Grenze nach der Freistätte führen, bringe man die Stände für die Treibjagd an, bei deren Beginn die Gemsen zuverlässig diese Wechsel sofort annehmen werden, wenn dieselbe Jagd, wie oben bemerkt, höchstens jedes dritte Jahr genommen wird. —

3. Auch die Brunstplätze sollen vor Beunruhigung sorgfältig behütet werden; während der Brunst soll nicht getrieben, sondern nur gepirscht werden; wenn auf dem Brunstplatze geschossen wird, soll das Wild nicht durch vorzeitiges Heraustreten des Schützen aus der Deckung und unnützes Rufen oder Blasen vergrämt, die Beute nicht auf dem Brunstplatze aufgebrochen werden.

Da die Gemsen Jahr für Jahr die einmal gewohnten Brunstplätze regelmäßig einhalten, auch nach der Brunst noch in deren Umgebung gerne bleiben, so hüte man sich, dieselben zu beunruhigen, da die Gemsen sonst leicht zu weitem Auswechseln veranlaßt werden und später lange Zeit hindurch diese Plätze ängstlich meiden. —

4. Ein Gemshochtrieb ist womöglich immer so einzurichten, daß kurz vor den Schützen kein größeres Latschenfeld (Krummholzkieserndickung) im Triebe liegt, weil ältere Böcke regelmäßig solche Deckung benutzen, um die Treiberlinie zu durchbrechen, besonders aber, weil die meisten Rixe, vom Treiben ermüdet, sich darin drücken und niederthun, und die Rixgeißen, die dahn ohne Rix vor die Schützen kommen, als gelte Geißen oder gar als Böcke niedergeknallt werden.

5. Auf der Pirsche und beim Treiben immer erst schauen und dann schießen!

Es ist nicht so leicht, den Gemsbock von der Geiß zu unterscheiden; obgleich die ganze Figur des Bockes gedrungenere und stärker in der Form ist, die Krickeln stärker und mehr gekrümmt sind, gehört schon einige Übung dazu, den Bock (vom Brunstplatz abgesehen!) richtig und sicher anzusprechen. Darum empfiehlt

es sich, auf der Treibjagd jedem weniger geübten Gaste einen Jäger oder Träger beizugeben, der als sicherer Vockfennner bekannt ist, und auf der Pirsche sich von einem solchen begleiten zu lassen.

6. Beim Treiben knalle man nicht gleich auf flüchtig zuwechselndes Wild, sondern lasse sich Zeit, da auch flüchtige Gemsen auf einigermaßen unebenem Terrain immer einmal verhoffen (ein „Haberl“ machen, sagt man an manchen Orten im Gebirge) und so die Möglichkeit bieten, das Wild richtig anzusprechen und einen guten Schuß anzubringen.

7. Man soll nie auf das erste Stück im Rudel, die sogenannten Zeitgams, schießen, weil das immer eine Geiß ist; die starken Böcke und meistens auch alte Geltgeißen kommen zuletzt im Rudel.

8. Hunde sollen beim Treiben niemals verwendet werden, da sie das Revier weithin beunruhigen; sehr gute Gamsreviere wurden durch das Jagen mit Hunden in kurzer Zeit gründlich heruntergebracht!

9. Ungeeschweißten Stücken soll man so lange mit dem Hunde nachziehen, bis man die Gewißheit erlangt, daß das Stück nicht erheblich krank ist, oder bis man es ausgemacht hat, denn ein Luder im Revier beunruhigt die übrigen Gemsen außerordentlich, so daß sie den Platz, wo das verendete Stück liegt, so lange meiden, bis jede Witterung verschwunden ist.

Im übrigen verweise ich auf die am Schlusse des Abschnittes über das Hochwild der Pirsche gewidmeten allgemeinen Betrachtungen.



D. Auer- und Birkwild.



bwohl im allgemeinen bei polygamisch lebenden Tieren das weibliche Geschlecht vorherrscht, resp. immer eine Überzahl weiblicher Jungen im Nachwuchse vorhanden ist, wird doch beim Auer- und Birkwild ebenso wie beim Hoch- und Rehwild auf Grund vielfacher Beobachtung angenommen, daß sich das Geschlechtsverhältnis ausgleicht und ziemlich ebensoviel Hähne wie Hennen unter den jungen Völkern angetroffen werden. — Da dies von der Vorsehung nicht ausschließlich deshalb so eingerichtet sein

dürfte, damit der Weidmann am Hahnenabschuß mehr Pläsier findet und der Steirer mit mehr Berechtigung das schöne Lied singen darf:

„Wann der Auerhahn balzt
Und der Kohlbauer schnalzt,
Und's Goldtröpferl schreit,
Ist die lustigste Zeit“,

so muß man annehmen, daß die Natur noch einen anderen Zweck dabei im Auge hat und zwar den der Sicherung der Reproduktion, d. h. daß die Hennen immer eine genügende Anzahl fortpflanzungsfähiger Hähne vorfinden.

Dabei ist zu bedenken, daß einerseits der einjährige Hahn noch nicht, der alte Hahn nach einer relativ kurzen Reihe von Jahren nicht mehr zu gedeihlicher Befruchtung tauglich erscheint. Der alte Hahn hat, wie der alte Gemswild, das Streben, mög-

lichst viel Hennen um sich zu versammeln und jeden schwächeren Nebenbuhler vom Balzplatze fernzuhalten, wobei er, wie jener, rasende Eifersucht und wütende Kampflust äußert — der Alte gönnt eben den jungen Herren den Spaß nicht, von dem er selber nicht mehr viel genießen kann. — Vergleichen soll auch im Leben des Jägers vorkommen!

Da nun der alte Hahn selbst die vielen Hennen nicht alle befriedigen kann, so müßten viele derselben gelst bleiben, wenn nicht jüngere Hähne in ausreichender Zahl vorhanden wären und in der Nähe ständen, um im ersten passenden Augenblick mit einer Henne abzufahren und sie zu treten.

Der Wildstand soll daher so zusammengesetzt sein, daß etwa auf 5 Hennen 3 Hähne kommen, weil, wie gesagt, die einjährigen Hähne gar nicht, die alten nicht viel für die Fortpflanzung zählen, und weil ein Hahn sich mit 3 bis 4 Hennen um so mehr begnügen kann, als jede Henne im Verlauf einer Balzzeit mindestens 4—5 mal in Zwischenräumen von einigen Tagen der Begattung bedarf.

Sowohl Auer- als Birkhennen legen höchst leichtfertig und unvorsichtig in eine am Boden zurechtgescharrte Vertiefung, die den Namen eines Nestes nicht verdient, ihre Eier (junge Hennen 6—8, alte Hennen bis 12 oder gar 15) und zwar im hohen Grase, im Gebüsch, neben Holzstößen, Reifighäusen oder Kohlenmeilern und mit Vorliebe an Begrändern, so daß das Gelege zahllosen Gefahren durch Menschen, weidendes Vieh, Hunde, Ragen und sonstiges Raubzeug ausgesetzt ist. Hat dann wirklich trotz aller Gefahren die Henne ihre Eier glücklich ausgebrütet, so ist wieder das ganze Gefindel von zwei- und viersüßigen, laufenden, gehenden, kriechenden und fliegenden Dieben hinter der armen Mutter und ihren Kindern her und decimiert die jungen Ketten, oder ein später Schneefall vernichtet die ganze Brut, oder Nässe und Kälte im Mai und Juni zerstören die Hoffnungen des Hahnenjägers! Unter diesen Umständen kann man noch von Glück reden, wenn die Hälfte der Gelege erhalten bleibt und von den erbrüteten jungen Ketten der vierte Teil dem Stande zuwächst.

Dieser Zuwachs kann als Basis des Abschußplanes nicht dienen, da namentlich in Kulturländern mit dichter Bevölkerung, die jederzeit für Beunruhigung des Waldes Sorge trägt — ferner in geschlossenen Waldungen, wo es an geeigneten Balzplätzen fehlt —, endlich in Revieren, wo entweder zu alte Hähne die

Balzplätze behaupten und die jungen Hähne vertreiben, oder im Verhältnisse zum Hennenbestande zu wenig Hähne vorhanden sind, so daß die den Balzplätzen zustreichenden Hennen keine Befriedigung finden, immer ein Teil des Nachwuchses sich verstreicht und auswandert.

Ebensowenig ist es zulässig, den Wildstand zu erheben und darnach das Abschußpräliminare zu berechnen auf Grund der Zahl des im Sommer, Herbst und Winter in einem Reviere beobachteten Auer- und Birkwildes, denn namentlich die Hähne stehen während des größeren Theiles des Jahres an ganz anderen Orten als während der Balzzeit, also zu jener Zeit, wo der Wildstand für den Weidmann am interessantesten und wichtigsten ist.

Es giebt Reviere, wo sich während des Sommers und Winters sehr viel Auer- und Birkwild aufhält und wo dennoch kein einziger Hahn balzt! Einer meiner Freunde besichtigte einmal Ende März ein Revier in Begleitung des Försters und sah wiederholt hoch in den Lüften pfeilschnellen Fluges mehrere Auerhähne über sie wegziehen; auf seine Frage, wo diese Auerhähne wohl herkämen, meinte der Förster, das wisse er nicht, er ahne auch nicht, wohin sie zögen, aber er beobachte alle Jahre vor der Balzzeit einen regelmäßigen Zug von Auervild aus und nach derselben Richtung. Etwas später traf mein Freund den Forstmeister einer in jener Richtung gelegenen Waldherrschaft, aus welcher die Hähne gezogen kamen, und hörte diesen klagen, daß er das Jahr über sehr viel Auervild im Reviere habe, doch gerade vor der Balzzeit sei plötzlich nichts mehr davon zu sehen, wenigstens sei es noch nicht gelungen, einen Balzplatz zu entdecken! — Im böhmischen Mittelgebirge traf ich häufig gelegentlich der Herbstjagden ganze Flüge von Birkwild (einmal über 30 Hähne in einem kleinen Feldgehölz) in Revieren, wo dann im Frühjahr im ganzen 2—3 Hähne balzen.

Auch während der Balz selbst gelingt es selten (besonders beim Auervilde), den Wildstand ganz genau festzustellen, da man, wenigstens in großen Revieren, die Hauptaufmerksamkeit den ständigen Balzplätzen zuwendet und nicht in der Lage ist, jene einzelnen, meistens keinen sicheren Stand haltenden Hähne aufzufinden, welche, vielleicht von einem alten Rauser verdrängt, bald da, bald dort mit einer oder mehreren Hennen heimliche Flitterwochen feiern. Da außer den Wechselhähnen und den auf noch unbekannten Plätzen balzenden Hähnen auch die Einjährigen,

die häufig gar nicht balzen, sich der Zählung entziehen, so müssen wir sagen:

a) Der Abschlußplan ist nicht auf Grund des auf einem Reviere im Jahresdurchschnitt erhobenen Wildstandes an Auer- oder Birkwild festzustellen, vielmehr ist für die Bemessung des Abschusses die Anzahl der im Reviere balzenden Hähne maßgebend.

b) Der Abschluß darf nicht für das ganze Revier summarisch und im allgemeinen präliminiert werden, sondern für jeden Balzplatz im besonderen, da es sich nicht nur darum handelt, den Auer- oder Birkwildstand eines Revieres zu erhalten, sondern darum, die vorhandenen guten Balzplätze gut zu erhalten und diese, sowie die minderen Plätze zu verbessern und so die Jagdfreunden der Balze zu erhalten und zu steigern — denn: „man stopft die Gans nicht nur aus Liebe, sondern auch um sie zu braten“, sagte der Hanswurst und verschluckte den Floh, der ihn gebissen hatte.

Es ist also zunächst notwendig, möglichst alle Balzplätze im Reviere ausfindig zu machen und durch mehrmaliges Verhören eines jeden zu konstatieren, ob es sich um einen ständigen Balzplatz handelt oder um das zufällige Balzen eines Wechselhahnes. Namentlich in Revieren, wo altgewohnte, von der Natur besonders prädestinierte Balzplätze vorhanden sind, pflegen, solange alte streitbare Hähne diese Lieblingsplätze behaupten, jüngere Hähne im Umkreis derselben bald da, bald dort, ohne festen Stand zu halten, einige Morgen hindurch zu balzen, konzentrieren sich aber sofort am Hauptplatze, sobald dort ein oder der andere alte Käufer abgeschossen wurde.

Die Balzplätze des Birkhahns sind nicht schwer zu finden, da dieser vorlaute Geselle weniger diskret ist, als sein großer Verwandter, und sein Liebeslied aus voller Kehle in den lachenden Frühlingmorgen hinauszodelt. Die Auerhahnbalzplätze dagegen wollen mühsam gesucht werden; vorsichtiges Abpirschen solcher Waldorte, deren Lage und Bestandesverhältnisse das Vorhandensein von Balzplätzen vermuten lassen, vor Tagesanbruch, wobei man Augen und Ohren offen halten und häufig stillstehen und verlosen und mit einem guten Glase die Bäume genau betrachten muß, welche als Balzbäume geeignet erscheinen — Untersuchung solcher Plätze bei Tage, ob sich dort Balzlosung findet, ferner zu Beginn der Balz, wenn noch Schnee liegt, ob die charakteristische Spur des am Boden balzenden Hahnes im

Schnee sichtbar ist —, endlich Beobachtungen von günstigen Punkten aus am Abende, ob und wohin man Hähne streichen sieht, und Aufsitze an den betreffenden Plätzen, um zu konstatieren, ob und wo Hähne abends einsinken — alle diese Wege führen zur Auffindung der Balzplätze; es liegt auf der Hand, daß sie dem Jäger in großen Revieren und in beschwerlichem Terrain viel Mühe machen, und darum bekommt bei mir jeder Jäger, der einen neuen Balzplatz findet, eine Prämie.

Auf jedem Balzplätze ist die Zahl der balzenden Hähne genau durch wiederholtes Verhören festzustellen; wo mehrere Hähne balzen, hat der Jäger die einzelnen Hähne anzuspringen (ohne sie zu vertreten), um die alten starken Hähne kennen zu lernen, da diese Kenntnis für den späteren Abschuss wichtig ist. Wo nur ein Hahn balzt, muß zunächst konstatiert werden, ob man es hier mit einem alten zu thun hat, was nicht nur aus dem Habitus, der dunklen Färbung und dem langen Stöße, sondern auch aus der Art des Balzens, dem häufigen Überstellen und dem starken Hauptschlag, der von besonders geriebenen Schlämmern sogar wiederholt wird, zu erkennen ist; dann, wenn der Hahn richtig als alter Herr angesprochen ist, muß der Verhörer durch vorsichtiges Virschren in der Umgebung des Balzplatzes am Morgen und durch Beobachtung beim Abendeinsinken ermitteln, ob etwa außer dem Platzhahne noch ein oder der andere Hahn stumm oder nur unregelmäßig balzend in der Nähe steht, und ob mehr oder weniger Hennen den Balzplatz aufsuchen.

Die vorstehenden Ausführungen beziehen sich natürlich auf den Auerhahn, da diese für den Abschuss maßgebenden Erhebungen beim Birkhahn aus der Ferne mit einem guten Glase in der Regel leicht anzustellen sind. —

Das Resultat aller dieser Erhebungen ist in einem Balzrapport zusammenzufassen, welcher die Basis des jährlichen Abschussplanes bildet. —

Nachstehende Grundsätze mögen die Antwort auf die Frage, wieviel und was abgeschossen werden soll, geben.

1. Die Hennen müssen unbedingt geschont werden, da deren Abschuss dem Jäger kein Vergnügen, dem Wildstande aber großen Schaden verursachen kann, indem die Hennen ohnehin vielfachen Gefahren erliegen. Sollte einmal der Hennenstand im Verhältnis zu den vorhandenen Hähnen zu groß erscheinen, so stelle man lieber für ein Jahr den Hahnenabschuss ein, als daß man sich an den Hennen vergreife, denn der in solchen Fällen

beliebte Ausgang, nur Gelthennen abschießen zu wollen, ist zu bedenklich, da das sichere Ausprechen von Gelthennen einfach unmöglich ist. —

2. Es ist ein ganz falscher, veralteter Grundsatz, daß alle balzenden Hähne abgeschossen werden können. Wo dieser Grundsatz befolgt wurde, sind die üblen Folgen nicht ausgeblieben: die Balzplätze wurden ruiniert, wie folgende zwei Beispiele aus vielen mir bekannten Fällen beweisen mögen. In R. wurde in der Nähe des Jagdhauses ein neuer Balzplatz gefunden, wo 5 Muerhähne balzten; die Nähe und bequeme Zugänglichkeit veranlaßten den damaligen Besitzer, alle 5 Hähne zu erlegen; im folgenden Jahre balzten noch 2 Hähne dort, die abermals beide abgeschossen wurden; seit 4 Jahren balzt auf diesem Platze kein Hahn mehr. — Ein anderer Balzplatz in einem anderen Reviere desselben Besitzers war früher wegen der vielen dort balzenden Muerhähne berühmt; zwei Jahre, bevor ich den Besitz erwarb, balzten dort noch 8 Hähne, die alle abgeschossen wurden; im folgenden Jahre balzten wieder 5 Hähne, die ebenso gründlich weggeputzt wurden, — dann war zwei Jahre lang kein Hahn dort zu hören, erst im vorigen Jahre balzte wieder 1 Hahn, den ich schonte, und heuer ließen sich schon 4 Hähne vernehmen, von welchen ich einen alten Hahn abschoss. — Richtig ist folgender Vorgang:

a) Wo nur ein Hahn balzt, kann er abgeschossen werden, wenn konstatiert ist, daß es ein alter Hahn ist und daß noch andere Hähne in der Umgebung stehen; in diesem Falle soll er sogar abgeschossen werden. Auf einem, was die „Dekoration des äußeren Schauplatzes“ betrifft, sehr schönen Balzplatze wurde mir durch mehrere Jahre ein einziger, schlecht balzender alter Hahn gemeldet, den zwei Jahre nacheinander verschiedene verehrte Gäste vertraten oder fehlten; in diesem Jahre ließ ich ihn gleich zu Beginn der Balz abschießen, und schon zwei Tage später balzten dort 5 Hähne. — Auf einem Birkenhahnbalzplatze im böhmischen Mittelgebirge vertrieb ein alter Hahn jeden Rivalen, sobald er erlegt war, stellten sich 12 Hähne ein. — Solche Fälle sind übrigens jedem Hahnenjäger bekannt, ich habe diese Beispiele nur angeführt zum Beweise der Richtigkeit des Grundsatzes, daß jeder alte, streitsüchtige Hahn abgeschossen werden soll, mag er nun einzeln oder zwischen andern stehen. Dagegen schone man einen einzelnen Hahn, wenn viele Hennen auf dem Balzplatze, aber keine weiteren Hähne in der Nähe desselben beobachtet werden.

b) Wo mehrere Hähne balzen, schieße man

von 2	1	ab,
" 3	1—2	"
" 4	2	"
" 5	2—3	"
" 6	3	"
" 7	3—4	" u. f. w.

Dabei sind womöglich nur alte Hähne abzuschießen und die jüngeren zu schonen.

Ich kenne ein Revier in Oberösterreich, das heute wohl unübertroffen in Österreich dasteht, wo ein früher unbedeutender Auerwildstand durch die Befolgung dieses Abschußplanes auf eine solche Höhe gebracht wurde, daß dessen Besitzer längst seinen 1000sten Auerhahn erlegt hat, und von seinen Gästen mancher in einer Balzzeit über 40 Hähne abschießen konnte. Ich war selbst auch zweimal so glücklich, und habe darum denselben Grundsatz auch bei mir eingeführt, und freue mich, sagen zu können, daß nach 2 Jahren gerade doppelt soviel Hähne balzten als vorher.

c) Einjährige Hähne, die gewöhnlich ohnehin nicht balzen, sollten nicht geschossen werden, da, wie schon bemerkt, der Abschuß hauptsächlich an alten Hähnen vorgenommen werden sollte, indem es vorteilhaft für den Stand ist, möglichst viele 2--4 jährige Hähne zu haben, die sich besser vertragen, besser balzen und das Fortpflanzungsgeschäft sicher besorgen.

3. Der Auerhahn sollte nur zur Zeit der Frühjahrsbalze erlegt werden, ebenso auch der Birkhahn, wenigstens in der Regel. Ausnahmsweise mögen Birkhähne auch auf Herbstjagden geschossen werden, namentlich dort, wo die Auerhahnbalzplätze von den Birkhähnen beunruhigt werden, was im Hügellande bisweilen vorkommt, da sonderbarerweise der große, starke Auerhahn den kleinen, fecken Birkhahn fürchtet und schmachlich vor ihm auskneift, wie z. B. im oberösterreichischen Hahneneldorado des Fürsten Starhemberg wiederholt beobachtet wurde.

Mit dem Abschusse soll nicht gleich zu Anfang der Balz begonnen werden, vielmehr lasse man den Hähnen Zeit, einen Teil ihrer Aufgabe im Interesse der Fortpflanzung zu erfüllen.

Eine Ausnahme dieser Regel bildet der Abschuß von bekannten alten Hähnen, welche gleich zu Beginn der Balz abzuschießen sind, sowie der Abschuß von Grenzhähnen, die man

einem schlechten Nachbarn nicht gönnt. (Wieviele Jagdherren gönnen den Grenzhahn auch dem guten Nachbarn? —)

Wie soll der Abschluß vorgenommen werden?

a) In der Regel wird der Weidmann nur den balzenden Auerhahn am Morgen oder Abend weidgerecht anspringen und erlegen. Ausnahmsweise, wenn viel Hähne abzuschießen sind und die Zeit drängt, mögen auch stumme Hähne am Einfall oder durch Anschleichen zur Strecke gelangen, doch gewährt diese Jagdart zweifellos nicht annähernd die gleiche Freude.

Der Hahnenjäger mache es sich zur Regel, am Abende nicht zu spät, am Morgen nicht zu früh am Platze zu sein! Namentlich bei trübem, nebeligem Wetter fallen die Hähne schon am zeitlichen Nachmittage ein; auf ruhigen Plätzen sind die Hähne auch an sonnigen Nachmittagen auf und nächst dem Balzplatze am Boden mit Aufnahme von Nahrung beschäftigt, besonders auf Schlägen und im Moos (Fitz, Moor), so daß ein spätes Eintreffen des Jägers auf dem Balzplatze den letzteren beunruhigen und den Jagderfolg vereiteln muß. Abends ist der Hahn gegen Störung viel empfindlicher als am Morgen, wo das Erwachen der Natur und die Wiederaufnahme des Verkehrs und der Arbeiten im Walde nach Sonnenaufgang dem Hahne sich in gewohnter Weise geltend macht; er nimmt wiederholte Beunruhigung des Balzplatzes am Abende so übel, daß er dadurch zum Verlassen desselben gebracht werden kann.

Kommt man am Morgen zu früh in die Nähe des Balzplatzes, wenn noch rabenschwarze Finsternis herrscht und kein Hahn ans Balzen denkt, kann man leicht einen Hahn, von dessen Anwesenheit man nichts ahnt, vertreten, oder man macht Hoch- oder Rehwild flüchtig, das schreckend und brechend den Balzplatz beunruhigt, was den Hahn zwar nicht immer zum Abreiten, aber meistens dazu veranlaßt, an diesem Morgen entweder gar nicht oder erst sehr spät zu balzen.

Wo mehrere Hähne sehr nahe bei einander stehen, vermeide man sorgloses Anspringen und pirsche seinen Hahn möglichst lautlos an, da man sonst leicht die anderen vertritt und den anzuspringenden Hahn dann auch nicht bekommt, weil er verstummt oder mit den andern abreitet.

Ebenso darf man auf einem Balzplatze, wo mehrere Hähne am späteren Morgen zu Boden gegangen und dort im Kreise der Hennen eifrig balzend ihr Minnespiel treiben, dieselben nicht

durch Anspringen und Schießen stören, da der Platz auf diese Weise ganz verdorben werden kann. Da hauptsächlich zu Beginn der Balze die Hennen auf den Balzplätzen sich zahlreich finden und die Hähne veranlassen, bald zu Boden zu gehen und dort zu balzen und die Hennen zu treten, so geht schon daraus hervor, daß man diesen Höhepunkt der Balz ungestört vorübergehen lassen soll, bevor man den Abschluß vornimmt.

b) Den balzenden Birkhahn schießt der geschickte, pirschkundige Jäger lieber in der Weise, daß er den Hahn durch Anschleichen und Anreizen überlistet, während das Schießen aus dem Schirme für bequeme, ältere oder unerfahrenere Jäger, oder auch auf Balzplätzen, wo ein Anschleichen unausführbar ist, z. B. auf flacher, kahler Heide, auf großen Feldern oder Wiesen und im Moos, die geeignetere Jagdart ist, allerdings auch die weniger interessante. — So ein alter stahlblau glänzender Hahn mit den leuchtend roten Rosen und dem weitausgelegten Spiele freut einen doch ganz anders, wenn er, der bekanntlich „auf jeder Feder ein Auge“ hat, durch Schlaueit, Geschicklichkeit und Anstrengung erbeutet wurde, als wenn er aus dem Schirme ohne jeden Aufwand geistiger und physischer Arbeit niedergeknallt wurde, wie der Grenzhase von freundnachbarlichen Bauern aus dem Erdloche!

Auch auf den Birkhahnbalzplätzen ist Wahrung der Ruhe geboten; man schieße nicht zu oft und zu bald nacheinander auf demselben Platze, vermeide weites Schießen mit Schrot; für die Nachsuche etwa angeschossener Hähne soll ein guter Hund zur Stelle sein, doch ist die Nachsuche mit Hunden nicht mehr zulässig, sobald die Hennen anfangen zu sitzen. — Ich kann diesen Abschnitt über die Behandlung des Auer- und Birkwildstandes nicht besser schließen, als indem ich die Mahnung Dr. Wurms¹⁾ wiederhole:

„Möchte jeder, dem die Natur einen solchen Schatz zur Pflege und zum Genuß anvertraut hat, durch weidmännischen Abschluß und weidmännische Hege sich dessen würdig erzeigen! Besonders ergeht dieser Ruf an die Besitzer von Hochgebirgsrevieren, welche ja bestimmt erscheinen, auch noch in fernster Zukunft, wenn in der Ebene und im Mittelgebirge der Balzgesang längst zur Mythe geworden sein wird, wie dem edlen Hirsche, so auch dem edlen Hahne ein gastliches Asyl zu gewähren!“

¹⁾ Das Auerwild S. 296.



E. Der Hase.

Bei den folgenden, der Niederjagd angehörenden Wildarten beschränkt sich die Aufgabe des hegenden Weidmannes bezüglich der Regelung des Wildstandes auf das Streben, durch Steigerung des jährlichen Zuwachses den

Wildstand quantitativ zu verbessern, während eine ebenso intensive Einflußnahme auf dessen qualitative Entwicklung, wie sie bei Hirsch, Reh und Gemse durch sorgfältige Gliederung nach Zahl, Alter und Stärke der Elterntiere platzzugreifen hat, nicht durchführbar erscheint und auch nicht notwendig ist, wenn man die Eigenart der Jagd selbst, bei welcher der Erfolg der Hege zu Tage tritt, oder, wenn ich so sagen darf, geerntet wird, hier berücksichtigt. Es freut mich gar nicht, wenn ich in einem Triebe zehn Hasen schoß, während meine Nachbarn jeder fünfzig auf der Strecke haben, und es bildet keinen Trost für mich, daß meine Hasen etwa lauter alte schwere Rammler sind, ja, ich kümmere mich nicht im geringsten darum, ob sie alt oder jung, groß oder klein sind. Dagegen bin ich der stolze, vielbeneidete Günstling St. Huberti, wenn ich nach mehrtägiger Pirsche einen kapitalen Hirsch oder Bock glücklich erlegen durfte, während meine Weidgenossen eine zahlreiche Strecke von Schneidern auflegten. — Die Niederjagd entspricht eben ganz den Allüren unserer Zeit: die Zahl entscheidet, nicht der Wert, da wird nur gezählt und nicht gewogen, non multum sed multa!

Mit Rücksicht auf diesen Umstand kann ich mich bezüglich Behandlung und Regelung des Wildstandes bei den folgenden

Wildarten weit kürzer fassen, als in den vorhergehenden Abschnitten, welche dem edleren Wilde gewidmet waren.

Der Hase hätte vielleicht mit mehr Recht als Prototyp maßloser, geiler Begehrlichkeit gelten können wie Bock und Affe! Diese Begehrlichkeit des Rammlers, seine Leistungsfähigkeit, die Thatsache, daß nicht nur wilde Kämpfe der Rammler untereinander, sondern auch so beharrliche Verfolgungen und Mißhandlungen der Häsinnen (oft durch mehrere Rammler auf einmal) im tollen Geschlechtstaukel stattfinden, daß diese abgehegt, ermattet, zerbissen und zerkrast liegen bleiben und verenden oder wenigstens krank und zur Nachzucht ungeeignet bleiben, wie auch daß infolge dieser Ausschreitungen unter den Hasen Syphilis grassiert, wie bei keiner anderen Wildgattung — alle diese Erscheinungen sind bekannt, und ich glaube, daß ich dieses unappetitliche Thema nicht auszuspinnen brauche, vielmehr mich darauf beschränken darf zu konstatieren, daß ihre schädlichen Wirkungen auf den Hasenstand (schlechter Zuwachs und Einreißen von Seuchen) auf das Mißverhältnis von Rammlern und Sekhasen zurückzuführen ist, daß daher die Aufgabe des Hegers darin besteht, das Überhandnehmen der Rammler im Verhältnis zu den Sekhasen zu verhindern.

Dies kann außer durch rationelle Bejagung nur noch durch Einfangen der entsprechenden Anzahl von Rammlern im Winter geschehen, da ein Abschluß von Rammlern im Frühling gesetzlich unzulässig erscheint.

a) Bei mir werden nach den Jagden die in den Einzäunungen angebrachten Öffnungen mit Kastenfallen versehen, worin sich die an das Ein- und Auswechseln dort gewöhnten Hasen zahlreich fangen; die Sekhasen werden bei der täglichen Revision natürlich sofort freigelassen, während die Rammler abzufangen sind; diese Maßregel wird so lange fortgesetzt, bis eine in Anbetracht des Gesamthasenstandes auf dem ganzen Jagdgebiete zur Erzielung des richtigen Geschlechtsverhältnisses hinreichende Anzahl von Rammlern abgefangen ist. Ein Rammler auf 4—6 Sekhasen genügt. Bevor die Kastenfallen zum Hasenfange aufgestellt werden, muß im Innern der Einzäunung stark gefüttert, event. müssen die Hasen, wenn sie das Einwechseln noch nicht gewohnt sind, durch Ausstreuen von Rohlblättern oder Rüben bis zum Zaune angefirtet werden. — Wo solche Einzäunungen fehlen, kann dasselbe erreicht werden, indem man ein Rapsfeld, einen mit Ruhkohl, Rüben oder

Lopinambur bestellten Wildacker, der von Hasen stark besucht wird, für die Zeit des Einfangens mit einem leichten Drahtgeflechte umgiebt, in welchem die das Ein- und Auswechseln der Hasen, sowie das nachträgliche Einsetzen der Rastensallen ermöglichenden Öffnungen anzubringen sind. — Außer den Hasen fängt man auf diese Art auch allerlei Raubzeug, probatum est!

b) Der Abschluß ist so vorzunehmen, daß die Regelung des Geschlechtsverhältnisses und damit die regelmäßige Vermehrung des Wildstandes begünstigt und eine nachhaltige, ergiebige Jagdausübung ermöglicht wird.

1. Die Frage,

wieviel abgeschossen werden kann,

hängt von der Höhe des jährlichen Zuwachses ab, welchen man gelegentlich der Hühnerjagd schon beurteilen kann, im Spätherbste resp. vor der Hasenjagd aber durch wiederholte Beobachtung und Zählung der die Saatsfelder und Wiesen z. auffuchenden Hasen möglichst genau taxieren soll. — Da der Begriff einer guten Hasenjagd je nach Klima, Güte des Bodens, Lage und je nach der Größe der Reviere und den Ansprüchen der Jäger lokal sehr verschieden ist, so wird es der lokalen Beurteilung überlassen bleiben müssen, ob überhaupt in diesem Jahre gejagt werden kann, ob das ganze Jagdterrain Jahr für Jahr abgejagt oder ob jede Hasenjagd nur jedes zweite Jahr genommen werden darf, welche Revierteile abgejagt, welche geschont werden sollen zc.

2. Die Frage,

wie der Abschluß vorzunehmen ist,

hat für die Regelung des Geschlechtsverhältnisses große Bedeutung. Um nicht einfach zu wiederholen, was vor mir ein anderer schon besser gesagt hat, citiere ich hier die Ausführungen G. von Dombrowskis in Nr. 6 des zweiten Jahrganges von „Wild und Hund“, welche meine Ansicht über die richtige Ausübung der Hasenjagd besser wiedergeben, als ich es selbst imstande wäre.

„Zur Schonung der Häsinnen. In Nr. 53 vom 20. Dezember 1897 veröffentlicht Herr Dr. Stern, anknüpfend an einen früheren Artikel, Beobachtungen über das geschlechtliche Verhältnis bei auf Treibjagden erzielten Hasenstrecken und gelangt zu dem Schlusse, daß vom Standpunkt der Wildhege aus Treibjagden auf Hasen der Suche doch nicht so unbedingt vorzuziehen seien, als man gemeinhin annimmt. Ich halte diesen Schluß für

sehr gewagt, namentlich deshalb, weil bei den beiden württembergischen Strecken, die der Herr Verfasser als Belege für seine Vermutung aufführt, einfach nur gesagt ist, daß sie das Ergebnis von „Waldtreiben“ bilden; man mußte aber doch vor allem auch wissen, ob es sich um Stand- oder Streistreiben handelte, ob die Rückwechsel dicht besetzt waren und welches Wetter an den beiden Jagdtagen herrschte, denn unter Umständen kann es allerdings vorkommen, daß bei einem Standtreiben im Wald zwei Drittel, ja selbst drei Viertel der Strecke aus Häsinnen bestehen. Dieser Fall kann sehr leicht eintreten, wenn man nicht auf das Wetter Rücksicht nimmt, und hierin liegt der Grund, weshalb bei Waldjagden die Strecken trotz eines im allgemeinen guten Hasenjahres mitunter viel schlechter ausfallen als im vorigen, an Hasen ärmeren Jahre. Eine solche Erscheinung hört man dann immer als „unerklärlich“ bezeichnen, denkt an eine Seuche oder ähnliches, und doch ist das schlechte Resultat bloß die unausbleibliche Folge dessen, daß die Jagd im Vorjahre schablonenmäßig ohne Rücksichtnahme auf Wetter und Wind abgehalten wurde.

Ich habe mich seit vielen Jahren und in verschiedenen Gegenden Deutschlands und Österreich-Ungarns mit der von Herrn Dr. Stern angeregten Frage beschäftigt und auf Grund meiner Beobachtungen folgendes Regulativ aufgestellt, bei dessen genauer Einhaltung man sicher sein kann, daß den Häsinnen niemals zu viel Abbruch geschieht. Es bleibt sich dann wohl so ziemlich gleich, welche Jagdmethode man anwendet, und a priori behaupte ich, daß das Gesamtergebnis in Bezug auf den Prozentsatz an Häsinnen bei vorsichtig und zielbewußt vorgenommenen Suchjagden günstiger sein muß, als bei Treibjagden, welche ohne irgend welche Rücksicht auf die Witterung abgehalten werden; wenn die Suche nicht jungen, unerfahrenen oder aber gegen das Revier rücksichtslosen Schützen überlassen, sondern nur von lokal-kundigen, ruhigen und rücksichtsvollen Personen ausgeübt wird, dann freilich leidet der Wildstand unter ihr ebensowenig als unter einer anderen überlegt inszenierten Jagd.

Meine Vorschläge sind folgende:

1. Suche. Dieselbe soll nur an ruhigen, warmen Tagen abgehalten werden, an welchen die Hasen sehr fest liegen. Man schone unbedingt alle Hasen, die den Jäger bis dicht an sich herankommen lassen und auch dann noch nicht freiwillig aus dem Lager fahren, schieße dagegen alle, die sich schon auf 15—30 Schritte Entfernung zu salvieren trachten. Gerade die Suchjagd

soll nur durch sehr flinke und sichere Schützen ausgeübt werden, denn es ist nicht jedermanns Sache, einen auf 30 Schritte Entfernung herausfahrenden und spitz fortlaufenden Hasen sicher auf den Kopf zu stellen, was aber sehr wichtig ist, weil gerade diese Hasen fast immer alte Rammler sind. Merkt man bei Beginn der Suche, daß die Hasen nur halbwegs locker liegen, so jage man in keinem Falle weiter, denn man kann dann sicher sein, daß fast nur Häsinnen und ein paar junge Rammler schußmäßig aushalten. Bei rauhem, windigem Wetter, namentlich bei knirschendem Schnee suchen zu wollen, wäre Wahnsinn, denn unter einem Duzend bei solchem Wetter geschossener Hasen befindet sich dann kaum ein Rammler.

2. Streifjagd. Günstig für den Wildstand kann sich diese Jagdart nur dann gestalten, wenn an dem Tage die Hasen gut halten und der Jagdleiter durch Hornsignale zeitweise auf einzelnen Strecken das Schießen derjenigen Hasen, welche die vorrückende Front dicht heranzulassen und dann nach rückwärts ausbrechen, untersagt. Sitzen die Hasen locker, so ist eine Regulierung nicht gut möglich, man muß dann dem Zufall freien Lauf lassen, und in den meisten Fällen lichtet derselbe die Reihen der Häsinnen recht bedenklich. Ich würde bei windigem Wetter eine Streifjagd so weit als thunlichst immer nur gegen den Wind abhalten und überhaupt oder doch wenigstens zeitweise keinen Hasen schießen lassen, der nahe vor der Front aufsteht und diese im Bogen durchbricht.

3. Kesseltreiben. Für dieses möchte ich die gleichen Vorschriften gelten lassen, wie für Streifjagden; liegen die Hasen fest, so dürfen zeitweise, liegen sie locker, überhaupt gar keine geschossen werden, die sich bis zum letzten Augenblick drücken und dann rückwärts ausbrechen. Im letzteren Falle sollten die Kessel recht groß genommen werden, und es müßte streng verboten sein, einen Schuß abzugeben, ehe der Kessel geschlossen ist, da oft bei ungünstigem Wetter ein einziger Schuß eine große Anzahl von Rammlern veranlaßt, rechtzeitig das Weite zu suchen.

4. Standtreiben im Wald. Sitzen die Hasen sehr fest, so kann man namentlich bei Dickungen ruhig den ganzen Trieb rings umstellen, da ein großer Teil der Häsinnen überhaupt nicht aufsteht oder sich wenigstens hinter den Treibern bald wieder drückt, ohne an die Schützen zu gelangen. Sitzen die Hasen locker und ist der Boden trocken und fest, so daß sie gerne laufen, dann sollen die Rückwechsel unbefetzt bleiben, da auf ihnen fast

nur Häsinnen zu Schuß kommen. Namentlich ist dies der Fall, wenn man, was womöglich immer geschehen sollte, den Trieb mit dem Wind nimmt; gehen die Treiber gegen den Wind, so brechen freilich auch viele Kammmler durch. Sind die Triebe klein, hat man sehr viele Schützen und einen Jagdtag, an dem die Hasen locker sitzen, so empfiehlt es sich, einige Triebe unbejagt, aber knapp vor Beginn der Jagd durch ein paar Leute ohne Lärm durchgehen zu lassen, um die Kammmler aus denselben herauszubringen; die übrigen Triebe können dann rings umstellt werden. Übrigens soll der Jagdleiter bei Waldjagden von Trieb zu Trieb das Geschlecht der geschossenen Hasen kontrollieren und danach seine Maßnahmen für die folgenden Triebe treffen, denn oft erweist sich der Hase im Wald unberechenbar.

Wenn in einem Reviere mehrere Jahre hindurch in der besprochenen Weise vorgegangen wird, so erwächst für das Personal die Pflicht genauer Beobachtung der Hasen zur Kammelzeit, damit nicht etwa mit der Zeit die Zahl der Kammmler eine zu geringe werde, was eben so nachteilig auf die Vermehrung wirken müßte, wie die übertriebene Schonung des weiblichen Geschlechtes in manchen Rehrevieren und Fasanerien. Allerdings wird dieser Fall nur selten eintreten, ausgeschlossen ist er aber nicht."

Bezüglich der Streifjagd möchte ich noch einige wenige Bemerkungen hinzufügen, da ich sie für die dem Hasenstande vorteilhafteste Jagdart halte, sie übrigens auch am besten kenne, da ich den größeren Teil des Jahres in der Heimat des „böhmischen Streifens“ lebe und bei mir keine andere Jagdart gehandhabt wird. Da ich annehmen darf, daß die Anwendung der Streifjagd meine sonstigen Hegemaßregeln wesentlich unterstützt hat, weil es sonst nicht möglich gewesen wäre, daß auf demselben Terrain, wo sonst 500 Hasen erlegt wurden, nach wenigen Jahren der Hege sechs Schützen eine Strecke von 2500 Hasen in zwei Tagen auflegen konnten, so sei mir gestattet, den Ausführungen Dombrowski's über die Streifjagd einige Worte beizufügen über die Art und Weise, wie dieselbe hier gehandhabt wird.

a) Die Streifen werden möglichst breit und lang genommen. Ersteres, weil bei schmalen Streifen auf dem nebenliegenden Terrain, das als nächster Streifen abgejagt werden soll, die Hasen schon vertrieben werden, bevor die Jagd noch hinkommt; letzteres nicht nur aus dem gleichen Grunde, sondern auch des=

halb, weil viel Zeit gewonnen wird, wenn möglichst selten eine neue Aufstellung vorgenommen werden muß.

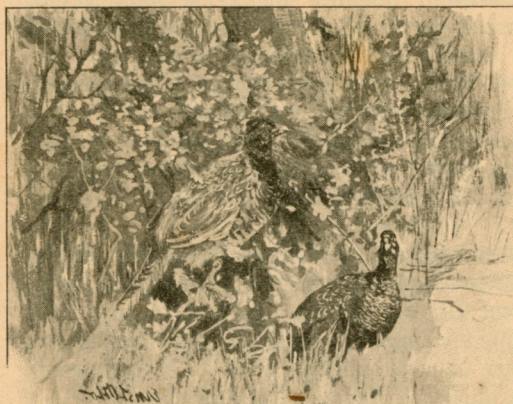
b) In der Treiberfront brauchen die Leute nicht Mann an Mann zu gehen, wenn gerade Treibermangel herrschen sollte, dagegen ist es um so vorteilhafter für den Hasenstand, weil um so mehr Rammler, die weit vorzugehen pflegen, erlegt werden, je länger die beiden Treiberwehren an den Flügeln sind.

c) Aus demselben Grunde wird der Trieb am Ende mittelst Pressnetzen abgeschlossen, doch müssen einige Leute bei denselben aufgestellt werden, um zu verhüten, daß die Hasen die Netze durchbeißen.

d) Unter keiner Bedingung darf auf Hasen geschossen werden, welche durch die Treiberfront zurückbrechen; dadurch werden nicht nur viele Setzhasen dem Stande erhalten, sondern es wird auch jene Störung und Unterbrechung der Schützen- und Treiberlinie verhütet, welche immer dadurch entsteht, daß die Leute zurückbleiben, um dem angeschossenen Hasen nachzuschauen, demselben nachzulaufen, zuzusehen, wie der Hund den Hasen fängt und der Jagd nachbringt u. Im Walde ist das Schießen auf zurückgehendes Wild überdies sehr gefährlich, da leicht ein etwa hintengebliebener Treiber angeschossen werden kann.

Wann soll der Hasenabschuß vorgenommen werden?

Die richtige Zeit dafür ist gekommen, wenn die Mehrzahl der Hasen völlig ausgewachsen ist, und wenn durch die Abhaltung der Jagd kein bedeutender Feldschaden mehr angerichtet wird, also etwa von Mitte Oktober bis Ende Dezember. — Im Sommer gelegentlich der Hühnerjagd Hasen zu schießen, ist schon deshalb unweidmännisch, weil mit dem schwachen Hühnerschrot zuviel Hasen angeschossen werden, außerdem läuft man aber auch noch Gefahr, etwa kürzlich gesetzten Hasen die Mutter wegzuschießen. Von Anfang Januar an, wenn bei sonnigem Wetter schon rammelnde Hasen beobachtet werden, sollten keine Jagden mehr abgehalten werden, da der Hase dann sehr rege ist und sich immer rechtzeitig salvirt, so daß bei solchen späten Hasenjagden hauptsächlich Setzhasen zur Strecke kommen.



F.

Der Fasan.

Wenn ich es nicht als den Hauptzweck dieses Buches ansehen würde, dem hegenden Jäger die Anschaffung

vieler kostbarer Monographien zu ersparen, indem ich bestrebt bin, das Notwendige und Wissenswerte über die Hege unserer wichtigsten Wildgattungen hier zusammenzufassen, so würde ich mich bezüglich der Hege des Fasans aller Worte enthalten und einfach auf das vortreffliche Werk Wittmanns¹⁾ verweisen!

Ich kann mir übrigens die Sache auch so leicht machen, da die Regelung des Geschlechtsverhältnisses bei den Fasanen unschwer durchzuführen ist, indem dieselben bei Schnee im Winter auf die künstliche Fütterung angewiesen sind, mithin der Wildstand bei den Schüttungen leicht und genau erhoben werden kann.

Der Fasan lebt in Polygamie und, wie alle der Vielweiberei ergebenden Tiere, trachtet der Fasanenhahn möglichst viele Hennen um sich zu versammeln, und zeigt dabei eine erstaunliche Potenz, so daß er 15 Hennen und noch mehr mit Erfolg zu treten imstande ist. Trotzdem darf im Durchschnitt eine derartige Leistung vom einzelnen Hahn nicht erwartet werden, da bei solcher Überanstrengung der Hähne ein großer Teil der Hennen gelst bleibt oder wenigstens, bei dem Umstande, daß die Eier un-

¹⁾ Wittmann, Der Edelfasan.

genügend befruchtet werden, minder zahlreiche Gelege zustande kommen.

Die Begehrlichkeit des Hahnes, sowie sein lebhaftes, reizbares Temperament machen ihn höchst unverträglich gegen seinesgleichen, was zur Folge hat, daß da, wo im Verhältnisse zu den Hennen zu viel Hähne vorhanden sind, zu Beginn und während der Balz erbitterte Kämpfe zwischen denselben stattfinden, durch welche einerseits die Balz selbst, resp. das Fortpflanzungsgeschäft gestört wird, andererseits ein Teil der Hähne, und zwar die jüngeren und schwächeren, die im Kampfe unterlagen, auswandert, was in kleineren Revieren recht unangenehm werden kann, indem der abgekämpfte Hahn nicht gerne allein durchgeht, sondern gewöhnlich eine oder die andere Henne mitnimmt. Je nach der Größe des Revieres und des Fasanenstandes sollte man nicht weniger als 5, aber auch nicht mehr als 10 Hennen auf einen Hahn rechnen.

Der jährliche Abschluß hängt von der Höhe des Zuwachses ab, welcher allerdings großen Schwankungen unterworfen ist, denn, obwohl die Fasanen schon im ersten Jahre fortpflanzungsfähig sind und obwohl die junge Henne 8—10, die alte sogar 17 Eier und mehr zu legen pflegt, läßt die Vermehrung doch viel zu wünschen übrig, da Kälte, Regen oder gar Schnee während der Brut- und ersten Jugendzeit den Nachwuchs stark reduzieren. Durch das fast beständige Mausern des jungen Fasans im ersten Lebensjahr bleibt derselbe noch lange sehr heiklich und empfindlich, und in allen Stadien seiner Entwicklung stellt dem nicht sehr klugen Vogel vielerlei Raubzeug nach. In Anbetracht dieser Verhältnisse kann bei der wilden Fasanenzucht höchstens ein durchschnittlicher Zuwachs von 3 Stück pro Henne angenommen werden.

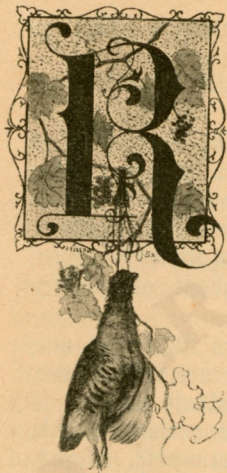
Vor dem Abschluß muß durch Zählung bei den Schüttungen, auf den Feldern, welche den Wald und die Remisen umgeben und auf welchen die Fasanen früh und abends Nahrung suchen, endlich gelegentlich des Aufbaumens am Abende möglichst genau erhoben werden, wieviel Fasanen vorhanden sind. Nach Ausschcheidung der als Stand zu belassenden Anzahl von Hähnen und Hennen kann der Rest abgeschossen werden, doch sollte der Stand in Anbetracht eines größeren natürlichen Abganges im Winter und Frühjahr nicht zu niedrig angenommen werden. Ist der Fasanenstand erst kürzlich begründet, so sollte man die ersten Jahre keine

Hennen abschießen, weil bei der Jagd ohnedies einige Hennen angeschossen werden und für die Nachzucht verloren gehen.

Aus demselben Grunde wird bei mir, wie in vielen anderen wohlgepflegten Fasanengehegen, vor der Jagd immer eine Anzahl gesunder Hennen und zwar mindestens $\frac{3}{4}$ des zu belassenden Standes eingefangen und während der Dauer der Jagden eingekammert, zu welchem Zweck billig und praktisch einige Quadratmeter von mit Gras und gestutzten Fichten oder sonstigen Remisenbeständen angewachsener Fläche an geschützten Orten mit Brettern oder Schwarten eingepflanzt und in der Höhe von 1 m mit Drahtgeflecht überdeckt werden. Einige Wochen lang kann man auf solchem Raume eine größere Anzahl Hennen eingesperrt erhalten, vorausgesetzt, daß sie Ruhe, Futter und Wasser haben, doch lasse man die Gefangenschaft nicht allzu lange dauern und vermeide besonders das Einkammern von zur Zucht bestimmten Fasane während des ganzen Winters, weil die Erfahrung lehrt, daß solche Fasane- und Rebhennen meistens gelt bleiben.

Wie der Fasanenabschuß vorgenommen wird, ob bei Standtreiben, Streifjagd oder Suche, ist für den Wildstand ganz gleichgültig, vorausgesetzt, daß die Jagd weidmännisch betrieben und der zur Zucht zu belassende Stand entsprechend gesichert erscheint, so daß nicht etwa auf angeschossene und kranke Hennen als Mütter kommender Geschlechter gerechnet wird!

Die Zeit des Abschusses ist durch praktische Erwägungen vorgezeichnet, indem es vernünftig erscheint, den Fasan erst abzuschießen, wenn die jungen Hähne verfärbt und ausgewachsen sind, aber auch nicht mit dem Abschusse zu warten, bis die Not des Winters sich im geringeren Wildbret der sonst so wohlschmeckenden Vögel geltend macht.



G. Das Rebhuhn.

aoul von Dombrowski faßt in seinem letzten Buche¹⁾ auf S. 70 in wenigen kurzen Sätzen nahezu alles zusammen, was sich über die Regelung des Wildstandes bei dieser Wildgattung sagen läßt.

„Das Rebhuhn begattet sich monogamisch — es paart sich in strengem Sinne des Wortes — und mit diesem Moment hat der hegende Weidmann zunächst zu rechnen. Wenn im Vorfrühling mehrere Hähne um die Gunst einer Henne werben,

und dieses Werben hitzige Kämpfe um das Gattenrecht zur Folge hat, bis endlich einer als Sieger sein Recht erzwingt, so haben diese Vorgänge zunächst die üble Folge der Zeitversäumnis und Kraftzersplitterung. Beide sind der Vermehrung abträglich. Wäre das Geschlechtsverhältnis bei den Hühnervölkern zur Zeit, wo sich die Geselligkeit zum Zwecke der Paarung auflöst, ein wenigstens nahezu geregeltes, dann darf man mit Sicherheit annehmen, daß die Hennen wohl um vierzehn Tage früher mit ihren Gelegen begonnen und bestimmt auch um 2—6 Eier mehr gelegt hätten. Trifft diese Annahme zu — und ich darf dies unbedingt behaupten —, dann ergiebt sich hieraus die Lehre, die geschlechtliche Standesregelung anzustreben. Nachdem indes ein Abschluß überzähliger Hähne vor dem fermem Hunde zu Beginn der Paarzeit infolge der in den meisten Kulturländern herrschenden Schongesetze unthunlich ist, kann diese Geschlechtsregelung trotzdem auf zweifache Weise mit Erfolg durchgeführt werden: a) indem man beim Beschießen ausgefiederter Hühnervölker nach Thunlichkeit jene Individuen aufs Korn nimmt, welche das charakteristische rostrote Hufeisen am Brustgefieder aufweisen. Es sind dies in der Regel Hähne oder aber alte, zur Hahnfedrigkeit hinneigende Hennen, welche an der Schwelle der Unfruchtbarkeit stehen; b) indem man beim Fange der Rebhühner im Winter, soweit es für die Be-

¹⁾ Kulturschutz und Wildhege. Wien, S. Hirschmann, 1897.

satzung erforderlich erscheint, die gefangenen Hennen sofort an Ort und Stelle wieder in Freiheit setzt."

Diesen Ausführungen möchte ich bezüglich des Abschusses noch folgende Bemerkungen hinzufügen:

1. Der Abschuss hängt vom Zuwachse ab; durch fleißiges Verhören und Beobachten der Hühner in den Morgenstunden wird der vorhandene Rebhühnerstand zu Beginn der Jagdzeit festgestellt und aus der Zahl der erwachsenen jungen Hühner, resp. aus der Zahl und Stärke der beobachteten Ketten berechnet, wieviel Hühner in der bevorstehenden Jagdzeit abgeschossen werden können.

2. Bezüglich der Frage, was abzuschießen ist, scheint mir, je nach der Größe des Terrains und der Stärke des Wildstandes, die Beobachtung nachstehender Grundsätze vorteilhaft zu sein:

- a) Wo sehr viel Hühner auf größerem Terrain vorhanden sind, ist keine besondere Auslese beim Abschusse notwendig, vorausgesetzt, daß man nicht zu früh die Hühnerjagd eröffnet, d. h. nicht eher, als bis die jungen Hühner starke Gabler sind — und daß einzelne Revierteile gänzlich unbejagt bleiben, so daß in jedem Reviere einige Ketten gar nicht beschossen werden, was für die Nachzucht sehr vorteilhaft ist.
- b) Allzu schwache Hühner, die aus späten Gelegen hervorgegangen sind, wird ein wirklicher Jäger ohnehin nicht beschießen; er lasse aber auch die alten Hühner, welche diese schwachen Ketten führen, unbeschossen, da die jungen führerlosen Hühnchen zu Grunde gehen müssen.
- c) Wo der Hühnerstand minder gut ist, und wo der Abschuss vor dem Vorstehhunde ausgeübt wird, mache man es sich zum Grundsatz, die alten Hühner zu schonen. — Die Alten führen und betreuen die überlebenden Jungen; eine alte Henne bringt im nächsten Jahre sicher ein stärkeres Gelege als eine junge; endlich schmeckt ein junges Huhn besser als ein altes.
- d) Auf kleineren Jagden, da, wo der Abschuss vor dem Hunde und hauptsächlich vom Jagdinhaber selbst und seinem Personale vorgenommen wird, können aus den dem letzteren genau bekannten Ketten die überzähligen Hähne ausgesucht und beim Abschusse bevorzugt werden; auf großen, gut besetzten Hühnerjagden ist das nicht gut durchführbar, und empfiehlt sich hier, das Enthahnen in der Weise vorzunehmen, daß im Herbst oder Winter (in diesem Falle mittelst selbst-

thätiger Fallgarne bei den Schüttungen) an den Grenzen Hühner eingefangen werden, von welchen man die Hennen nicht an Ort und Stelle, wie Dombrowski meint, sondern im Centrum der Jagd, wo sie dann gut gesütert werden sollen, ausläßt, die Hähne jedoch entweder abfedert oder behufs Führung verlassener und künstlich erbrüteter Gelege im kommenden Sommer einkammert, wie dies im Abschnitt über die Erhaltung verlassener Gelege beschrieben wird.

3. Die Frage: wann der Rebhühnerabschuß vorzunehmen ist, wird teilweise durch die geltenden Schongesetze richtig beantwortet; übrigens sorgt auch die Natur selbst dafür, daß der schießwütige Mensch zur unrichtigen Zeit nicht viel Schaden im Rebhühnerstande anrichten kann, indem zur Zeit, wenn die jungen Hühner noch zu schwach sind, das Getreide auf dem Felde steht und die Jagd verbietet, im Winter jedoch, wo dem Jäger für das Huhn Ruhe und Fütterung besser ansteht als Jagen und Schießen, ist das hoch und schnell streichende Huhn, das bei der ersten Störung schon weit aufsteht, vor den Schrotten schlechter Schießes ziemlich sicher.

1851

1866



H. Die Wildente.

Die Enten leben wie die Rebhühner in Monogamie, richtiger gesagt: sie paaren sich monogamisch, denn vom Fortpflanzungsakt abgesehen, ist bei den Enten von „Eheleben“ keine Rede, da der Erpel sich um seine Familie ganz und gar nicht kümmert; er stößt ins Leben sie hinein, dann überläßt er sie — nicht der Pein, sondern der Ente, die übrigens auch keine ganz exemplarische Mutter ist!

Dieselben üblen Folgen eines Mißverhältnisses der Geschlechter, wie sie in den vorhergehenden Abschnitten geschildert wurden, machen sich auch bei den Enten geltend; da wir es aber hier nicht mit Standwild, sondern mit einem Zugvogel zu thun haben, so ist es für den hegenden Weidmann viel schwerer, auf die Regelung des Geschlechtsverhältnisses Einfluß zu nehmen.

Den Abschluß überzähliger Erpel auf den Teichen während der Paarzeit halte ich nicht für zuträglich, da Beunruhigung und insolgedessen Verschreckung der Enten von den Teichen, auf welchen man sie festzuhalten wünscht, dabei unvermeidlich erscheint.

Eine bessere Methode, die einerseits zur Bevölkerung günstiger gelegener Teiche mit Wildenten führt, andererseits die Regelung des Geschlechtsverhältnisses ermöglicht, wende ich seit Jahren mit gutem Erfolge an: Im Spätherbste werden am Rande von Teichen, auf welchen Zugenten gerne einfallen, im Schilf, hohem Grase oder Gebüsch möglichst unauffällige Fangvorrichtungen (Fallgarne) aufgestellt, wie bei den Fasanenschüttungen, und dort zuerst in der Umgebung, dann nur unter dem Garn Hafer, Mais oder Hinterweizen gestreut.

Wenn die Enten die Schüttung annehmen, wird die selbstthätige Fangvorrichtung fängisch gestellt; den gefangenen Enten (sehr viel bekommt man auf diese Art nicht) werden die Flügel gestutzt, dann gewöhnt man sie zunächst in einem Stalle oder sonstigen geschlossenen Raume an Gefangenschaft und Fütterung und verteilt sie sobald als möglich auf die Teiche, welche sich zur Entenjagd eignen. Hier werden die gezähmten Enten den Winter über regelmäßig gefüttert und zwar unter einem Schilf- oder Strohdach, das ihnen einigen Schutz gegen Wind und Wetter gewähren soll. Haben sie außerdem noch offenes Wasser, welches beim Einlauf von nicht zu träge fließenden Bächen in den Teich zu finden oder durch Aufhacken zu erreichen ist, so gewöhnen sich die Gefangenen bald an die neue Heimat, der sie dann auch treu bleiben, wenn ihnen die Schwungfedern nachgewachsen sind und nichts sie hindern würde, sich den im ersten Frühling einfindenden Zugenten anzuschließen. Im Gegenteil locken sie dieselben an und veranlassen viele auch dazubleiben und zu brüten, wobei dann die Vorsorge dem Wildstande zustatten kommt, wenn seinerzeit etwas mehr Enten als Erpel ausgefetzt wurden, weil so das voraussichtliche Überwiegen der Erpel unter den Zugenten ausgeglichen wird. Die von den halbzahmen Eltern erbrüteten Jungen verwildern vollständig, wenn man das Füttern in dem Zeitpunkte einstellt, wo das Brutgeschäft allgemein vollendet erscheint. Daß man auf solchen Teichen, wo die Enten sich heimisch fühlen und zahlreich im Frühjahr brüten sollen, nicht den ganzen Herbst herumknallen darf, scheint mir keiner weiteren Begründung zu bedürfen.



Wo kann gehegt werden?

Das Jagdterrain.

Es ist selbstverständlich, daß niemand an die Hege irgend einer Wildgattung denken kann, wenn er nicht Besitzer oder Jagdpächter eines hinreichend großen Gebietes ist, das den natürlichen Existenzbedingungen einer oder mehrerer Wildarten entspricht.

Die Frage, ob überhaupt und was gehegt werden kann, steht in wesentlichem Zusammenhange mit der Frage nach der Größe und der Beschaffenheit des Jagdterrains!

Über diesen Zusammenhang setzt sich unser Jagdgesetz ruhig und gedankenlos hinweg und bestimmt, daß der Besitzer eines zusammenhängenden Grundstückes von 200 Joch eigenjagdberechtigt ist, unbekümmert darum, ob diese 200 Joch ein fruchtbares Grundstück in einer böhmischen Rübengegend sind oder ein kahles Steinkaar im rauhen Hochgebirge, in dem es nichts giebt als Felsen und „Sand“, in dem auch nichts zu erhegen ist, als vielleicht ein Murmeltierpärchen, in dem aber des Nachbarn Hirsch oder Gams auf dem Durchwechsel mit Geduld und Blei zu erlegen ist. —

Größe des Jagdterrains.

Es ist schwer, die Größe allgemein und genau zu bestimmen, welche ein Jagdgebiet haben muß, in dem eine oder mehrere Wildgattungen gehegt werden sollen, da Beschaffenheit des Terrains, Klima und Fruchtbarkeit des Bodens, das Größenverhältnis, in

welchem Wald und Feld verteten sind, für den notwendigen Umfang, bezw. für die Menge des auf einer Flächeneinheit zu hegenden Wildes maßgebend sind.

In erster Linie ist das Moment zu beachten, ob das betreffende Terrain, mag es nun der Hege hoher oder niederer Jagd gewidmet sein, isoliert zwischen ungehegten Gebieten, sog. „schlechten Nachbarn“, gelegen ist, oder an wohlgehegte Reviere angrenzt, bezw. von solchen umgeben ist.

In letzterem Falle bildet die Größe des eigenen Jagdgebietes keine wesentliche Voraussetzung der Möglichkeit einer rationellen Wildhege, da dasselbe gewissermaßen, mag es noch so klein sein, einen Teil eines von mehreren Jagdinhabern gepflegten Geheges darstellt.

So kann sich z. B. der Besitzer eines bloß 400 Joch umfassenden Waldgutes, das an ein 20 000 Joch großes Hochwildrevier grenzt, des relativ gleichen Hochwildstandes pro Flächeneinheit (sagen wir 3—5 Stück auf 100 Joch) erfreuen, wie sein großer Nachbar, während er, wenn sein Gut isoliert in ungehegter Gegend läge, auf die Erhaltung auch nur eines Stückes Hochwild verzichten müßte!

Ebenso kann der Eigentümer eines 100 Joch großen Fasaniengartens, der von drei Seiten von einer ebenso großen eigenen Feldflur umgeben ist, mit der vierten Seite aber an das wohlgehegte Feldrevier eines guten Nachbarn grenzt, getrost seine 2—300 Fasanen abschießen, während er, von schlechten Nachbarn umgeben, auf seinen 200 Joch an eine erfolgreiche Fasanenhaltung nicht denken könnte.

Ist das zu hegende Jagdgebiet isoliert zwischen ungehegten Revieren gelegen, so gilt der Grundsatz: je größer desto besser! Das Jagdgebiet muß aber mindestens so groß sein, daß nach Abrechnung eines, je nach der Neigung der betreffenden Wildgattung zum Auswechseln und Herumstreichen mehr oder weniger breiten Schutzgürtels längs der feindlichen Grenze ein hinreichend ausgedehntes Hegeterrain vorhanden ist, in welchem dem Wilde vollkommene Ruhe und die Befriedigung seiner Bedürfnisse bezüglich Nahrung, Wasser u. gesichert ist.

Die Hege muß hier eine centripetale Tendenz haben; man wird daher das Wild in der Mitte des Jagdterrains zusammen-

zuhalten bestrebt sein, mithin ihm den Aufenthalt nächst der Grenze möglichst zu verleiden trachten, also auch im Schutzgürtel die Anlage von Äsungsplätzen, Salzlecken und Winterfütterungen unterlassen, das Wild beunruhigen und von Zeit zu Zeit von der Grenze weg aus dem Schutzgürtel austreiben. An dieser Stelle möchte ich der leider beim Jagdschutzpersonale allgemein beliebten Thorheit entgegentreten, die darin besteht, daß jeder Grenzbock und Grenzhase, ja sogar Kahlwild, Geißen und Hennen an der Grenze niedergeknallt werden, weil man sie den bösen Nachbarn nicht gönnt. Wenn man innerhalb des Schutzgürtels selbst schindet, rückt man sich die schlechte Grenze immer näher und verkleinert damit sein eigenes Jagdgebiet.

Ist das Jagdterrain nicht groß genug, um die Hege in freier Wildbahn selbständig zu ermöglichen, so bleibt nichts übrig, als in dem Falle, daß es nur an einer oder zwei Seiten an schlechte Nachbarn grenzt, dort einen Schutzzaun zu errichten, anderenfalls, wenn von allen Seiten die Grenzen schlecht sind, das ganze Gebiet einzuzäunen, bezw. für Hochwild oder Rehe einen Tiergarten oder für Rehe, Hasen, Kaninchen und Fasanen ein eingezäuntes Gehege anzulegen. (Gemsen, Auer- und Birkwild lassen sich bekanntlich nicht einsperren.)

Da ich mich mit der Hege in freier Wildbahn zu befassen habe, will ich nur gelegentlich der Besprechung der Mittel der Wildhege dem Tiergarten und dem eingezäunten Gehege einige Sätze widmen und beschränke mich hier darauf, bezüglich der Größe solcher Gehege meine unmaßgebliche Ansicht dahin zu äußern, daß ein Hochwildpark, der kleiner ist als 3000 Joch, dem Besitzer mehr Kosten und Enttäuschungen einbringt, als weidmännische Freuden, und daß ein Rehgarten mindestens 500—800 Joch, ein eingezäuntes Gehege 600—1000 Joch umfassen sollte. Auch da ist die Beschaffenheit des Terrains bezüglich des Klimas, der Bestandes- und Äsungsverhältnisse zc. für die Größe maßgebend. Endlich sei noch erwähnt, daß auch die Gestalt des Jagdterrains nicht gleichgültig sein kann; auf einem nahezu rund oder quadratisch gestalteten Gebiete kann ich hegen, wenn es nur eine entsprechende Größe hat — auf einem langen aber schmalen Streifen, mag er sich noch soweit ausdehnen, kann ich nicht hegen, weil er eigentlich nur eine auseinander gezogene Grenze ist, etwa wie die zerschnittenen Rinderhäute der pfliffigen Königin Dido!

Beschaffenheit des Jagdterrains und dessen Behandlung zum Zwecke der Wildhege.

Wie für die Beurteilung der richtigen Größe des Jagdterrains, so sind auch dieselben Momente für die Beantwortung der Frage entscheidend, welche Wildgattungen auf einem bestimmten Terrain gehegt werden können, nämlich dessen Beschaffenheit in Bezug auf Klima, Lage, Boden, Bestandes- und Nutzungsverhältnisse!

Die Kenntniss der Natur und der Bedürfnisse des Wildes muß uns auch hier darüber belehren, wie das zur Hege einer Wildart bestimmte Terrain beschaffen sein soll, und wie dessen natürliche Hilfsmittel durch entsprechende Behandlung und Pflege von Wald, Feld und Wiese entwickelt und event. ergänzt werden können, um das gegebene Terrain der Natur und den Bedürfnissen der betreffenden Wildart gemäß auszugestalten und darauf einen quantitativ und qualitativ normalen Wildstand zu hegen.

Ich werde versuchen, die Existenzbedingungen und die Aufgaben der Wildhege bezüglich des Jagdterrains für die einzelnen Wildgattungen in den folgenden Sätzen darzustellen.

I. Das Hochwild.

Das Hochwild hat seine natürliche Heimat in großen zusammenhängenden Wäldern. In Österreich können wir das Hochwild im natürlichen Zustande vollkommener Freiheit noch beobachten in den endlosen Urwäldern der Karpathen und in den Auwäldern der unteren Donau, ferner in beinahe unbeschränkter Freiheit in einigen großen, besonders begünstigten Hochgebirgsrevieren.

In diesen großen Waldkomplexen, welche ziemlich abseits liegen vom Verkehr und Lärm der modernen Civilisation und von Forstkultur noch wenig ahnen, findet das Hochwild alle Bedingungen für sein Fortkommen; hier kann es noch der menschlichen Fürsorge entbehren, abgesehen von einigem Schutze gegen seine gefährlichsten Feinde: im Urwalde gegen Wolf und Luchs, im Hochgebirge gegen die Wilderer.

Der Urwald mit seiner Abwechslung von Laub- und Nadelholz, von natürlichen Blößen, sumpfigen Stellen, Windbrüchen und ausgedehnten lichten Beständen ehrwürdiger Baumriesen, zu

deren Füßen dichter Unterwuchs von Tannen- und Buchenanflug und undurchdringliches Brombeer- und Himbeergestrüpp üppig wuchern, bietet dem Hochwilde alles, was es braucht. Die Ausdehnung dieser Wälder gestattet dem Wilde, weite Strecken zurückzulegen, um je nach der Jahreszeit und Witterung seinen Stand dem Bedürfnis gemäß zu wechseln. Im Frühling und Sommer sucht es die Nähe der Felder und Wiesen und steht mit Vorliebe in kühlen, lichterem Beständen im Thale oder ganz oben nächst den Bergwiesen (Pojana); im Herbst zieht es der Eichel- und Buchel-Mast nach und wählt dann entweder die auf den Berg Rücken der Karpathen sich ausdehnenden Pojanen oder die durch Windbruch entstandenen und durch das übereinander liegende Holz beinahe unzugänglichen Blößen im Urwalde zu Brunstplätzen; im Winter sucht es die geschützten, sonnigen Lagen und die großen Schläge in den Vorbergen auf, wo ihm die jungen Laubholzäste und -knospen, sowie das überall wuchernde Brombeerlaub hinreichende Nahrung bieten.

Auch der Auwald mit seiner üppigen Vegetation, seinem Graswuchs und seinen vielen Weichhölzern bietet dem Hochwilde jahraus jahrein reichliche Nahrung und Schutz im dichten Weidengestrüpp und Röhricht, sowie kühle Lager und Suhlen für die heiße Jahreszeit in den sumpfigen Plätzen. Die Au wäre ein Hochwild-Eldorado ohne die häufigen Überschwemmungen, vor welchen das Hochwild freilich meistens in höher gelegene Waldteile sich zu retten vermag. —

Das Hochgebirge mit seinem rauhen Winter ist kein so geeigneter Aufenthaltssort für das Hochwild, welches offenbar durch die zunehmende Bevölkerung und die fortschreitende Kultur in diese hohen Lagen zurückgedrängt worden ist.

In der guten Jahreszeit hat freilich in den Alpen die Natur den Tisch für das Wild verschwenderisch gedeckt, allein im Winter, wenn auch im Thal, an den Wasserläufen und in den hochgelegenen sogenannten Auen allerlei vom Wilde im Winter gerne genommene Weichhölzer und Sträucher wie Brombeeren, Hirschhollunder (*sambucus racemosa*) u. a. gedeihen, und überall im Gebirgswald ein Teppich von Heidel- und Preiselbeeren den Boden deckt, machen die furchtbaren Schneemassen sie dem Wilde doch meistens unzugänglich, so daß nur in solchen Hochgebirgsrevieren das Hochwild ohne besondere Hege den Winter ohne große Verluste überdauern kann, wo auf der Höhe des Gebirgskammes große Strecken der Hochalpen in der

Regel von Sonne und Wind schneefrei (aper) erhalten bleiben und dem Wilde spärliche Nahrung, hauptsächlich isländisches Moos bieten, und wo das Wild an der Grenze der Waldregion noch geschonte Altbestände findet, welche ihm Schutz und Einstand gewähren, und in welchen es außer dem Reifig des Tannenunterwuchses die an alten Bäumen reichlich gedeihende Bartflechte äßen kann.

Nach den geschilderten Verhältnissen im Urzustande kann man sagen, daß als geeignetes Terrain für das Hochwild zu betrachten sind: große zusammenhängende Wälder mit einiger Abwechslung von Laub- und Nadelholz, mit zahlreich eingesprengten Weichhölzern und Nahrung bietenden Sträuchern, welche Wälder entweder an Wiesen und Felder anstoßen oder von solchen unterbrochen werden, so daß das Wild im Walde und in dessen Nähe durch das ganze Jahr Nahrung findet, und welche demselben Ruhe und in den wechselnden Jahreszeiten passende Einstände gewähren und an Wasser keinen Mangel haben.

Es sei mir gestattet, hier die einschlägige Ansicht eines leider anonymen Jagdschriftstellers des vorigen Jahrhunderts, der offenbar selbst ein großer Jagdherr und Weidmann war, zu citieren. Er schreibt in seinem „Versuch einer Anweisung zur Anlegung, Verbesserung und Nutzung der Wildbahnen sowohl im Freyen als in Thiergärten“, Berlin bei Pauli 1779, über diesen Gegenstand wie folgt: „Große Wälder voll allerhand Arten von Holzung, besonders Laubholz, sind für Hirsche und Thiere angenehm. Wenn dicke mit Schilf und Rohr bewachsene Brücher, auf welchen Verder, das heißt: mit allerhand Dickungen von Elsen, Wersten (Weiden?), Aeschen, Hasseln u. s. w. bewachsene Inseln, sind, und an welchen Wiesen oder gar Aecker anstoßen, die alle Jahr besäet werden, so ist dieses, wenn noch dabey der Wald einen guten Grasreichen Boden hat, ein Refier, in welchem das Roth-Wildpret gewiß Stand halten, und aus welchen es sich nicht wegziehen wird; im Falle es nur einige Wartung genießet und Ruhe hat. — . . . Es ist kein Wald, der nicht eines der vorbeschriebenen Bequemlichkeiten habe, und also sich entweder für einen Roth- oder Schwarzwildprets-Stand schicke.“ —

Leider haben sich in jagdlicher wie forstlicher Beziehung seit der Zeit dieses guten alten Herrn die Verhältnisse wesentlich

geändert, und man kann heute sagen: es ist kein Wald (in den kultivierten Gegenden Österreichs und Deutschlands), der nicht „eines“ der vorbeschriebenen „Bequemlichkeiten“ entbehre! Bis zu jener Zeit war die Plänterwirtschaft an der Tagesordnung; man entnahm dem Walde die Stämme, die man brauchte und brauchen konnte, das Weitere überließ man dem Walten der Natur; gelang die natürliche Verjüngung, so war es gut für den Waldbesitzer, gelang sie nicht, und wucherten auf den Blößen statt Nachwuchs an Nutzhölzern Heidekraut, Brombeeren, Himbeeren, Wildobst, Aspen und andere „Forstunkräuter“, so war es gut für das Wild. — Später, namentlich nach den Befreiungskriegen, als die Geldnot den Grundherrschaften zwang, tief in die große grüne Sparbüchse, den Wald, hineinzugreifen, entstanden die ausgedehnten Kahlschläge und aus diesen durch Saat die großen geschlossenen Nadelholzbestände, die, ursprünglich bürrstendicht gewachsen und zu spät durchforstet, dem Wilde wenig „Bequemlichkeiten“ boten und es veranlaßten, durch Schälschäden dem Forstmann unbequem zu werden. — Als dann Thäer's Lehre vom höchsten Reinertrage auch in die mächtig aufblühende Forstwissenschaft eindrang und, wie die Brache aus der Landwirtschaft, so Plänterung, gemischte Bestände, „Forstunkräuter“ zc. aus der Forstwirtschaft verwiesen wurden und dem Kahlschlage und den Reinkulturen weichen mußten, war es wirklich soweit gekommen, daß bei uns nahezu kein Wald mehr ist, der „sich für einen Rotwildbretstand schicke“, um so weniger, als dem Wilde, dem der moderne Wald keine Heimat mehr sein kann, da er es nicht zu ernähren und zu erhalten vermag, auch das Austreten auf die anstoßenden Felder verwehrt werden muß, weil niemand mehr die Wildschäden zu zahlen imstande ist.

„Wenn ich kein Geld habe, kann ich keine Austern essen, wenn ich Geld habe, darf ich keine Austern essen, ja zum Teufel, wann soll ich denn dann überhaupt Austern essen?“ war die entrüstete Antwort eines alten herabgekommenen Lebemanns auf die Ermahnungen eines Gönners, den er eben angebettelt hatte, und der ihn dabei ertappte, wie er sein Almosen in ein gutes Austernfrühstück umsetzte: Wie viele Jagdherren, die ihren Wald sorgfältig von den Feldern abgegrenzt haben, damit das Wild dort keinen Schaden mache, die jede junge Kultur einzäunen, damit das Wild sie nicht verbeiße, die jede Brombeerstaude, jeden Hollunderstrauch, jede Aspe, ja alles Laubholz aus den schönen reinen Fichtenbeständen so sauber ausgeputzt haben, daß der Boden

darunter nackt und glatt ist wie ein Tenne und dem hungernden Wilde keinerlei Nahrung bietet, und die dennoch in ihrem Tiergarten Hirsche schießen wollen, aber jämmerlich wehklagen, wenn das Wild den Wald beschädigt — wie vielen solchen Jagdherrn könnte das Wild entrüstet zurufen: „wo ich leben könnte, darf ich nicht leben, wo ich leben muß, kann ich nicht leben, ja zum Teufel, wie soll ich denn überhaupt leben?“ — „Das sollst Du auch gar nicht,“ lautet die kalte Antwort des modernen Waldgelehrten, „je n'en vois pas la nécessité,“ wie Talleyrand jenem armen Teufel erwiderte, der gerne leben wollte und darum behauptete, daß er leben müsse. Der Weidmann aber wird sich des Wildes annehmen, er wird versuchen, dem Wilde zu geben, was des Wildes ist, und dem Forstmanne, was des Forstmannes ist, und wird dem Jagdherrn raten, sein Wild so zu pflegen, daß es leben kann, ohne in der Not gezwungen zu sein, sich am Walde zu vergreifen, und seinen Wald so zu pflegen, daß er einerseits dem Wilde bietet, was es zum Leben braucht, und andererseits imstande ist, etwaige Wildschäden zu überwinden, ohne daß die Erträge aus dem Walde wesentlich vermindert erscheinen!

Wenn einmal ein Jagdherr mit seinen Forstbeamten sich plötzlich in einem Gemüsegarten eingesperrt fänden, aus dem sie nicht heraus könnten, so würden die Herren, die zu Mittag Suppe, Rindfleisch, Braten, Mehlspeise zu essen gewohnt sind, zunächst schimpfen, dann lamentieren, endlich, wenn der Hunger unerträglich wird, sich über Gemüse und Obst hermachen, diese und jene Frucht abreißen oder herunterschlagen und probieren, ob sie reif ist, diese und jene Wurzel ausreißen und kosten, ob sie genießbar ist, und dabei zehnmal mehr verderben und wegwerfen als sie verzehren: der Gärtner hätte nichts zu lachen über den Schaden, den die Herren in ihrer Not anrichten müßten! — Zum Glück pflegt man karnivore Jagdherrn und Forstleute nicht in Gemüsegärten einzusperren, das arme Hochwild mit seinen vielfachen Bedürfnissen sperrt man aber im Walde ein, noch dazu in modernen Wäldern, wo es nichts giebt als Fichten, junge Fichten, alte Fichten — im Sommer das bißchen Gras auf den Schlägen und in den Jugenden, im Winter Heu und, wenns gut geht, Körnerfutter in Rausen und Trögen. Das kann dem Wilde nicht genügen, es ist gezwungen, Schaden anzurichten, da es immer wieder versucht, dem Walde abzunütigen, was es

zum Leben braucht, und es muß kümmern und degenerieren, weil es das nicht so und nicht ausreichend findet, wie es ihm noththut — die Herren würden auch kläglich kümmern, wenn der Spaß im Gemüsegarten länger dauern sollte! —

Ich habe oben versucht, die natürlichen Standorte des Hochwildes zu schildern. Hier sind ihm keine Schranken gezogen, hier kann es je nach der Jahreszeit und nach Bedarf umherziehen und das aussuchen, was es eben braucht; Wald, Feld und Wiese stehen ihm zur Verfügung, wenn sie auch oft weit genug voneinander entfernt liegen. So kenne ich in den galizischen Karpathen ein ausgedehntes Gebirgsthal, mit nahezu reinem Fichtenurwald bewachsen, daß während der Brunst ein wahres Eldorado für den Hirschjäger ist; zu allen anderen Zeiten des Jahres trifft man dort kein Stück an, das Hochwild steht im Sommer auf der Höhe nächst den Pojanen (Alpenwiesen) oder in den Vorbergen in der Nähe der Felder, im Winter aber zieht es weit hinaus der Ebene zu, wo der Urwald bereits unter der Art des Holzjuden gefallen ist und wo auf den alten Schlägen neben Tannen- und Fichtenanflug Eichen- und Buchenausschlag, Aspen, Salweiden, Haselstauden, namentlich aber Brombeeren, Himbeeren und Hollunder üppig wuchern.

Wer in unseren Kulturländern gesundes, starkes Wild auf beschränktem Raume hegen will, muß sein Jagdterrain zu einem Mikrokosmos gestalten, wo dem Wilde möglichst all das geboten wird, was es im freien Naturzustande im Wechsel der Jahreszeiten auf großen Entfernungen aufzusuchen in der Lage ist: ruhige Einstände, abwechslungsreiche Nahrung im Sommer und natürliche Winteräsung!

Der künstlichen Wintersütterung dürften in den Kulturländern nur wenige Reviere entraten können, etwa in besonders begünstigten Hochgebirgslagen und in den Auen — die Wintersütterung ist aber nicht die Hauptsache, denn jedermann sind Reviere bekannt, wo im Winter reichlich gefüttert wird und wo doch elendes Wild steht! Auch die gute Sommeräsung allein thut's nicht: das stärkste Hochwild haben wir in den Karpathenurwäldern und in der Au, dort ist die Sommeräsung nicht besser als in manchem Tiergarten oder gar im Hochgebirge, wo das Wild aber ungleichlich schwächer ist; Wintersütterung giebt's im Urwalde gar nicht, in der Au nicht überall; die gewaltige Überlegenheit an Stärke und Geweih muß dem Wilde daher, abgesehen von den im Kapitel über die naturgemäße Zusammensetzung des Wildstandes

dargestellten Momenten, besonders aus der natürlichen Winter-
 äßung erwachsen!

Überdies kennt man in der Heimat des stärksten Hochwildes die andernorts so viel beklagten Schältschäden nicht, und darum halte ich mich für berechtigt, ebenso wie aus der Wechselbeziehung der Stärke des Hochwildes und der Beschaffenheit des Jagd-
 terrains in jenen Gegenden auch aus der Thatsache des Fehlens oder doch nur seltenen Vorkommens von Schältschäden im Zusammenhang mit der Beschaffenheit und Bewirtschaftung dieser und anderer Hochwildreviere Schlüsse zu ziehen. Ich werde mir gewiß nicht erlauben, daraus eine allgemein gültige Rettungstheorie konstruieren zu wollen, denn auch hier ist die große Verschiedenheit lokaler Verhältnisse zu berücksichtigen, und die ganze Sache, deren Studium Fachmänner wie Reuß, Holsfeld, Neumeister, Raoul und Ernst v. Dombrowski u. a. ihr reiches Wissen und Können gewidmet haben, ist noch nicht spruchreif; immerhin will ich versuchen, diese Frage, durch welche die Erhaltung des Hochwildes in den Kulturländern bedroht erscheint, einen kleinen Schritt ihrer Lösung näher zu bringen!

Was Schälten ist, weiß jeder, der mit Hochwild zu thun hatte, immerhin will ich der Vollständigkeit halber dem Historiographen der Schältschäden, Herrn Forstmeister Reuß¹⁾ das Wort erteilen, auf dessen vortreffliches Werk ich noch zurückkommen werde. Er sagt:

„Man unterscheidet die Winterschäle oder das sogen. Schaben und die Saftschäle. Die erstere ist im allgemeinen die minder gefährliche. Sie beschränkt sich auf die Zeit der Vegetationsruhe, während welcher die Rinde sich von dem trockenen Splinte nicht ablöst. Das Wild pflegt mit leicht seitwärts geneigtem Geäße anzugreifen und die Rinde mit den Schneidezähnen abzuschaben. Die Zähne wirken nach Art leicht ausgerundeter Meißelchen, nehmen aber immer nur den Teil der fest am Stamme haftenden Rinde, welchen die Schneidfläche des Zahnes unmittelbar erfasst und löst. Infolgedessen bleiben bei oberflächlichen Angriffen in der Regel schmale Bast- und Rindenstreifen stehen und wird überhaupt der Splint seltener ganz bloßgelegt; die zurückgebliebene Kambialschicht leitet in der nächsten Saftzeit eine energische Reproduktionsthätigkeit ein und ersetzt die verloren gegangenen Rindenpartikeln in verhältnis-

¹⁾ H. Reuß, „Die Schältsbeschädigung durch Hochwild, speciell in Fichtenbeständen“. Berlin 1888. F. Springer.

mäßig kurzer Zeit. Die Beschädigung vernarbt in wenigen Jahren, ohne irgend welche störende Einflußnahme auf Leben und Gedeihen des Baumes zur Äußerung zu bringen, kaum daß die Rinde infolge leichter Verharzung ein gründiges Aussehen annimmt. In den hier markierten Grenzen ist die Winterschäle wirtschaftlich und forstpolizeilich bedeutungslos. — Die Schälverwundung zur Saftzeit trägt selbst in geringem Umfange immer einen gefährlichen Charakter. Das Wild faßt gewöhnlich in natürlicher Höhe des Geäses mit den Schneidezähnen unter die Rinde, klemmt den losgelösten Lappen gegen den Oberkiefer und zieht die Rinde in langen Streifen nach oben — seltener auch nach unten — ab, bis sie an einem Aste reißt oder der nach oben keilsförmig sich verjüngende Striemen in seiner Spitze vom Stamme sich trennt. Je nach Stärke und Beastung des Baumes, je nach Qualität der Rinde u. s. w. wiederholt sich der Angriff mehrmals hintereinander, doch kommen gleichalterige Schälwunden, die sich im Zusammenhange über ein Drittel der Stammperipherie erstrecken, selten vor, vielleicht weil das Wild dann seine Stellung ändern müßte und, einmal in Bewegung, lieber zum nächsten Stamme schreitet. Spätere Angriffe erfolgen dann in der Regel ziemlich genau der älteren Wunde gegenüber. Bei dieser Form des Schälens wird natürlich der Splintkörper vollständig bloßgelegt, und damit ist wohl die hohe physiologische Bedeutung, die Gefährlichkeit dieser Schälgeschäden schon genügend erwiesen. Bei sehr schmalen Verwundungen pflegt unter Umständen die direkte Rindenproduktion durch das zurückgebliebene Kambium nicht gerade ausgeschlossen zu sein, aber in den meisten Fällen ist die Wunde zu umfangreich; das Kambium vertrocknet und die Heilung kann nur im regulären, mehr oder minder langwierigen Überwallungsprozeß erfolgen.“

Also, die Winterschäle ist im allgemeinen weniger bedenklich, nur wo sie intensiv auftritt, wird sie, wie in erhöhtem Maße die Saftschäle, dem Walde gefährlich. — Da wir nun den Wald nicht dem Wilde opfern wollen, so handelt es sich darum, einerseits den Schälgeschaden zu verhüten, dann müssen wir aber zunächst ergründen, warum das Wild schält, und andererseits die geschehenen Schälgeschäden nach Möglichkeit zu beseitigen oder, richtiger gesagt, Mittel zu finden suchen, um deren Heilung im natürlichen Überwallungsprozeß zu beschleunigen und so den als Folge der Schälgeschäden sich notwendig ergebenden Minderertrag der Forstwirtschaft zu vermeiden.

Da ich, wie schon oben bemerkt, keine allgemeinen Theorien aufstellen will, vielmehr, aus der Praxis für die Praxis, die aus einer Reihe von Wahrnehmungen in mir bekannten Revieren entwickelten Anschauungen mitteile, welche nicht allgemein, sondern nur für analoge Verhältnisse von Wert sein können, so verweise ich diejenigen, welche diesen Gegenstand gründlich studieren wollen, auf das bereits citierte Werk von Herrn Forstmeister Reuß und auch auf die beiden kleineren Schriften Ernst v. Dombrowskis: „Die Wildschäden“, Weimar 1896, und „Wildpflege“, Neudamm 1896. Mir aber sei gestattet, an einigen Beispielen die Umstände darzustellen, unter welchen das Hochwild in jenen Revieren schält; aus der Zusammenstellung dieser Wahrnehmungen meine auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebende Theorie zu entwickeln und auf Grund der Theorie meine unmaßgeblichen Vorschläge für die Wald- und Wildpflege zu machen.

Fall A. Gebirgsrevier in der Bukowina; bis vor wenig Jahren vorherrschend Urwald, in den zugänglicheren Partien Plänterwirtschaft; kapitale Hirsche, mäßiger Wildstand, über die ganze Fläche, je nach der Jahreszeit, zerstreut; keine künstliche Fütterung; keine Schältschäden. — Seit einigen Jahren Fütterung großer Kahlhiebe; Konzentration des gleichzeitig successive vermehrten Wildstandes (vergl. Fall A, S. 16) auf diesen reichliche Nahrung bietenden Flächen und in der Nähe; seither machen sich unbedeutende Schältschäden bemerkbar und zwar namentlich in jungen Fichtenhorsten, welche durch natürliche Besamung entstanden, ungemein dichte Stangenhölzer bilden, die auf den weiten kahlen Flächen stehen blieben und dem Wilde willkommene Deckung bieten.

Fall B. Revier in den galizischen Karpathen, welches auf S. 100 geschildert wurde; in den Sommer- und Herbstständen des Wildes, in den höheren Urwaldlagen wurden bisher noch keine großen Kahlhiebe eingelegt, nur die zahlreichen Windbrüche wurden aufgearbeitet, so daß über das ganze Gebiet kleine Schläge zerstreut erscheinen; auch in den Winterständen sind keine übermäßig großen Schläge und daher auch keine allzu ausgedehnten Dickungen bezw. Stangenhölzer zu finden, da die Forstbenutzung hauptsächlich auf Brennholzgewinnung für die nahen Salinen angewiesen war; künstliche Winterfütterung kommt nicht vor, weder an den auf älteren Windbruchflächen im Urwalde durch Anflug entstandenen Fichtenstangenhölzern, noch an den üppig

gedeihenden 20—30 jährigen Kulturen in den Vorbergen sind Schälshäden zu bemerken. Der verhältnismäßig zahlreiche Wildstand ist von kapitaler Stärke und sowohl in den Sommer- als in den Winterständen gleichmäßig über das ganze Terrain, das ihm reichliche natürliche Nahrung bietet, verteilt.

Fall C. Aurevier in Ungarn; der Auwald, reich an Weichhölzern, ist der gewöhnliche Aufenthalt des zahlreichen starken Wildstandes, abgesehen von Zeiten der Überschwemmungen oder guter Eichelmast, wo das Wild die höher gelegenen Waldungen aufsucht. Auch hier, wo das Nadelholz nur gemischt oder abwechselnd mit dem vorherrschenden Laubholze auftritt, habe ich von Schälshäden nichts bemerkt, auch keine diesbezügliche Klage vernommen; gefüttert wird nicht.

Fall D. Hochgebirgsrevier in Steiermark, geschlossener Wald bis zur Höhe von 1800 m; Fichte dominiert, mehr oder weniger vermischt mit Tanne, Lärche, Rotbuche, Birke, Bergahorn und in den Hochlagen mit Zirbe; an den Wasserläufen finden sich Erlen, Salweiden und Eschen; oben, über der eigentlichen Waldregion, Latschen und Alpenערlen, überall im Walde wuchern Brombeeren, Hirschhollunder (*sambucus racemosa*), Heidel- und Preiselbeeren. Große Schläge werden nicht ausgeführt, vielmehr werden kleine Schläge über die ganze Waldfläche zerstreut in den haubaren Beständen eingelegt, um viele frische Nahrungspunkte und späterhin viele kleinere Einstände für das Wild zu bekommen und so eine Konzentrierung desselben an einzelnen Revierorten zu verhindern. Tatsächlich steht das Wild in kleinen Rudeln verteilt im ganzen Gebiete, nur zwei Revierteile bilden hiervon eine Ausnahme: der eine, eine kühle, mit Fichtendickungen und Stangenholz bewachsene Berglehne, nächst im Thale gelegenen Feldern, wo im Sommer sehr viel Wild (besonders viel starke Hirsche) beisammen steht, und ein anderer, ähnlich beschaffener Teil an fremder Grenze, wo der Nachbar jenseits große Kahlschläge ausgeführt hat, weshalb das Wild, das dort auszuziehen pflegt, sich im diesseitigen Einstand zusammen zieht; diese beiden Revierteile sind auch die einzigen, welche nennenswerte Sommerschälshäden aufweisen.

Früher, als nur wenige große Fütterungen, wo nur Heu vorgelegt wurde, bestanden, schälte das Wild im Winter in der Umgebung derselben, jetzt werden möglichst zahlreich kleine Fütterungen angelegt, und das so decentralisierte Wild schälte nur mehr in unschädlichem Maße und nur da, wo die Fütterung

im Stangenholze angelegt ist, was aber jetzt nicht mehr vorkommt. Gewöhnlich werden nur schwächere, im Wachstum zurückgebliebene Stangen angegriffen, wo Tannen eingesprengt sind, werden nur diese geschält und verbissen, sie verheilen aber den Schaden leichter als die Fichte. Heu wird nur noch in solchen Hochlagen in Notschöbern vorgelegt, wo das Wild im Winter auf apern Hängen und im alten Schutzwalde in der Regel hinreichende natürliche Nahrung an isländischem Moos, Bartsflechten u. dgl. findet und nur bei plötzlichem starkem Schneefälle diese Hilfe braucht.

Fall E. Hochgebirgsrevier in der Nähe des vorigen und mit ähnlicher Beschaffenheit, jedoch in etwas rauherer Lage; der Wildstand ist im Verhältnis zur Größe und den natürlichen Hilfsmitteln des Reviers übermäßig zahlreich, um so mehr als das Revier von drei Seiten mit einem Drahtzaun umgeben und gegen die Felder abgegrenzt ist; das Wild ist im Winter gänzlich auf künstliche Fütterung angewiesen; bei den wenigen aber großen Fütterungen, von welchen bei mancher mehr als hundert Stück stehen, wird nur Heu vorgelegt. Das Wild schält im Sommer und Winter in erschreckendem Maße!

Fall F. Große Waldherrschaft in Böhmen; ein Triumph der modernen Forstwirtschaft im vollsten Sinne des Wortes; reine Nadelholzbestände, die Forstunkräuter sind gänzlich ausgerottet, daher keine natürliche Winternahrung; große Kahlschläge, große Dickungen resp. Stangen- und Althölzer, nichts als Fichten und Kiefern. Der normale Wildstand ist gänzlich auf künstliche Fütterung angewiesen und schält fleißig, weil er schälen muß!

Fall G. Große Waldherrschaft in Böhmen, war auf dem Wege, sich eines ebenso modernen Waldes mit ebenso modernen Schälschäden erfreuen zu dürfen wie die vorige, wenn der Besitzer nicht ein ebenso erfahrener und denkender Forstmann wie Weidmann wäre, der die Liebe zu Wild und Wald zu vereinigen weiß. — Das Geldbedürfnis nach den Befreiungskriegen war die Veranlassung zur Ausführung großer Kahlschläge, durch Saat wurden dann reine Nadelholzbestände geschaffen, die zu spät zur Durchforstung gelangten und mit ihren im engen Verbande gleichmäßig heranwachsenden astarmen und glattrindigen Stangen dem Wilde geeignetes Schälmaterial boten. Das Wild ließ denn auch keine Stange ungeschält, so daß mancher Bestand unrettbar verloren schien! Obgleich wenig Hoffnung vorhanden war, aus diesen jämmerlich beschädigten Beständen noch brauchbare Stämme zu

erziehen, wurde noch ein Versuch gemacht und zwar mit energischer Durchforstung, richtiger gesagt: Einführung eines intensiven Richtungsbetriebes in den geschälten Beständen — und der Versuch gelang glänzend: an den möglichst licht gestellten Bäumen vollzog sich der Heilungsprozeß durch Überwallung der Schälwunden so rasch und so vollständig, daß die heute 70 jährigen Stämme als vollkommen normales gesundes Holz anzusehen sind, wie Fürst E. S. den Teilnehmern einer Exkursion des böhmischen Forstvereins in die dortigen Wälder vor einigen Jahren an Ort und Stelle durch Fällung nach Gutdünken der Gäste bezeichneter Stämme nachweisen konnte. Damit ist der Beweis geliefert, daß auch bedeutende Schälchäden durch richtige Behandlung paralytisiert und die von ihnen gefährdeten Bestände einer normalen Nutzung erhalten werden können. Daher erscheint es unnötig, die Klagen über die Schälkalamität so sehr zu übertreiben und das Kind mit dem Bade auszugießen, d. h. das Hochwild tutti quanti aus den Forsten der Kulturländer zu verbannen, wo eine entsprechende Verminderung des Wildstandes nach Maßgabe der Hilfsmittel des Revieres und eine vom forstlichen wie jagdlichen Standpunkte rationelle Behandlung des Revieres selbst besser am Plage wäre!

Dieser Ansicht war man auch in W.: Der Wildstand wurde reduziert, so daß jetzt auf ca. 80 Joch ein Stück Hochwild kommt; die Anlage sehr großer Schläge wird möglichst vermieden; von den in den 60er und 70er Jahren so gepriesenen Reinkulturen ist man abgekommen, strebt gemischte Bestände an, pflanzt Eichen, Buchen, Ahorn, Eschen u. an Rändern, Schneisen und Wegen u. a. m.; besonderes Gewicht als Schutz gegen Schälchäden wird auf möglichst zeitliche und sorgfältige Durchforstung gelegt, mit welcher schon an 10—15 jährigen Kulturen der Anfang gemacht und successive fortgeföhren wird behufs allmählicher Freistellung der dominierenden Fichten; dieses, allerdings erhöhte Sorgfalt erheischende Verfahren (welches ich weiter unten näher erörtern werde) wendet die bei der ersten Durchforstung sonst erhöhte Schälgefahr ab, da hier nicht plötzlich und schablonenmäßig der ganze Bestand auf einmal gelichtet wird und die Durchforstung schon in einem früheren Zeitpunkte eingreift, bevor die Fichten im engen Verbande schlank und glattrindig wie Spargel aufwachsen. — Endlich, da man früher beobachtet hat, daß das Hochwild bei Heusütterung besonders stark schälte, wird jetzt im Winter in der Hauptsache Raubfutter vorgelegt neben Hafer und

anderem Kraftfutter mit Holsfeld'schem Pulver; der Effekt aller dieser Maßregeln ist die Thatfache, daß das Wild dort, wo es früher die Forstwirtschaft wirklich gefährdete, heute nicht oder doch nur unbedeutend schält!

Auf Grund dieser aus vielen mir bekannten Revieren als besonders charakteristisch ausgewählten Fälle im Zusammenhalt mit aufmerkfamer Beobachtung und Lektüre der besten Jagdschriftsteller glaube ich berechtigt zu sein, nachstehende Ansichten zu äußern und daran die folgenden Vorschläge für die Behandlung des Jagdterrains anzuknüpfen:

Im allgemeinen kann man behaupten, daß das Hochwild in jenen Revieren nicht schält, wo es seine natürlichen Bedürfnisse befriedigen kann, d. h. wo ihm der Zutritt auf Felder, Wiesen und im Wechsel der Jahreszeiten zu jenen Waldorten freisteht, wo es eben das findet, was es zum Leben braucht: hinreichende natürliche Nahrung zu allen Zeiten des Jahres; — darum schält das Wild überall dort mehr oder weniger, wo diese Voraussetzung seiner naturgemäßen Existenz mehr oder weniger fehlt; daher schält das Wild nicht in von der Kultur noch wenig berührten Gegenden, wie im Urwalde und in gewissen Gegenden, wo die Natur entweder mit dem wirtschaftlichen Fortschritte der Menschen nicht kollidiert oder demselben gewisse Grenzen gesetzt hat, wie im Auwalde und einigen Hochgebirgsrevieren. — Dagegen schält das Wild in jenen Revieren der Kulturländer, wo es im Interesse der Landwirtschaft seiner Freiheit beraubt wird, und wo im Interesse der Forstwirtschaft die natürliche Beschaffenheit des Waldes radikal verändert wurde — beides ohne Rücksicht auf die Interessen des Wildes und — des Jagdherrn! Das Schälen ist keineswegs die Äußerung eines ursprünglichen und arteigentümlichen Triebes des Hochwildes, es ist vielmehr eine infolge unbefriedigten Bedürfnisses sich entwickelnde Untugend, wie es ja auch keinem ursprünglichen Triebe entspricht, wenn bei ausschließlicher Stallfütterung aufgezogenes Rindvieh Wände und Rippen benagt (Kalkhunger), wenn in Zeiten der Futternot infolge des Mangels herabgekommene Schafe sich gegenseitig die Wolle vom Leibe fressen, oder gar, wenn bleichsüchtige Stadtmädchen Kreidestücke, Nähnadeln und Hosenkнопfe schlucken! Wir haben es in allen diesen Fällen mit einem Verzweiflungsaft der in ihrer Entwicklung gehemmten Natur zu thun, wobei allerdings häufig äußere Momente mit wirken, wie Nachahmungstrieb, Gewohnheit, unfreiwillige Miße zc.

1. Bedürfnis als Ursache des Schälens.

a) In den meisten Fällen heißt das unbefriedigte Bedürfnis, welches das Hochwild zum Schälen veranlaßt, einfach Hunger, der bekanntlich weh thut und Mensch und Tier schon zu schlimmeren Dingen genötigt hat, als zur Fichtenrindenaufnahme, was gewiß kein Genuß sein kann!

Das Wild hungert und schält daher in folgenden Fällen:

- a) wenn im Revier überhaupt zu wenig Äsung produziert wird, sei es, daß dem Wilde weder Felder noch Wiesen zugänglich sind und im Walde infolge schlechter Bodenqualität oder reiner Nadelholzkulturen oder Einzäunung der jungen Kulturen wenig Weide und im Winter keine natürliche Äsung zu finden ist und dabei ungenügend gefüttert wird, sei es, daß der Wildstand im Verhältnis zur Größe und zu den natürlichen Hilfsmitteln des Reviers zu zahlreich ist;
- β) wenn das Wild lokal oder zeitweise Mangel leidet; dies ist der Fall: 1. wo das Wild durch im Reviere herrschende Unruhe genötigt ist, nur bei Nacht die Deckung verlassen und zur Äsung ausziehen zu können und im Einstande nicht genug Äsung findet. Die Schäl Schäden werden in diesem Falle um so empfindlicher auftreten, je größer die Dicken resp. Stangenhölzer infolge Anlage großer Kahlhiebe sind, je mehr das Wild in solchen ausgedehnten und deshalb mehr Schutz gegen die herrschende Unruhe bietenden Einständen konzentriert ist, je pedantischer aus den Reinkulturen von Fichten oder Kiefern jegliche Beimischung von Tannen, Laubholz oder „forstlichen Unkräutern“ hinaus=„geläutert“ wurde; — 2. wo infolge unrichtiger Gliederung des Wildstandes, wenn im Verhältnis zum Kahlwild zu wenig Hirsche vorhanden sind, die wenigen starken Hirsche große Rudel Kahlwild zusammenreiben und während der ganzen Brunstzeit auf demselben Revierteile versammelt halten. Das Wild wird in diesem Falle um so mehr schälen, je mehr die sub 1 angeführten Verhältnisse dort herrschen; — 3. wo für den Winter im Verhältnis zur Größe des Wildstandes und des Reviers nur wenige, wenn auch große Fütterungen angelegt sind, und dadurch einerseits die Konzentrierung großer Rudel in den der Fütterung nahe gelegenen Einständen, andererseits der Nachteil veranlaßt wird, daß schwächere

Stücke nicht zur Fütterung gelangen können und auf Schälern angewiesen sind, — dies um so mehr, je weniger natürliche Nahrung der Wald bietet. —

b) Außer dem gemeinen Hunger kann auch der Mangel an bestimmten Bestandteilen in der Nahrung das Hochwild zum Schälern veranlassen, speciell der Mangel an Kalk und Phosphorsäure, Stoffe, deren das Wild zum Aufbau des Körpers, besonders aber der Hirsch zum Aufbau des Geweihs notwendig bedarf, wie die Professoren Neumeister und von Schröder nachgewiesen haben. Außerdem mag das Wild unter Umständen noch andere Stoffe in der Fichtenrinde suchen und deshalb schälen, wie z. B. bei ausschließlicher Trockenfütterung im Winter einen Ersatz für die natürliche saftigere Nahrung an Blattknospen und Rinde verschiedener Weichhölzer, an Brombeeren, Ginster, Heidekraut u. dgl., welche ihm die Läuterungswut mancher moderner Forstwirte genommen hat, oder bei anhaltend nassem Wetter oder gegen Parasiten ein Heilmittel an anderen in der Fichtenrinde enthaltenen Stoffen wie Gerbsäure, Terpentine zc., wenn ihm andere, dieselben Stoffe enthaltende, aber beliebtere Nahrung nicht zu Gebote steht, wie junge Eichen-, Tannen-, Hirschhollundertriebe, Vogel-, Heidel- und Preiselbeeren zc.

Ich fühle mich nicht berufen, namentlich aber nicht gelehrt genug, dieses Thema zu erörtern, überlasse es daher den genannten kompetenten Autoritäten und verweise außerdem auf die interessante Broschüre von Oberforstmeister Holfeld: Die Bedeutung des phosphorsauren Kalkes, des Kochsalzes und einiger Pflanzenstoffe für die Ernährung und das Gedeihen des Hoch- und Rehwildes. Tepliz, Weigand, 1893. Erwähnt sei nur noch diesbezüglich, daß Hirsche zur Zeit der Geweiherneuerung besonders gerne schälen, daß das Wild dort, wo ihm der Zutritt zu den jungen Saaten, die notorisch eine an phosphorsaurem Kalk reiche Nahrung bieten, verwehrt ist, mehr schält als freies Wild, endlich, daß Hochwild bei ausschließlicher oder vorwiegender Heufütterung (Wiesenheu ist besonders arm an phosphorsaurem Kalk) stärker zu schälen scheint, als bei anderen, an diesen Stoffen reicheren Futtermitteln, wie z. B. Laubfutter.

2. Wenn auch im allgemeinen das Bedürfnis das Hochwild zum Schälern veranlaßt, so kann doch auch unter Umständen die Langeweile als Ursache des Schälens gelten; mindestens darf man behaupten, daß das Wild aus Langeweile mitunter

größeren Schaden durch Schälern anrichtet, als zur Befriedigung seines Bedürfnisses nach Fichtenrinde erforderlich wäre.

So schält das Wild theils zum Zeitvertreibe und nur teilweise aus Hunger in der Umgebung der Winterfütterungen; im Sommer, wenn viel Wild in großen Dickungen oder Stangenhölzern nächst Feldern oder Schlägen beisammen steht, auf welche es erst im Dunkeln austreten kann, während es tagsüber im Holze wenig Nahrung findet. Man trifft Schälerschäden in Jungwäldern in der Nähe öffentlicher Wege an, indem Wild, das ausziehen wollte und im Begriff stand über den Weg zu wechseln, durch Wagen oder Fußgänger gestört und veranlaßt wurde, am Rande im Holze zu sichern und vielleicht eine Stunde oder noch länger dort zu warten, bis volle Ruhe eintrat. In solchen Fällen dürfte das Wild hauptsächlich aus Langeweile schälen, wenn die Beschaffenheit des Bestandes ihm keinen anderen Zeitvertreib, wie z. B. Nüssen an jungen Laubholztrieben und dergl., bietet.

3. Endlich wird häufig Wild, das bisher nicht schälte, durch den Nachahmungstrieb veranlaßt, es anderem Wilde nachzutun, wenn auch kein Bedürfnis dazu vorliegt, z. B. wenn behufs Blutauffrischung Wild aus einem Reviere, wo das Schälen an der Tagesordnung ist, in ein Revier eingesetzt wird, wo das Wild bisher nicht schälte und auch nicht zu schälen brauchte.

Ebenso kommt es vor, daß Wild, welches gewohnt war zu schälen, weil es bisher schälen mußte, auch dann aus Gewohnheit weiter schält, wenn es in ein Revier kommt, wo seinen Bedürfnissen vollkommen Rechnung getragen ist.

Diese beiden Ursachen des Schälens führe ich nur der Vollständigkeit wegen an, sie sind eigentlich nicht als selbständig, sondern nur im Zusammenhange, bezw. als Folge des Bedürfnisses zu betrachten.

Überblicken wir die vorstehende Darstellung, so können wir uns dem Eindrücke nicht verschließen, daß, abgesehen von Fehlern in der Pflege des Wildstandes selbst (unrichtige Fütterung, naturwidriges Verhältnis von Hirsch zu Tier, Überhaltung des Standes, Einschränkung ohne Rücksicht auf das Nahrungsbedürfnis), die Ursache der Schälerschäden in der Übertreibung sonst begründeter und nützlicher Maßregeln der modernen Forstwirtschaft zu suchen ist: übertrieben große Kahlhiebe und übertriebene Reinkultur der Fichte und Kiefer — Übertreibungen, welche heute schon von der Forstwissenschaft selbst verurteilt werden!

Ernst v. Dombrowski weist diese Thatsache in seinem lehrreichen Buche: „Die Wildschäden“ nach und citiert u. a. aus Reuß, wie Bösen, der „Vater der Schältschäden“ (da von ihm die ersten Nachrichten über durch Hochwild verursachte Schältschäden stammen, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zum erstenmal und zwar im Zusammenhange mit großartigen Abholzungen im Harz für Zwecke des blühenden Berg- und Hüttenwesens beobachtet wurden!) schreibt: daß der starke Wildstand durch übermäßige Rahlhiebe und Windbrüche zu sehr lokalisiert und in einigen umfangreicheren Dickungen zusammengedrängt worden sei, in denen ihm dann „bei deren Heranwachs die Grasweide gefehlet und es also in den langen Sommertagen, ehe es den Abend auf die bloßen Haye heraustreten oder zu Felde gehen konnte, theils aus Hunger und theils auch aus Ungeduld solch Borken-Scheelen, sonderlich im Frühjahr, da der Saft am stärksten gehet, angewöhnet und von einander gelernt hat“.

Vergleichen wir damit die an Fall A, B, D, F und G beobachteten Erscheinungen, so ist uns das klar, was auch Reuß zugiebt: daß „die fundamentale Umgestaltung der Waldwirtschaft einen entscheidenden Einfluß auf alles Leben im Walde ausüben mußte, einen Einfluß, dem in seinen weiteren Konsequenzen doch auch ein zum mindesten anregender Anteil an der Heranbildung des heute so waldfeindlichen Verhaltens des Wildes zufällt. . . Einer Summe von Mißgriffen, begangen auf dem Gebiete der Waldwirtschaft und Wildpflege, haben wir die Schältschäden zu danken; nur die Gesamtwirkung jener Maßregeln, welche darauf hinausgehen, diese Mißgriffe und ihre Folgen zu beheben, das Wild möglichst naturgemäß zu pflegen, zu nähren, es zu seinem Urzustande zurückzuführen und die künstliche Pflege mit der Zeit ganz überflüssig zu machen, wird das Schälübel wieder bannen“.

Die „künstliche Pflege mit der Zeit ganz überflüssig zu machen“ dürfte wohl kaum möglich sein, ohne auf einen großen Teil der Fortschritte der modernen Forstwirtschaft zu verzichten. Ich glaube aber, daß dies nicht notwendig ist, daß es genügt, die Ubertreibungen jener Maßregeln der modernen Forstwirtschaft zu vermeiden, welche das Wild zum Schälen naturnotwendig zwingen, und den Wald so zu pflegen, daß das Wild darin existieren kann; wir können das Wild nicht „zu seinem Urzustande zurückführen“, weil wir in den Kulturländern die Urwaldverhältnisse weder schaffen können noch wollen, weil wir auf die wirtschaftlichen Vorteile der modernen Forst-

wirtschaft nicht verzichten möchten und auch nicht zu verzichten brauchen, da es möglich ist, im rationell bewirtschafteten Walde „das Wild möglichst naturgemäß zu pflegen“, indem man dem Wilde nicht zumutet, alle seine Existenzbedingungen im Walde allein zu finden, sondern durch künstliche Pflege ihm das ersetzt, was das Jagdterrain im Kulturlande ihm nicht bieten kann — andererseits von der künstlichen Pflege nicht den Erfolg für das Gedeihen des Wildes erwartet, der der Natur allein vorbehalten ist! Darum wiederhole ich: Winterfütterung und gute Sommeräsung genügen noch nicht allein, um Wild und Waldbesitzer zu befriedigen; damit beiden ihr Teil werde, das Wild gedeihe und der Wald vor Schaden behütet bleibe, muß das Jagdterrain außer Wald auch Feld und Wiese aufweisen und so gepflegt werden, daß das Wild im Sommer hinreichende Weide, im Winter aber so viel natürliche Äsung vorfindet, daß auch jene Bedürfnisse befriedigt erscheinen, welchen durch die künstliche Fütterung nicht genügt werden kann; — der Wildstand aber darf nicht zu zahlreich sein und muß im Winter durch künstliche Fütterung so gepflegt werden, daß das Wild nicht gezwungen ist, die fehlende Nahrung auf Kosten des Waldes durch Schälen und Verbeißen der wertvollen Forstpflanzen zu suchen!

Da dieses Kapitel sich mit der Behandlung des Jagdterrains im Dienste der Wildhege zu befassen hat, so kann ich hier auf die naturgemäße Wildpflege im Interesse des Waldes, also zur Vermeidung von Schälsschäden nicht näher eingehen und muß mich darauf beschränken zu konstatieren, daß degeneriertes Wild immer mehr zum Schälen disponiert ist als gesundes starkes Wild; daß Hochwild, das gar nicht gefüttert wird, nicht schält, daß die künstliche Fütterung niemals die natürliche Winteräsung vollständig ersetzen kann, daß darum das Wild um so mehr schält, je ausschließlicher dasselbe auf die künstliche Fütterung angewiesen ist, und je schlechter diese Fütterung ist (am meisten schält es bei ausschließlicher, reichlicher Heufütterung); endlich daß der Mangel an Ruhe im Walde das Wild zu stärkerem Schälen veranlassen kann. Naturgemäße Regelung des Wildstandes, naturgemäße Modifizierung der Winterfütterung und Wahrung der Ruhe im Walde sind daher Mittel zur Verhütung von Schälsschäden, und ich verweise auf die einschlägigen Kapitel, welche diese Zweige der Wildhege behandeln, bezüglich der Be-

handlung des Jagdterrains aber möchte ich nachstehende Vorschläge machen, welche ich natürlich nicht als Universalmittel, sondern je nach den lokalen Verhältnissen der Berücksichtigung der Revierbesitzer empfehle:

1. Wo die Verhältnisse die Hege eines Hochwildstandes in freier Wildbahn nicht zulässig erscheinen lassen, ist die Anlage eines Tiergartens nur dann zu empfehlen, wenn ein geeignetes Terrain zur Verfügung steht, welches groß genug ist, einen mindestens so zahlreichen Wildstand zu erhalten, daß die Weidmannsfreuden, welche er gewährt, die Auslagen für Errichtung und Erhaltung des Zaunes und für Winterfütterung sowie den Entgang an forstlicher wie landwirtschaftlicher Einnahme zu rechtfertigen vermögen. Unter sehr günstigen Verhältnissen kann der Wildstand so zahlreich sein, daß auf 25 Joch ein Stück Hochwild kommt, im allgemeinen sollte aber in freier Wildbahn oder in großen Gehegen, damit Wild und Wald keinen Schaden leiden und ungeschädigt gedeihen können, je nach den Nutzungsverhältnissen erst auf 50—100 Joch ein Stück Hochwild gerechnet werden, namentlich wenn der Wald vorwiegend aus Nadelholz besteht. — Jedenfalls möchte ich meinen, daß ein Tiergarten nicht kleiner als 2500—3000 Joch sein sollte.

2. Ob nun Hochwild im Freien oder im Tiergarten gehegt werden soll, immer muß das Terrain so beschaffen sein, wie es auf Seite 97 beschrieben wurde, wenn das Ziel rationeller Wildhege erreicht werden soll: gesundes starkes Wild ohne wesentliche Schädigung der Forstwirtschaft!

Fehlt dem Reviere eine der notwendigen Eigenschaften eines guten Hochwildgeheges, oder ist eine oder die andere nur mangelhaft vorhanden, fehlt es z. B. an Feldern oder Wiesen, ist der Wald gar zu modern bewirtschaftet und fehlt es darum an passenden bezw. richtig verteilten Einständen und an genügender natürlicher Winteräsung, oder fehlt das nötige Wasser oder gar hinreichende Äsung überhaupt, dann muß, sollen Wild und Wald nicht empfindlich leiden, das Jagdterrain und zwar Wald, Feld und Wiesen durch entsprechende Behandlung dahin gebracht werden, daß es seinen Zweck erfüllt und sowohl den vitalen Bedürfnissen des Wildes als den vernünftigen Ansprüchen des Forstmannes gerecht wird.

Ersteres ist zu erreichen durch Beschaffung möglichst reichlicher Äsung; je mehr natürliche Äsung zu allen Zeiten

des Jahres das Revier selbst produziert, desto besser gedeiht das Wild, desto weniger ist es bestrebt auf auswärts liegende Felder auszutreten und dort Schaden anzurichten, desto weniger beschädigt es auch den Wald; durch diesen Umstand, sowie dadurch, daß sowohl in den Winter- als in den Sommerständen des Wildes für Nahrung und passende Einstände in angemessener Verteilung über das ganze Revier gesorgt und so ein Zusammendrängen des Wildstandes in einzelnen Revierteilen verhindert wird, — endlich durch zielbewußte Bestandespflege, die einerseits auf Verhütung, andererseits auf Heilung der Schälgeschäden gerichtet ist, kann letzteren — den vernünftigen Anforderungen des Forstmannes — entsprochen werden!

Für diese Behandlung von Wald, Feld und Wiese mit Rücksicht auf die rationelle Wildhege empfehlen sich folgende Maßnahmen.

A. Behandlung des Waldes.

a) Große Kahlschläge, an deren Stelle dann ausgedehnte zusammenhängende Dickungen und später ebensolche Stangenwälder entstehen, sind aus den oben dargestellten Gründen (Konzentration des Wildes, lokaler resp. zeitweiliger Nahrungsmangel, Schälgefahr) möglichst zu vermeiden! In der Regel gestattet die Verteilung der haubaren Altbestände über das Revier und deren Lage eine Veranlagung des Hauungsplanes in der Richtung, daß die etatsmäßig jährlich abzutreibende Fläche in möglichst vielen kleineren Schlägen auf die vorhandenen haubaren Bestände verteilt werde, so daß an verschiedenen Stellen des Reviers für Nahrung und Einstand immer wieder gesorgt ist. — Daß abgesehen von diesen jagdlichen Vorteilen bei Vermeidung übermäßig großer Kahlschläge den etwa sich ergebenden Mehrkosten an Schlägerlöhne und Bringung auch wesentliche Vorteile forstlicher Natur gegenüber stehen, glaube ich hier nicht nachweisen zu müssen, da ich damit den Rahmen meiner auf die Wildhege beschränkten Arbeit überschreiten würde. — Immerhin will ich zur Beruhigung ängstlicher Gemüter, welche meine Meinung als die eines Laien nicht ohne weiteres gelten lassen möchten, noch die einschlägige Äußerung des als Forstmann bestens accreditierten Forstmeisters Reuß citieren, auf dessen Autorität ich mich noch öfters berufen werde:

„Durch Anlage kleiner und zahlreicher Schläge in nicht zu schneller Aufeinanderfolge kann man stets für eine zweckmäßige Verteilung der Dickungen sorgen, auch starker Rudelbildung

einigermaßen vorbeugen, welche letztere die Intensität der Schäl-schäden wesentlich steigert und deshalb als eine der lästigsten Eigenheiten des schälgewohnten Wildes zu betrachten ist. Ein elastischer Wirtschaftsbetrieb, größere Wirtschaftskörper mit zahlreichen kleinen Blöcken und Hiebszügen sind in dieser Richtung sehr beachtenswert; sie geben die Mittel an die Hand, die Schäden mit dem Wilde selbst thunlich zu verteilen.“

b) Wo immer Terrain und Bodenbonität den Waldfeldbau gestatten, bediene man sich dieses bewährten Mittels, einerseits durch die ihn begleitende Bodenbearbeitung auf die künftige Bestandesbegründung einen fördernden Einfluß zu nehmen, andererseits dem Wilde reichliche und zusagende Äsung zu beschaffen! Wo die örtlichen socialen Verhältnisse und die Güte des Bodens eine Verpachtung der jährlichen Abtriebsschläge zum Waldfeldbau auf 2—3 Jahre ermöglichen, ergeben sich die wirtschaftlichen Vorteile von selbst; den jagdlichen Interessen wird aber auch Rechnung getragen, da in diesem Falle Winterkorn, Hafer und Kartoffeln gebaut zu werden pflegen, welche Früchte dem Wilde sehr angenehm sind. — Soll der Waldfeldbau in Regie betrieben werden und neben den forstlichen Vorteilen hauptsächlich den jagdlichen Interessen dienen, so kann ich aus Erfahrung folgende Behandlung der Schläge empfehlen:

Nach vollendeter Abräumung werden Abfälle, Reisig, Streu etc. auf Haufen gebracht, getrocknet und langsam verbrannt (geschmodet). Die Asche wird über die ganze Fläche gleichmäßig verteilt, und diese je nach der Beschaffenheit des Terrains gepflügt oder nur umgehackt; in den so vorbereiteten Boden wird im ersten Jahre entweder Winterkorn oder (wenn die Bearbeitung frühzeitig vollendet werden konnte) Hafer angebaut; im zweiten bzw. dritten Jahre werden Topinambur gelegt und zwischen den Reihen die Waldkulturen vorgenommen. Kraut und Knollen der Topinambur geben dem Wilde willkommene Äsung, namentlich im Winter, und schützen überdies die jungen Forstpflanzen vor Sonnenbrand und Wildverbiß. — Ich habe dieses Verfahren sogar im steirischen Hochgebirge mit bestem Erfolge angewendet!

c) Bezüglich Bestandesgründung möchte ich den Schwerpunkt auf Vermeidung reiner Nadelholzkulturen legen, welche sich weder im Interesse der Sicherheit der heranwachsenden Bestände, noch weniger aber im Interesse des Wildstandes empfehlen!

Erstere Rücksicht gehört nicht in den Rahmen meiner Ausführungen, dagegen muß betont werden, daß sowohl zur Ver-

meidung von Schälschäden als zur Erziehung gefunden, starken Wildes die Beschaffung reichlicher Nahrung, namentlich natürlicher Winternahrung, durch die Begründung gemischter Bestände, durch Kultur oder mindestens Schonung der Weichhölzer, Beerensträucher und anderer „Forstunkräuter“ erreicht werden kann und erreicht werden soll! Ich citiere wieder Neuß:

„Die nächstliegende Maßregel zur Hebung der Nahrungsverhältnisse ist jedenfalls die Einmischung von Laub- und Weichhölzern, nach Maßgabe der lokalen Verhältnisse in reinen Beständen, in größeren Gruppen zu selbständiger Behandlung oder endlich auch in Einzelmischung. Die meisten unserer einheimischen Laubhölzer bieten dem Wilde eine ebenso beliebte als zuträglichere obere Nahrung, und überdies ist auch die Bodenahrung eine ganz andere, angenehmer- und abwechslungsreicher. Wir betrachten es deshalb als eine der traurigsten Errungenschaften des modernen Wirtschaftsbetriebes, eine der verderblichsten Konsequenzen der fatalen Schablonenwirtschaft, daß man der accessorischen Bestandesbeimischung gegenüber ein gar so feindliches Verhalten beobachtete, sie als schädliches Unkraut noch heute vielfach ausrottet und vernichtet, nur weil sie sich unterfangen, freiwillig, auf Geheiß und weise Fürsorge der Mutter Natur sich anzusiedeln, wo man sie nicht hingesaet und gepflanzt hat. So wurden fast alle Straucharten, die Birke, Aspe, Hainbuche u. geopfert; die eine überwucherte die kunstgerecht ausgeführte und oft gerade deshalb kümmernde Kultur; die andere peitschte mit ihrem raschwüchsigen, schwanken Gezweige die aufschiebenden Nadelhölzer; die dritte verhinderte die natürliche Ansammlung, und so fand die wirtschaftende Hand in kurzfristiger Verblendung überall die plausiblen Gründe für die Ausrottung, und anstatt von 1000 Stück Birkenruten oder Aspenwurzelbrut 50 das Gedeihen der Hauptkultur wirklich behindernde Pflänzchen zu entfernen, vernichtete man prinzipiell und durch alle Altersklassen die gütige Zugabe der Natur. Je näher man aber an das Ziel dieses Vernichtungskrieges kommt, um so mehr leuchtet die Verirrung ein, und heute, wo man vielfach und namentlich in den uniformen Nadelholzforsten so ziemlich am Ziele ist, macht man „Rehr“, und wohl der Verwaltung, die zu dieser Einsicht gekommen ist, denn die ihr entspringenden Maßnahmen werden dem Wilde und Walde nicht allein in ihren innigen Wechselbeziehungen zu einander, sondern auch jedem für sich und in jeder Richtung zum vollsten Segen gereichen.

Wie wir an anderer Stelle schon eine gewisse wirtschaftliche Toleranz gegen alle eingemischten Weichholzarten, namentlich bei Ausübung der Bestandespflege, empfohlen und befürwortet haben, so müssen wir nunmehr zur Hebung der natürlichen Wildzucht auch den Anbau und Einbau der Laub-, Weich- und Buschhölzer votieren.

Der Anbau der Eiche und Buche, die wegen ihrer reichlichen Mast-, Knospen-, Blatt-, Trieb- und saftigen Bodenäsung für die Wildhege sehr wichtig, scheint schon durch ihre allgemeine forstliche Bedeutung als Waldbäume ersten Ranges genügend gesichert, um so mehr, da die unverkennbaren Vorteile des gemischten Bestandes und besonders die Durchbrechung zusammenhängender Nadelholzreviere durch sturmsichere Laubholzstreifen immer mehr Anhänger und Freunde gewinnt, welche die Wichtigkeit der beiden Holzarten gerade auch in dieser Beziehung zu würdigen wissen. — Insoweit es sich nicht etwa um eine decidierte Überschreitung ihres vertikalen Verbreitungsgebietes handelt, ist ihr Anbau überall durchführbar und empfehlenswert, und wenn auch dabei immerhin ihren individuellen Eigentümlichkeiten mit Rechnung getragen werden soll, so ist es doch namentlich bei der Eiche durchaus unstatthaft, seine Maßregeln mit der Bücherweisheit über die Standortstheorie allzu ängstlich in Übereinstimmung zu halten. — Wo immer aber diese beiden wichtigen Laubhölzer in den Nadelholzforsten gezüchtet werden, ist die erste und wichtigste Existenzbedingung der reine Bestand oder wenigstens die reine Gruppe, die ihrer Flächenausdehnung nach für eine selbständige Behandlung und Bewirtschaftung in einem Multiplum des Nadelholzumtriebes geeignet sind. Man darf eben nicht außer acht lassen, daß sowohl der Ertragseffekt, wie auch ihre Bedeutung für die Wildhege mehr als bei allen anderen Laubhölzern von der Heranbildung guter Kronen abhängig sind und letztere im Einzelstande zwischen den schnellwüchsigen Nadelhölzern nie herangezogen werden können.

Die Eiche, Ahorn, Rüster, Linde, Erle verlangen in der Wahl des Standortes schon mehr Rücksicht und werden namentlich in rauheren Bergforsten nie eine bestandbildende Bedeutung gewinnen. Für ihre Anzucht kommen auch mehr wirtschaftliche als jagdliche Interessen zur Geltung, und wird sich selbe stets auf eine gruppen- auch stammweise Einmischung in geschützten Mulden und Gefenken mit mildem, humosem Boden beschränken. Speciell die Erle für nasse Stellen bietet wenig, hat aber eine gute frische Bodenäsung unter sich.

Bergahorn, Birke, Aspe, für die Wildpflege ungleich wichtiger als die vorhergehenden, fühlen sich in den Nadelholzforsten heimischer und begleiten dieselben auch bis in die rauheren Lagen der Gebirgsforste. Sie eignen sich für den gruppenweisen Einbau ebenso wie für die stammweise Mischung, und bieten namentlich Birke und Aspe in jedem Entwicklungsstadium und zu jeder Jahreszeit eine sehr zuträgliche und beliebte Nahrung.

Wo die Birke in, wenn auch nur untergeordneter, Beimischung vorkommt, sorgt sie namentlich im Kahlschlagbetriebe selbst für die reichliche Nachzucht, indem ihr leichtflüchtiger Samen auf den Schlägen, Räumen und Blößen reichlich sich ansiedelt und ohne geringstes Zutun der wirtschaftenden Hand eine sehr oft mehr als angenehme Durchmischung der Jungbestände sichert; wo sie nicht heimisch, ist sie durch Herbstsaat auf leicht verwundeten Stellen oder auch durch Lohdenpflanzung überall gut und ohne größeren Aufwand zu ziehen. Sie meidet allenfalls die exponierten Lagen, erfüllt aber auch in diesen den Zweck der Wildhege immer noch vollkommen.

Etwas schwieriger gestaltet sich die Anzucht der Aspe. Sie treibt bei genügendem Lichtgenuß meist reichliche Wurzelbrut, die sich besonders in den ersten Jahren leicht versetzen läßt. Auch durch rechtzeitig geschnittene Stecklinge pflanzt sie sich bei genügender Feuchtigkeit ziemlich sicher fort. Am besten und billigsten aber läßt sie sich im großen mittels Saat ziehen. Künstliche Saatausführung hat selten Erfolg, weil der dickwollige Samen auf diesem Wege schwer mit dem Boden in innige Berührung gebracht werden kann. Am meisten bewährt sich die Anlage von kampartig hergerichteten Flächen in der Nähe oder wenigstens in der herrschenden Windrichtung von samentragenden Mutterstämmen, oder wo solche nicht vorhanden sind, die Besteckung derartiger gelockerter und klar gemachter Plätze mit samentragenden Ästen. Es scheint dabei sehr darauf anzukommen, daß der Samen nicht in größeren Bagen und Klumpen zu Boden gelangt, sondern von den geöffneten Käzchen möglichst einzeln abfliegt und mit dem Erdbreich in innigen Kontakt tritt. Wo eine derartige Naturbesamung sich vollzogen hat, ist sodann der baldige Eintritt eines Regens für das Gelingen von größter Bedeutung, da bei anhaltender Dürre die beweglichen Samenkörner vom Winde wieder leicht entführt werden. Soweit es deshalb thunlich, ist das einmalige Angießen der Saatsflecken bald nach der Besamung zu empfehlen. Übrigens sind gänzliche

Mißerfolge verhältnismäßig häufig, da die zweihäufige Aspe nicht selten taub fruktifiziert. Aus derartigen Saatstellen läßt sich die einjährige Lohde dann leicht und sicher verpflanzen, ist dabei gegen Mißhandlung und Beschädigung wenig empfindlich. Die Kastanie und das wilde Obst sind in den meisten Lagen nur in Kämpfen zu erziehen, und werden da in Form von Randgruppen, Alleen, Wieseneinfassungen, auf Äsungsplätzen auch einzeln ausgepflanzt, wohl auch als Mischlinge in die Laubholzgruppen eingeführt, eignen sich dagegen für geschlossene Nadelholzbestände selbst in Gruppenform wenig oder gar nicht. Höhere rauhe Lagen sagen beiden nicht zu, und ist besonders das Obst an die Niederung und die geschützten Vorberge gebunden, wo es durch öfteres Fruchttragen für die Wildhege seine Bedeutung erlangt. Sonst dürfte nach unseren Erfahrungen die Kastanie im allgemeinen weit mehr zu empfehlen sein, denn so gesund und zuträglich die Frucht des wilden Obstes dem Hochwildstande ist, so indifferent ist seine Anzucht in Lagen, wo widrige Witterungseinflüsse, unzeitige Fröste alljährlich die Blüte vernichten.

Eine Holzart, die in Hochwildrevieren ganz besondere Beachtung verdient, ist auch die Eberesche. Wenig wählerisch in ihrem Standorte, steigt sie bis in die rauhen Gebirgslagen mit den Nadelhölzern an und bietet in Strauchform, selbst in exponierten Hochlagen, dem Wilde eine sehr zuträgliche Blatt-, Trieb- und Fruchtäsung. Sie wird von den umgebenden Nadelhölzern bald überwachsen, spielt zu allen Zeiten eine sehr untergeordnete Rolle, hält sich aber selbst im Druck noch lange und vegetiert in niedriger Baum- und Strauchform, in welcher sie dem Wilde stets zugänglich bleibt. In besseren Lagen eignet sie sich zu Anpflanzungen auf Wildangern, Wiesen, an Wegen zc. sehr gut und wird hier besonders durch ihre ausgiebige und gesunde Beerfrucht von Nutzen. Sie wird ebenfalls am besten im Kämpfe erzogen und von da ausgepflanzt, treibt reichlich Wurzelbrut und wird auch als Wurzelschößling mit großer Sicherheit versetzt.

Von den Sträuchern und Buschhölzern ist dem Wilde alles willkommen. Sie gedeihen in den Laubholzpartien besser als in Nadelholzbeständen, und lohnt sich ihre Anzucht in den letzteren selten. Die Hasel, Hartriegel, Weidenarten, Jasmin zc. thun als Unterholz und Busch auf Lichtungen, Räumen ihre Dienste; Hagedorn, Hundrose, Schlehe für Ager, Wald- und Wiesenrand, die Himbeere, Brombeere auf den Schlägen, Heide- und Beeresträuch in den Hochlagen. Die Forstwirtschaft kann sich mit dem

Anbau dieser Sträucher wohl selten befaßen, doch genügt es auch, gegen diese Varias alle auszrottenden Maßregeln zu unterlassen, ihnen die Existenz zu erleichtern.

Übrigens erwachsen dem Einbau von Laub- und Weichhölzern im allgemeinen im Wildstande selbst die größten Schwierigkeiten, namentlich da, wo es sich um ihre erste Anzucht handelt; denn es ist ja eine bekannte, im Reiz der Neuheit sich begründende Erscheinung, daß sämtliche Wildgattungen etwa neu eingeführte Forstkulturgewächse mit ganz besonderer Vorliebe angehen und durch intensives Verbeißen total vernichten. Die forstlich wichtigeren Holzarten Eiche, Buche, lokal auch Birke, Aspe, Hainbuche thut man deshalb stets gut, gleich im großen einzuführen, die mehr sporadisch einzumischenden dagegen im Schutz von Einfriedigungen über die ersten Gefahren hinauszubringen und in Form von erstarkten Heistern auszupflanzen; und selbst als solche benötigen sie noch mancherlei Schutz gegen vorzeitigen Andrang des Wildes. Halbe und unvollständige Maßregeln führen auch hier nicht zum Ziele und sind mit dem geringsten Aufwande die teuersten. Der Forstwirt mag sich immer gegenwärtig halten, daß die Hebung der Nahrungsverhältnisse durch Einbau von Laub- und Weichhölzern die naturgemäße und zuträglichste ist; er mag deshalb auch nicht mit den Mitteln kargen, die er diesem guten Zwecke zuwendet, und je nach Umständen nicht allein zur gemischten Bestandes-, sondern auch zur gemischten Betriebsform übergehen. Der echte Laubholz-Mittelwaldbetrieb mit wildbeliebtem und ausschlagsfähigem Unter- und Buschholz, selbst einige reine Niederwaldschläge werden in passender Verteilung von bestem Einfluß sein, eine ausgiebige, billige Nachzucht der Laubhölzer im Nadelholzforste sichern und ihrem Zwecke als Wildäsung auch am meisten entsprechen.“

Diesen ausgezeichneten Ausführungen brauchte ich eigentlich nichts hinzuzufügen, möchte aber der Vollständigkeit halber doch noch bemerken, daß außer der gemeinen Eiche auch die amerikanische Eiche sowohl zur Bildung ganzer Bestände als zur gruppenweisen Einmischung in Nadelholzbeständen geeignet und ebenso wie Ahorn, Esche und Ulme nicht nur forstlich als wertvollste Nuthölzer, sondern auch jagdlich der vortrefflichen Nahrung halber, welche ihre jungen Triebe, Laub und Rinde dem Wilde bieten, höchst anbauwürdig sind! In rauheren und höheren Lagen müssen Buche und Birke die erwähnten wertvolleren Hölzer ersetzen, sie eignen sich besonders zur Einmischung in Nadelholzbeständen.

Ein warmes Wort muß ich noch für die Tanne einlegen: sie ist für die Wildhege an Orten, wo Fichte oder Kiefer die herrschende Holzgattung ist, geradezu unentbehrlich!

Ein praktischer Forstmann und Wildpfleger, Förster Kühnemund=Wernigerode — aus G. v. Dombrowski, Wildschäden — giebt folgendes Urteil über die Tanne ab, das ich allen Besitzern und Pflegern von Hochwildrevieren ans Herz legen möchte:

„Die Tanne, unter günstigen Verhältnissen nach der Fichte wohl die pekuniär ertragreichste Holzart, ist von unseren einheimischen Koniferen diejenige, deren Nadeln und junge Triebe vom Wilde am liebsten geäst werden; sie hat daher unter dem Verbeißen ganz besonders zu leiden, weist dagegen eine kaum glaubliche Widerstandsfähigkeit auf und übertrifft hierin bei weitem unsere sonstigen Nadelhölzer. Sie ist mit jedem Boden, sei das ihn bildende Gestein Thonschiefer, Grauwacke, Diabas, Porphyr oder Granit, zufrieden, sobald derselbe einigermaßen frisch und tiefgründig; auch die Höhenlage ist ihr bis zur Meereshöhe von 600 m (hier im Gebirge)¹⁾ ziemlich gleichgültig, sie würde bis dort allein und als Mißbaum der Fichte noch weiter hinauf zu kräftigen, vollholzigen Stämmen wachsen, während ihre Vegetationsgrenze sicher bis zum Fuße des Brockens reicht. Am empfindlichsten ist die kleine Pflanze gegen Frost, sobald sie jedoch eine Höhe von 25—30 cm erreicht, hat es damit nicht viel mehr zu sagen; in der frühen Jugend wächst sie langsam, erst etwa im zehnten Jahre beginnen die stärkeren Triebe, dann aber hält sie mit der Fichte gleichen Schritt, ja sie vermag diese zu überholen; sie erträgt sehr leicht den Schatten, hat unter den Insekten wenig Feinde, auch die Rotsäule bleibt ihr fern, äußere Stammbeschädigungen überwachsen ziemlich schnell und gegen Schnee und Sturm ist sie äußerst fest. Unbeschadet der jetzt üblichen Pflanzmethode der Fichten, könnten zwischen ihren Reihen Tannen zahlreich eingesprengt werden; diese müßten allerdings mindestens drei Jahre älter sein, als die zu verwendenden Fichtenpflanzen, dann aber würden sie gerade wegen der Bevorzugung, die ihre Nadeln und jungen Triebe durch das Wild erfahren, sowohl gegen Verbiß als gegen das Schälen für die Fichte das wirksamste Schutzmittel sein, um so mehr, als sie auch im Winter dem Wilde eine beliebte — jetzt sehr mangelnde — immergrüne

¹⁾ Die Tanne geht bekanntlich stellenweise noch viel höher.

Äsung bieten. Durch die vorgenannten Eigenschaften wird die Tanne für die Fichte zu einem Misch- und Schutzbaum von hervorragender Bedeutung; die Harzforste würden viel weniger ruiniert und durchbrochen sein, wenn bei ihrer Anlage von Anfang an auf reichliche Beimischung von Tannen Bedacht genommen worden wäre." —

Wo die Tanne häufiger in älteren Beständen vorkommt, wird sie sich durch Anflug von selbst ansiedeln; wo dies nicht der Fall ist, wird deren Kultur bei stärkerem Hochwildstande kaum möglich sein, da das Wild die jungen Tannen durch Verbeißen nicht aufkommen läßt. Ich empfehle daher die Begründung von Tannenhörsten durch Saat oder Pflanzung auf lichterem Stellen und Blößen in angehend haubaren Beständen, welche eventuell bis zum Abtriebe des Bestandes durch kleinere Einzäunungen geschützt werden können.

Von jenen Baumgattungen, welche forstlich wertlos erscheinen, halte ich die Aspe, die Salweide, die verschiedenen Arten der Weide und den Vogelbeerbaum sowie die Korkkastanie für die nützlichsten bezüglich der Wildpflege, die beiden letzten wegen ihrer Früchte, die ersteren wegen der natürlichen Winteräsung, welche sie dem Wilde bieten.

Von Sträuchern, welche des Wildes wegen im Walde geduldet, ja, wo sie fehlen, angesiedelt werden sollen, halte ich den Hirschhollunder (*Sambucus racemosa*), Brombeere und Himbeere, Besenpfrieme (*Spartium scoparium*), Heidel- und Preiselbeere und Heidekraut für die wichtigsten und nützlichsten. Sie lassen sich durch Saat, die ersten drei Sträucher noch besser durch Pflanzung an passenden Orten ansiedeln und verbreiten sich dann von selbst leicht durch natürlichen Anflug oder Wurzeltriebe. — In einem Reviere, wo an den genannten Bäumen und Sträuchern, namentlich an Tannen, Aspen und Brombeeren (event. auch Heidekraut) kein Mangel ist, kann das Wild ohne künstliche Fütterung überwintern und braucht den Wald nicht zu beschädigen, das ist meine feste, auf Erfahrung begründete Überzeugung!

d) Die jungen Nadelholzkulturen schädigt das Wild durch Verbeißen; dieser Schaden wird jedoch sehr überschätzt, und ich glaube, daß ein nicht übertrieben zahlreicher Wildstand, der sich gleichmäßig über das ganze Revier verteilt, durch Verbeißen das Gedeihen der Kulturen auf die Dauer nicht gefährdet. — Ich habe vor 13 Jahren einen Teil einer Fichtenkultur, der in Gestalt

eines schmalen Streifens zwischen Feldern gelegen war, stutzen lassen und 6 Jahre lang als Remise benützt. Nachher legte ich Eichenremisen an und ließ die bisher gestutzten Fichten hochwachsen, und heute sind diese von den übrigen Fichten, die niemals gestutzt waren, gar nicht zu unterscheiden. Ähnliche Fälle sind mir noch mehrere bekannt. — Will man Kulturen, die dem Wildverbiss besonders ausgesetzt sind, schützen, so mag man sie einzäunen, thue dieses jedoch nur in solchen Revieren, wo dem Wilde reichliche Nahrung geboten ist! Ich halte es jedoch für weit richtiger, den Wildstand nicht überhand nehmen zu lassen, bezw. rechtzeitig zu reduzieren, als den Wald durch zahllose Zäune zu verunstalten und damit dem Jagdherrn unverhältnismäßige Unkosten zu verursachen.

e) Bezüglich der Bestandespflege kann ich nur einerseits im Interesse des Wildes die Warnung des Herrn Forstmeisters Reuß vor übermäßiger Lässerung der Nadelholzkulturen von allen Laubhölzern und Forstunkräutern der allgemeinen Beherzigung empfehlen und andererseits im Interesse des Waldes auf die mit dem bei Fall G geschilderten Durchforstungsverfahren auf der Herrschaft Worlik in Böhmen erzielten thatsächlichen Erfolge hinweisen.

Ich glaube, letzteres Verfahren entspricht den neuerdings zum Zwecke einer besseren und rascheren Nuzholzerziehung vom Oberforstrat v. Fischbach gemachten Vorschlägen, erinnert an den Wagner'schen Lichtungsbetrieb¹⁾ und besteht darin, daß die Durchforstung schon am Fichten-Jungbestande (je nach Bodenverhältnissen zc. im 10.—15. Jahre) eingreift und successive nach Bedarf fortgesetzt wird, wobei darauf hingearbeitet wird, möglichst zeitlich diejenigen dominierenden Individuen zu bezeichnen, welche später den Haubarkeitsbestand zu bilden haben, und diesen eine besonders sorgfältige Pflege angedeihen zu lassen, alle übrigen Pflanzen aber, welche zur Deckung des Bodens zc. anfangs notwendig sind, mehr als Füllholz zu behandeln. Zeitend ist dabei die Thatsache, „daß im geschlossenen Bestand die stärkste Stammklasse andauernd (wie insbesondere auch Wagner seinerzeit nachgewiesen hat) weitaus am meisten produziert“ (Lorey, S. 585), und der Umstand, daß dem Wilde nicht wie sonst bei der ersten und starken Durchforstung plötzlich der freie Zutritt zu den gleichzeitig gelichteten, schlank und glattschäftig

¹⁾ Vergl. Lorey, Handbuch der Forstwissenschaft, I, S. 585 und 607.

emporgewachsenen Stämmchen gewährt wird, wodurch die Schälgefahr, wenn auch nicht ganz aufgehoben, so doch sehr wesentlich reduziert erscheint!

Will man ganz sicher gehen, so mag man die dominierenden Stämme durch das von Reuß empfohlene Verfahren gegen jede Schälbeschädigung sichern:

„Die Stammverwahrung durch Reisig. Wir behandeln hiermit ein Stammschutzmittel, das der Schönheit des Waldes und seinem Gedeihen keinen Abbruch thut, auch mit den Rücksichten allgemeiner und forstlicher Ästhetik nicht in Widerspruch tritt und dabei in langjähriger Erprobung sich sehr gut bewährt hat. Die ebenfalls am Einzelstamm angewendete etwas umständliche Maßregel besteht im Umbinden des unteren Schaftteiles mit Astreisig und wird am zweckmäßigsten mit der ersten Durchforstung verbunden, durch welche einerseits der Bestand dem Wilde zugänglich gemacht, die Schälgefahr plötzlich sehr gesteigert wird, und andererseits auch im ganzen Bestande das zum Umbinden nötige Reisig in passendster Verteilung zur Erzeugung gelangt. Die Arbeiter sind in Rotten zu zwei oder drei Mann thätig. Der eine nimmt ein Bündel stärkerer und nicht zu kurzer Äste und legt sie mit der Spitze nach unten von zwei Seiten gegen das Schaftende des zu schützenden Stammes an, so daß die dicken Enden bis 1,75 Meter hinaufreichen. Der zweite Arbeiter ist zunächst bei Ordnung der Zweige um die Stammpерiphery behilflich; er biegt auch etwa am Stamm befindliche Astquirle abwärts mit in den Reisigmantel ein und zieht um denselben ein, nach Umständen auch zwei Bänder von schwachem, wohl geglühtem Draht so fest an, daß das Reisig gedichtet wird und der Mantel Halt und Zusammenhang erhält. Der dritte Arbeiter wird nur dann nötig, wenn das Reisig ungleichmäßig im Bestande verteilt liegt und Zutragen durch einen Handlanger nötig erscheint; in diesem Falle legt er die schon geordneten Bündel am Fuße der Stämme handgerecht bereit. Die Länge der Drahtbänder, die der Arbeiter zusammengeschleift an sich hängt, richtet sich natürlich nach der Stärke des Stammes und dem Umfange des Reisigmantels, ist aber in der Regel durch den Drahtring, wie man ihn aus der Handlung bezieht, gegeben. Derselbe wird in einem offenen Feuer im Walde geglüht und dann mit einem scharfen Instrument einmal geteilt. Die Bänder werden dadurch wohl etwas länger als notwendig, doch ist der Preis des Drahtes nicht so hoch, daß ein umständ-

liches und zeitraubendes Umspulen auf ein bestimmtes, den jeweiligen Dimensions-Verhältnissen entsprechendes Umfangmaß sich bezahlt machen könnte. Kurzes, nicht einmal meterlanges Astwerk ist zur Verwendung für das Umbinden weniger geeignet, doch kann man durch Astverschiebungen nach unten und oben den Mantel so lang ziehen, daß das Stammende von 50 bis 175 cm über dem Boden dem Wildgeäße unzugänglich gemacht wird. Unter und über dieser Höhe wird, steiles Terrain ausgenommen, der Stamm sehr selten noch angegriffen. Selbstverständlich ist auch hier nicht notwendig, nicht einmal ratsam, alle Stämme durch diesen Mantel zu verwahren, vielmehr vorzuziehen, den durchforstungsweise auszuscheidenden Zwischenbestand dem Wilde zu opfern und die Schutzmaßregel unter Annahme einer angehend haubaren Bestandesstellung auf etwa ein Drittel oder ein Viertel der Stamm-Gesamtzahl zu beschränken. Die Beschädigung konzentriert sich nunmehr auf die geringwertigeren Bestandeseglieder, die infolgedessen meist sehr bald zurückbleiben und von den geschützten Stämmen überwachsen werden. Die natürliche Folge ist Ausbildung sehr leistungsfähiger Kronen und bedeutende Zuwachssteigerung des Haubarkeitsbestandes. Nach gesammelten Erfahrungen dauert der Mantel immer 8—10 Jahre, so daß mit einer einmaligen Wiederholung der Maßregel der umbundene Stamm über das schälgefährliche Entwicklungsstadium hinausgebracht werden kann.

Der Kostenaufwand für 1000 Stämme stellt sich bei Befestigung des Reifigmantels mit nur einem Drahtband

a) bei Ausführung gleichzeitig mit der Durchforstung, — das Reifig liegt in Menge überall zum Griff bereit:

5 Tagelöhne für Arbeit inkl. Drahtglühen und Schneiden,
8 kg schwachen Bindedrahtes.

b) bei Ausführung ohne gleichzeitige Durchforstung, — das Reifig muß extra erzeugt und zugetragen werden:

7 Tagelöhne für Arbeit inkl. wie vorher,
8 kg schwachen Bindedrahtes.

Bei einer Tagelohnhöhe von 70 Kreuzer und dem Drahtdetailpreise von 26 Kreuzer pro kg beziffert sich der Kostensatz

ad a) auf 5,60 fl. ö. W. = 9,0 RM. pro 1000 Stämme,

b) " 7,00 " " " = 11,5 " " 1000

und auf die Fläche übertragen nach angehend haubarer Bestandesstellung

ad a) auf rund 7,00 fl. ö. W. = 11,5 RM. pro ha.

" b) " " 8,50 " " " = 14,0 " " "

Eines Übelftandes, der sich erst in späteren Jahren bemerkbar machte, muß Erwähnung gethan werden: es ist die Gefahr des Einwachsens des Drahtes in den Stamm. Diese ist unbedingt vorhanden, um so mehr, je frohwüchsigter der Stamm, je weniger Spielraum der Mantel bietet. Man kann dieser Gefahr aber ziemlich wirksam dadurch begegnen, daß man stets 2 oder 3 starke Äste mit in den Mantel einführt. Dieselben werden bei gesteigertem Druck nicht vom Drahte durchschnitten; sie sprengen ihn stets und schützen den Stamm vor dem Einwachsen des Drahtbandes.“ (Reuß S. 167 ff.)

f) Bezüglich Behandlung geschälter Bestände verweise ich wieder auf das bei Fall G beschriebene Verfahren energischer Durchforstung, welches eventuell in Richtungsbetrieb übergehen kann. — In einem Stangenholze, wo nur ein Teil der Stämme geschält erscheint, wird naturgemäß die Durchforstung zunächst die beschädigten Stangen entfernen, damit die gesunden, entwicklungsfähigen Stämme, ob sie nun bisher dominierten oder nicht, unter dem belebenden Einflusse von Licht und Luft um so rascher der Schälgefahr entwachsen können. Wenn jedoch nahezu sämtliche Stämme geschält sind, was bei übertriebenem Wildstande in zu spät durchforsteten Beständen gewöhnlich vorkommt, bleibt nichts anderes übrig, als successive je nach der Lage und Bodenqualität bis zu höchstens 50% des Vollbestandes herauszuschlagen, welcher Eingriff freilich nicht auf einmal, sondern allmählich mit Rücksicht auf den notwendigen Kronenschluß zc. geschehen muß. Wo eine so energische Richtung Platz greifen mußte, könnte mit Nutzen für die Wildbahn eine Unterpflanzung mit Tanne, Buche, Weißbuche, Linde u. a. Schatten=vertragenden und Nahrung=bietenden Bäumen und Sträuchern stattfinden. Daß beim Richtungsbetriebe der gesteigerte Zuwachs den eventuellen Nutzentgang infolge früherer Entnahme von mehr Stämmen aufwiegt, und daß auch bedeutende Schälwunden unter dem Einflusse reichlichen Zutrittes von Licht und Luft rasch und vollständig verheilen, hat die Erfahrung bereits erwiesen.

g) Wo dies ohne Beeinträchtigung des Forstbetriebes möglich ist, Sorge man durch Anpflanzung von geeigneten Bäumen und Sträuchern, durch Anlage von Nahrungsplätzen zc. für Vermehrung der Nahrung, namentlich der natürlichen Winternahrung!

Wo die Sommer- und Winterstände des Wildes durch die Terrainverhältnisse in einem Jagdbezirke vorgezeichnet erscheinen, ist es die Aufgabe des hegenden Weidmanns, den jeweiligen

Bedürfnissen des Wildes in den betreffenden Lagen Rechnung zu tragen. In den Sommereinständen müssen dem Wilde außer den Schlägen gute Wiesen zugänglich sein, muß das Wild auch im Walde die ihm zusagende und namentlich zu gewissen Zeiten (wie während der Geweihbildung und der Entwicklung der Kälber) eine an bestimmten Stoffen, besonders an phosphorsaurem Kalk, reiche Nahrung im Laube und den jungen Trieben gewisser Bäume und Sträucher vorfinden; in den Wintereinständen ist der Zutritt zu Winterjaaten aus demselben Grunde sehr erwünscht, ferner die möglichst häufige Anpflanzung von Topinambur auf Wildäckern und Schlägen (Waldfeldbau), das Vorhandensein gewisser Baum- und Strauchgattungen aber geradezu notwendig, die ihm entweder mit ihren Früchten, ihren saftigen Zweigen und Knospen und ihrer Rinde natürliche Nahrung bieten oder als Proßhölzer gefällt und dem Wilde überlassen werden können.

Das junge Laub und die frischen Triebe an Eichen, Buchen, sämtlichen Weichhölzern, Tannen und Fichten, Brombeeren und Himbeeren nimmt das Wild im Frühling und Sommer am liebsten; durch ihre Früchte sind besonders nützlich: Eiche, Buche, Roßkastanie, Eberesche, alle *Crataegus* (besonders die amerikanische *Crataegus coccinea* und *Crataegus Azzarolus*, die beide in Handelsbaumschulen zu bekommen und leicht zu vermehren sind), Heidel- und Preiselbeeren; für die Winternahrung sind besonders wertvoll: Eiche, Buche, Aspe, Weiden, Hirschhollunder, Akazie, Brombeere, Himbeere, Heidel- und Preiselbeerkraut, Besenpflume, Heidekraut und Tanne; als Proßhölzer empfehlen sich vor allen: Tanne, Aspe, Weiden und Pappel. — Endlich darf es im Reviere an solchen Baum- und Strauchgattungen nicht fehlen, welche gutes Futterlaub für den Winter liefern; die besten sind: Eiche, Esche, Linde, Brombeere und Himbeere, Hirschhollunder (*Sambucus racemosa*) und im Notfalle Erle.

Vom Vorteile gemischter Bestände war schon oben hinreichend die Rede, ich will Dich damit nicht länger belästigen, lieber Forstmann und Genosse in St. Huberto, aber daran muß ich Dich noch erinnern, daß Du außerdem noch Plätze genug im Reviere hast, wo Du die aufgezählten Bäume und Sträucher duldest, ja sorgsam pflegen kannst, dem Wilde zuliebe und ohne Schaden für Deine Wirtschaft! Du hast gewiß manchen sterilen Fleck auf sonniger Lehen, wo keine Kultur versagen will: ärgere Dich nicht, spare Mühen und Kosten und pflanze Akazien und Brombeeren, säe Ginster oder Heidekraut an und Du wirst in späteren

Wintern Deine Freude dort erleben; auf nassen Stellen im Walde, wo die Fichte nicht wachsen will, säe Gräser an, die die Masse vertragen, und pflanze Weiden, Aspen, Eschen und Erlen; Deine Wege und Waldstraßen, Schlagränder und Waldsäume bepflanzt mit den oben aufgezählten Frucht bäumen; Weg- und Grabenränder, Böschungen und Raine bepflanzt mit Brombeeren; auf Schneisen und Wirtschaftsstreifen säe Ginster, Brombeeren, Himbeeren, Sambuccus racemosa und Heidelbeeren; auf Blößen in älteren Beständen pflanze Buchen und Tannen, wenn wenig Licht Zutritt hat, — Aspen, Sambuccus, Brombeeren, Ebereschen und Crataegus, wenn etwas mehr Sonne hinein scheinen kann. — Denke nur nach, Du findest noch Plätze genug, wo Du, Lust und Liebe zur Sache und Fleiß vorausgesetzt, für Dein Wild sorgen kannst! —

Wer ein Übriges thun will und in der Lage ist, auf einen kleinen Teil seines Forstertragnisses zu verzichten, der lege auf kleineren, in den Winterständen zerstreuten Flächen Winteräzungsplätze an und pflanze darauf eine Speisekarte von all den gute Winteräzung bietenden Bäumen und Sträuchern, die ich oben genannt habe. Dieses relativ kleine Opfer an forstlicher Kulturfläche wird sich im besseren und ungefährdeten Gedeihen von Wald und Wild bezahlt machen! — Weil er so gut hierherpaßt, möchte ich mit dem Vorschlage des Oberförsters Havlík¹⁾ diesen Abschnitt über die Behandlung des Waldes als Wildheimat abschließen; er lautet:

„Im folgenden soll an einem Beispiele dargethan werden, daß es weder schwer, noch mit übermäßigen Opfern verbunden ist, dem Hoch- und Rehwilde auch in unseren gepflegten Wäldern derart angemessene Existenzbedingungen zu schaffen, daß dessen Regeneration und die Verhütung des Hochwildschälchadens mit Sicherheit erwartet werden könnte. In einem 1000 ha großen, aus reinen oder nahezu reinen Nadelholzbeständen zusammengesetzten Waldkomplexe wäre ein ziemlich bedeutender Stand an Hoch- und Rehwild vorhanden. Trotz fleißigst betriebener Winterfütterung mit Heu, Feldfrüchten und allen empfohlenen Präparaten ließe sich keine Besserung des ungünstigen Gesundheitszustandes des Wildes konstatieren und trotz Anwendung aller bekannten Schutzmittel keine Abnahme der vorkommenden be-

¹⁾ Vortrag, gehalten am 7. August 1894 gelegentlich der 46. Generalversammlung des böhm. Forstvereins in Neuhaus. — (Aus: Dombrowski, Wildschäden.)

deutenden Schälfschäden wahrnehmen. Hier sollten nun die beiden Wildarten qualitativ gehoben und dem Hochwildschaden vorgebeugt werden. Zu diesem Ende wären vor allem in Lagen, wo sich das Wild erfahrungsmäßig am liebsten aufhält, etwa 2,5 ha große Partien mit guter Bodenbeschaffenheit und zwar so zu wählen, daß sie, etwa 20 an der Zahl, in den Wintereinständen des Wildes etwas dichter, in den Sommereinständen etwas schütterer verteilt wären und in Niederwald umzuwandeln. Zur Begründung dieser Niederwaldbestände wären nach Maßgabe jeweiliger Standortverhältnisse die verschiedensten vom Wilde gerne genommenen Laubhölzer und, namentlich an Rändern, Sträucher zu verwenden. Selbstverständlich müßte diese Fläche durch einen einfachen Lattenzaun gegen das vorzeitige Betreten durch Hoch- und Rehwild geschützt und der Hasenstand vorläufig auf das Minimum reduziert werden. Wo das Letztere nicht geschehen könnte oder sollte, müßte ein hasendichter Zaun errichtet werden. Die Abtriebszeit für diesen zusammen 50 ha großen Niederwald wäre auf 20 Jahre festzustellen, doch sollte mit dem ersten Abtriebe bereits nach 15 Jahren begonnen werden, und zwar so, daß je 0,50 ha in fünf verschiedenen Abteilungen, z. B. im ersten Jahre in Nr. 1, 5, 9, 13, 17, im zweiten in Nr. 3, 7, 11, 15, 19, im dritten in Nr. 2, 6, 10, 14, 18, im vierten in Nr. 4, 8, 12, 16, 20, im fünften wieder in Nr. 1, 5, 9, 13, 17 und so fort in derselben Reihenfolge geschlagen werden sollte, bis nach $15 + 5 \cdot 4 = 35$ Jahren das normale Altersklassenverhältnis erreicht wäre und künftighin stets zwanzigjähriges Holz geschlagen werden könnte. Die Herren werden sofort erkannt haben, daß jede dieser zwanzig Abteilungen sodann fünf je 0,50 ha große, im Alter stets um vier Jahre verschiedene Unterabteilungen enthalten würde. Die Schläge wären in den Sommereinständen des Wildes im Juni, in den Wintereinständen im November zu führen. Sämtliches Reifig aus dem Sommerschlage wäre im Schatten zu trocknen und an lustigen Orten zur Wintervorlage aufzubewahren. Im Winterschlage wäre das Holz bloß zu fällen und über Winter samt dem Reifig an Ort und Stelle zu belassen, nach stattgefunderer Abäsung zu wenden und erst im Frühjahr vollends aufzuarbeiten. Im angeführten Beispiele wären 50 ha Hochwald in Niederwald umzuwandeln, somit, bei 1000 ha Gesamtareale, 5% der Fläche. Angenommen, daß diese einzelnen Partien, wie vorteilhaft, entweder in haubaren Beständen, Blößen oder jungen Kulturen gewählt wurden, und

daß 1 ha Hochwald gegenwärtig 16 Mf. an durchschnittlichem Jahresreinertrage abwirft, das Hektar Niederwald jedoch bloß 8 Mf. abwerfen würde, so resultiert daraus für den ganzen 1000 ha großen Waldkomplex ein jährlicher Ausfall von 400 Mf. (2,5 %) vom Reinertrage oder 0,40 Mf. pro Hektar und Jahr."

E. v. Dombrowski nennt diesen Vorschlag mit Recht „sehr sympathisch“ und empfiehlt ihn der allgemeinen Beachtung, bemerkt allerdings dazu:

„Diese Kalkulation erscheint, wie auch Oberforstmeister Carl Hoffeld in der „Österreichischen Forst- und Jagdzeitung“ hervorgehoben hat, etwas sanguinisch; sollten sich die Auslagen in der Praxis wenigstens unter minder günstigen Verhältnissen aber auch viel höher stellen, so dürfte eine parallele Schätzung der durch diese Maßregel vermiedenen Schäden und Fütterungsauslagen immer noch eine sehr namhafte Differenz zu Gunsten der Havlik'schen Vorschläge ergeben, ganz abgesehen von den jagdlichen Vorteilen.“

Dieser Ansicht bin ich auch und stimme auch in der Überzeugung mit Herrn von Dombrowski überein, welche er an anderer Stelle seines interessanten Buches über Wildschäden ausspricht:

„Man trachte so viel als nur irgend möglich natürliche Nahrung für alle Jahreszeiten zu schaffen und halte, wenn die diesfälligen Anlagen gediehen sind, bloß so viel Wild, daß Winterfütterung nur in Ausnahmefällen erforderlich wird; das ist forstlich und jagdlich die einzige richtige Wirtschaft, die einzige, bei der Wald und Wild gleichmäßig blühen können.“

B. Behandlung von Feld und Wiese.

In den Kulturländern kann nur noch in seltenen Fällen dem Wilde der unbeschränkte Zutritt zu den Feldfluren gestattet werden, auch da, wo es in freier Wildbahn gehalten wird, — es läßt sich ja nicht leugnen, daß Hochwild wirklich großen Schaden an den Feldfrüchten anrichtet! Wo dem Wilde Felder zugänglich sind, handelt es sich zunächst darum, ob dieselben in fremden Händen oder Eigentum des Wald- und Jagdbesizers sind! Im ersten Falle bleibt wohl nichts anderes übrig, als der unverhältnismäßigen Ansprüche an Wildschadenersatz wegen ein

für allemal dem Wilde durch Abzäunung den Zutritt zu verwehren; — im zweiten Falle, sowie da, wo die Bauern vernünftig und ehrlich sind und nur den effektiven Schaden vergütet haben wollen, empfiehlt es sich zwar auch dieselben einzuschränken, jedoch so, daß in größeren Zwischenräumen im Zaune Stellen offen bleiben, welche nach Bedarf zeitweilig mit Draht oder beweglichen Zaunfeldern abgeschlossen werden können. Ich halte es damit so, daß ich dem Wilde vor Beendigung der Kartoffelernte bis kurz bevor die Halmfrüchte auszuschoffen beginnen, den Zutritt auf die Felder gestatte, von dem Zeitpunkte ab, wo das Wild durch Verbeißen die Ährenbildung beim Getreide verhindern kann, und so lang als es an den stehenden Feldfrüchten, an Kraut, Kartoffeln und Rüben Schaden machen kann, den Zaun abschließe! So genießt das Wild die ihm so zuträgliche, an phosphorsaurem Kalk besonders reiche Äsung an den jungen Saaten und findet allerlei Äsung auf den abgeräumten Feldern, ohne den Landwirt irgendwie zu schädigen.

In diesem Falle und noch mehr, wenn dem Wilde der Zutritt zu den Feldern vollständig verwehrt ist, müssen für die notwendige Sommeräsung außer den dem Waldfeldbau vorübergehend gewidmeten Schlägen, welche bei zahlreichem Wildstande ohnehin nur als Äsungsplätze und nicht zur Erzielung nennenswerter Ernten in Betracht kommen, die stets unentbehrlichen Wiesen aufkommen. Die Wiese allerdings interessiert mich vom Standpunkte der Wildhege betrachtet ausschließlich als Äsungsplatz, nicht aber als Erzeugungstätte von Wildfutter für den Winter. Wer sein Wild und seinen Wald liebt, füttert womöglich kein Heu, sondern andere gute Sachen, die er rationellerweise nach Möglichkeit selbst und zwar in der Nähe des Waldes oder, richtiger gesagt: der Futterstätten produzieren soll!

Ich brauche also für die Wildhege:

1. Äsungsplätze für die gute Jahreszeit;
2. Äsungsplätze, welche dem Wilde in der schlechten Jahreszeit natürliche und womöglich saftige Winteräsung bieten;
3. endlich Wildäcker, auf welchen die dem Wilde zuträglichsten Futtermittel für die Winterfütterung produziert werden können.

ad 1. Als Sommeräsenzplätze sind vor allem anderen Wiesen im Reviere notwendig, je mehr und je besser

desto vorteilhafter für das Wild! Übrigens ist ja Wiesenland auch als landwirtschaftliches Ertragsobjekt wertvoll. Ich lasse hier die einschlägigen vortrefflichen Bemerkungen aus dem Buche Drömers,¹⁾ das im übrigen in der Jägerwelt aus begreiflichen Gründen berechtigten Widerspruch erregt hat, folgen:

„In wohl jedem Forstrevier finden sich unfruchtbare Waldwiesen, bald in geringerer, bald in größerer Ausdehnung. Unter der üblichen Bewirtschaftung, die sich meist nur darauf beschränkt, das wenige, im Moos einzeln stehende und sanere Gras zu mähen, gingen diese Flächen in ihrer Produktion immer mehr zurück, und so manche ist schon in die Rubrik „Odland“ eingereiht worden, oder auf dem besten Wege dahin. Entweder sind diese Wiesenflächen versumpft oder zu trocken, teilweise auch, ohne Mitwirkung eines dieser Übel, in der ihnen zukommenden Bodengüte durch den einschließenden Wald überhaupt zurückgegangen. Die ungünstige Einwirkung eines Holzbestandes auf alle in der Nähe stehenden niedrigeren Gewächse, z. B. auf die Gräser und Feldfrüchte, ist wirklich bemerkenswert. Die Ursache hieran liegt nicht etwa in dem Mangel an Luft und Licht, sondern in den Ausraubungen des Bodens durch die weitstreichenden Baumwurzeln. Wie weit diese streichen, kann man am besten sehen nach dem Fällen derjenigen alten Bäume, welche Wurzelbrut treiben. Fällt man z. B. eine Aspe, so muß man sich wundern, in wie weiter Entfernung vom Stamm die Wurzeln durch die treibende Brut ihr Vorhandensein anzeigen. Jeder einzelne Baum sendet seine Wurzeln weit und doch engverzweigt auseinander. Andererseits kann nicht der Seitenschatten an der Bodenverarmung der Umgebung die Schuld tragen, denn auf frisch entstandenen Blößen eines bis dahin geschlossen gehaltenen Waldes gedeihen sowohl der Jungwuchs, als auch die Kräuter und Gräser so lange üppig, als der aufgesammelte Reichtum des Bodens an Dungstoffen reicht, bzw. so lange, bis der entstehende Grasfilz durch Abschließung der Luft die weitere Erzeugung von Pflanzennahrung aus den rohen Mineralien verhindert. Also Düngung fehlt den Waldwiesen, und solche bietet sich uns im Kunstdünger, um wahre Wunder damit erreichen zu können. Die versumpften Stellen müssen vorher natürlich entwässert werden, wobei man jedoch nicht allzu eingreifend verfähre, sondern nur so weit, daß das Wasser nicht mehr stagniert.

¹⁾ Wildhege und Wildpflege von E. Drömer.

Ein so wertvoller Stoff das Wasser ist, so schädlich wirkt es auf allen Pflanzenwuchs dort, wo es infolge Stehenbleibens den Eintritt der Luft in den Boden verhindert, denn dieser soll thätig sein, d. h. ähnlich so atmen können, wie eine Lunge, um hauptsächlich durch oxydierende Wirkung des Sauerstoffs die rohen Nahrungsmittel erst aufnahmefähig zu machen. Weiter gehe man aber mit der Entfernung des Wassers nicht, als nur dessen abschließende Wirkung zu verhindern. Die moosigen Wiesen sind gut aufzueggen.

Da zur Wiesendüngung für das Wild neben Kompostierung nur die mineralische in Frage kommt, so ist die Auswahl unter den vielen Sorten Kunstdünger alsdann nicht schwer, wenn man weiß, welche mineralischen Bestandteile dem Boden fehlen. Gewöhnlich sind diese: Phosphorsäure und Kalk, auch Kali. In allen diesen Fällen, den weitaus meisten, genügt eine Düngung von 800 kg Thomasschlackenmehl und 400 kg Rainit pro Hektar.

Eine solche Düngung hält 2—3 Jahre vor, alsdann muß man aber eine neue folgen lassen. Ein Zuviel schadet nichts, es wird nur so viel von den Pflanzen aufgenommen, als sie verwerten können, und ein Durchsickern in den Untergrund findet nicht statt. In der Thomasschlacke ist die Phosphorsäure billiger als im Superphosphat, dann aber enthält erstere noch ca. 50 % Kalk mit etwas Magnesia. Fügen wir also der in der Thomasschlacke enthaltenen Phosphorsäure und dem Kalk noch Kali in Form von billigem Rainit hinzu, so ist eine solche Düngung geradezu als eine ideale anzusehen. 100 kg Thomasschlackenmehl mit ca. 15 % citratlöslicher Phosphorsäure, denn nur auf solche kommt es an, kosten noch nicht 5 Mk. (gegenwärtig schon mit 4 Mk. erhältlich); ich habe pro Kilogramm citratlöslicher Phosphorsäure 29,5 Pf. gezahlt. Rainit möge man vermischt mit Torfmull beziehen, um das Klumpen zu verhüten.

Die vollständige Umgestaltung der Flora ist nach einer solchen Düngung eine auffallende: Dort wo bisher nur wenige und noch dazu säuere Gräser kümmerlich vegetierten, die dem Wilde naturgemäß nach keiner Richtung hin behagen konnten, wuchern nach kurzer Zeit die blätterreichen Kleesorten, die wertvollen stickstoffsammelnden Schmetterlingsblütler, die an Kalk und Phosphorsäure reichen Gräser und Blattpflanzen. Es ist im hohen Grade auffallend, wie rasch mit einer Veränderung des Bodenzustandes diejenigen Gewächse freiwillig sich einfinden, welche den veränderten Verhältnissen entsprechen. Des schnelleren

Erfolges halber ist es aber doch besser, mit der Kunstdüngung die passenden Gras- und Klee samen auszustreuen. Es ist nicht erforderlich, die gesamte Grasnutzung dem Wilde allein zu überlassen, es bleibt immer noch genug übrig; nur sollte der Grasschnitt auf größeren Wiesenflächen stückweise in Zeitintervallen von ca. 14 Tagen stattfinden, denn wo Heu oder Grummet liegt, äst sich kein Wild, auch bleibt es den abgemähten Stellen einige Zeit fern. Man macht auf größeren Wiesen vielleicht erst einen Versuch im kleinen, denn wer es noch nicht selbst beobachtet hat, wie sich eine Kunstdüngung rentiert, der glaubt es nicht. In wiesenarmen Gegenden wird die Ausgabe sehr reichlich durch den Mehrertrag aufgewogen, und außerdem hat das Wild eine kostbare Nahrung. Dieses merkt sehr rasch die günstige Veränderung. Während es früher über eine solche Wiese schnell hinüberzog, um zu den in höherer Kultur stehenden Feldern zu gelangen, bleibt es künftig auf den Wiesen stehen, weil es jetzt diejenigen Stoffe in den Vegetabilien findet, welche zu seinem Gedeihen nötig sind, und zwar besonders den phosphorsauren Kalk. Dieser ruft ebenso bei den Pflanzen als bei den Tieren eine üppigere Entwicklung hervor, da er am meisten zum Aufbau des pflanzlichen und tierischen Körpers verwendet wird; ca. 80% der Aschenbestandteile eines Tieres bestehen aus phosphorsaurem Kalk. Zwar sind die anderen anorganischen Verbindungen, als Eisenoxyd, Chlornatrium, die schwefelsauren Alkalien, Kali, Magnesia etc., ebenso unentbehrlich, aber die hiervon nötigen nur geringen Massen, zusammen nur ca. 20% aller anorganischen Stoffe ausmachend, finden sich meist überall vor. Dagegen besteht an Phosphorsäure und Kalk oft Mangel. Geben wir nun den Pflanzen diese beiden wichtigen Stoffe, so ist es dasselbe, als hätten wir sie direkt dem Wilde zugeführt. Wer daher sein Wild nach Möglichkeit an dem Austreten auf die Felder verhindern will, der dünge mit Thomasschlackmehl."

Zu diesen sehr praktischen Ausführungen Drömers habe ich nur zu bemerken, daß die „stückweise Vornahme des Grasschnittes auf größeren Wiesenflächen in Intervallen von 14 Tagen“ kaum durchführbar erscheint, da ja die ganze Heuernte nicht viel länger als 14 Tage dauern darf, wenn das Gras nicht hart und wertlos zur Heubereitung werden soll. — Die gesamte Grasnutzung dem Wilde zu überlassen, ist keinesfalls zu empfehlen, da das alte harte Gras vom Wilde nicht mehr angenommen wird, während nach dem Grasschnitte wieder frisches junges

Gras und damit frische gute Äsung wächst. Aus diesem Grunde soll auch in Gegenden, wo die Wiesen mit Vieh beweidet werden, wie die Alpenwiesen im Hochgebirge, die Viehweide nicht etwa ganz eingestellt, sondern nur auf ein richtiges Maß bezüglich der Dauer der Beweidung und der Zahl des Weideviehs beschränkt werden. — Ebenso soll auf Schlägen mit üppigem Graswuchse behufs Erneuerung der Äsung die Grasnutzung regelmäßig stattfinden.

Wenn es im Reviere an Wiesen fehlt, so müssen geeignete frisch abgestockte Flächen im Walde zur Anlage von Wiesen verwendet werden, wobei darauf zu achten ist, daß die Flächen guten, nicht zu trockenen Boden haben und groß genug sind; eine zu kleine Anlage lohnt niemals die aufgewandte Arbeit und Auslage! — Je nach der Bodenqualität kann entweder die gerodete und gebrannte Fläche umgegraben resp. behackt und mit gelber Lupine¹⁾ bebaut werden, die dann nach der Blüte gewalzt und als Gründüngung eingeackert wird, worauf im folgenden Frühling sofort die entsprechende Mischung guter Gräser und Kleearten gesät werden kann; — oder die gerodete Fläche wird zunächst zwei Jahre dem Waldfeldbau übergeben und im dritten Jahre nach einer ausgiebigen Kompostdüngung mit der für Waldwiesen geeigneten Gras- und Kleemischung angebaut.

Verfügt das Revier über ausgedehnte gute Wiesen, so möchte ich folgendes, der in den Alpenländern üblichen Eggartenwirtschaft analoges Verfahren sehr empfehlen, nur mit der Modifikation, daß die nach Lage und Bodenqualität hierzu geeigneten Wiesenflächen in einem 8jährigen Turnus zu bewirtschaften wären:

Das Wiesenland wird nach der Heuernte gestürzt, die Grasnarbe mit einer guten Kompost- oder Stalldüngung eingeackert, worauf für das erste Jahr Winterkorn angebaut wird; im zweiten Jahre wird der Acker mit Topinambur bebaut, die im dritten Jahre herausgenommen werden, worauf in dem durch das Ausackern der Topinamburknollen gut vorbereiteten Boden Hafer mit Klee gesät wird. Nach der Haferernte überläßt man den Acker dem Wilde als Äsungsplatz drei Jahre lang. Der Klee, das aus den immer im Boden verbleibenden, kleineren Knollen weiterwuchernde Topinamburkraut und die sich ansiedelnden Gräser geben dem Wilde vortreffliche Äsung und gestatten

¹⁾ Bezüglich Anlage von Wildäckern und Verwendung der gelben Lupine als Vorfrucht zur besseren Bodenvorbereitung und Gründüngung vergl. den ausgezeichneten Aufsatz „Wildäcker“ von Oberförster Seibt in Nr. 3 v. J. in Hugos Jagdzeitung.

auch noch gute Futterernten. Im sechsten Jahre giebt man künstlichen Dünger (wie oben beschrieben, nur gebe man in kalkarmen Böden statt Kainit neben dem Thomasmehle eine Beigabe an Gips von durchschnittlich 800 kg pro Hektar; diese Düngung ist noch billiger, denn gegenwärtig stellen sich 100 kg Gips z. B. ab Gipswerke Mödling bei Wien auf 95 fr. [Mk. 1.67]) und streut über die gut durchgeeggte Fläche vorsichtshalber noch etwas Gras- und Klee samen in passender Mischung aus, worauf die Fläche weitere drei Jahre wieder als Wiese bewirtschaftet wird. — Es empfiehlt sich, die zu dieser Bewirtschaftung im Turnus heranzuziehenden Wiesenteilsflächen größer zu bemessen, weil auf kleinen Kulturflächen das Wild erfahrungsgemäß nicht viel aufkommen läßt, und dieselben möglichst über das ganze Revier zu verteilen. —

Diese Bewirtschaftungsweise bietet den Vorteil, daß das vorhandene Wiesenareal zur Produktion von guter und reichlicher Sommer- und Winteräsung und von Winterfutter herangezogen und dabei gut kultiviert werden kann!

2. Wildäcker für natürliche Winteräsung werden auf gutem Boden am vorteilhaftesten mit Topinambur oder Ruhkohl bebaut. Beide sind in tiefgeackerten Boden zu pflanzen; erstere (die Knollen) werden in jeder zweiten Furche im Reihenabstand von ca. 30 cm gleich hinter dem Pfluge gelegt, letzterer muß entweder in ein Beet gesät und dann in Reihen ausgepflanzt werden oder gleich an Ort und Stelle in Reihen schütter gesät und später vereinzelt werden. Dem Ruhkohl muß dieselbe Kultur zu teil werden, wie etwa Futterrüben oder Kraut. Die Topinambur braucht nicht unbedingt kultiviert zu werden, gedeiht aber um so üppiger, wenn ihr ein einmaliges Behacken zu teil wird. Die Wildäcker müssen bis zum Spätherbste durch Einzäunung gegen vorzeitigen Zutritt des Wildes geschützt werden. Vorteilhaft ist es bei größerer Anlage, durch Zwischenzäune ein successives Öffnen der Wildäcker in kleineren Abteilungen zu ermöglichen, so daß das Wild nicht die ganze Fläche auf einmal abäsen und verwüsten kann, vielmehr während des ganzen Winters mit natürlicher Äsung versorgt ist. Die Topinambur gewährt dem Wilde an Blättern, Stengeln und Knollen reichliche und sehr beliebte Winteräsung; der Ruhkohl, der ganz winterhart ist, giebt bis zum Frühjahr saftige grüne Äsung. Ich halte diese beiden Pflanzen für die der Wildhege nützlichsten Futterpflanzen.

In rauher Lage, auf schlechtem Boden und dort, wo eine Düngerzufuhr nicht zulässig ist, sind Winteräszungsplätze durch Ansaat von Besenpfriemen (*Spartium scoparium*), Einbau von Topinambur, die an solchen Stellen freilich nicht sehr üppig gedeihen, aber doch noch einige Äszung bieten, und Anpflanzung von Brombeeren, Himbeeren und Hirschhollunder anzulegen. Die Besenpfrieme muß jedes dritte Jahr bis auf den Wurzelstock zurückgeschnitten werden und treibt dann wieder frisch aus; ältere, harte Triebe nimmt das Wild nicht mehr auf; — Brombeeren und Himbeeren sowie Hirschhollunder breiten sich von selbst leicht aus, so daß die Pflanzung einiger Sträucher im weiten Verbands genügt, um diese wertvollsten Winteräszungsmittel anzusiedeln. —

3. Die Wildäcker zur Winterfutterproduktion lassen sich, wenn nahe beim Walde gelegen, in der Regel auch als Äszungsplätze für Sommer und Winter verwenden, sie erfordern dann „einen ständigen Aufwand an transportablem Einfriedigungsmateriale, mit dessen Hilfe je nach Jahreszeit und Entwicklung der Kulturgewächse das Wild beliebig abgesperrt werden kann“, ¹⁾ denn die zur Winterfutterproduktion bestimmten Flächen müssen unbedingt bis nach erfolgter Ernte vor dem Wilde geschützt werden, während sie nach derselben und in früheren Entwicklungsstadien dem Wilde zugänglich gemacht werden können.

* Reuß sagt über die ständigen Wildäcker im allgemeinen:

„Je weniger die standörtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse für den Waldfeldbaubetrieb sich eignen, eine um so größere Ausdehnung erheischen die ständigen Wildäcker. Ihre Anlage und Bewirtschaftung faßt die Pflege des Wildstandes einzig und allein ins Auge und gehört in das Ressort der Jagdverwaltung, welcher auch der gesamte Kostenaufwand zur Last zu setzen ist. Letzterer ist zwar unter allen Umständen beträchtlich, doch soll bei seiner Würdigung stets mit in Betracht gezogen werden, daß die rationelle Bewirtschaftung der Wildäcker stets auch ansehnliche Erträge an Winterfutter liefert, das sonst durch direkten Ankauf würde beschafft werden müssen.“

In seinen Anforderungen an den Standort ist der ständige Wildacker weit anspruchsvoller als der Waldfeldbau. Seine klimatisch-tellurischen Eigentümlichkeiten erheischen bezüglich ihrer rückwirkenden Einflußnahme auf die landwirtschaftliche Ertrags-

¹⁾ Reuß a. a. O.

fähigkeit des gewählten Grundstückes die eingehendste Beachtung und Würdigung. Je ausgeprägter sonach eine für die Anlage des Wildfeldes bestimmte Fläche die standörtlichen Merkmale der großen Ackerflur im allgemeinen trägt, um so ausgiebiger dient sie dem konkreten Zwecke der Wildhege. Der Boden, bezw. dessen natürliche Nähr- und Produktionskraft, die ja ohnehin durch Düngung ergänzt und auf die notwendige Intensität gesteigert werden kann und werden muß, kommt an und für sich zunächst weit weniger in Betracht, als die sachkundige Prüfung etwa vorhandener ungünstiger, lokalklimatischer Faktoren und der physikalischen und mechanischen Eigenschaften der Nährschicht. In dieser Richtung soll der Standort alle jene Vorbedingungen in sich vereinigen, an deren Vorhandensein eine erspriessliche Futter-Produktion gebunden ist; mit einem Worte, der Boden soll so gewählt sein, daß bei entsprechender Düngung dem Gedeihen von der vertikalen Erhebung entsprechenden Kulturgewächsen keine außergewöhnlichen Schwierigkeiten entgegentreten. Freie Südhänge von mäßiger Steigung, offene Thalzüge und flache Ausmuldungen, auch geschützte Plateaulagen, die weder zur Vernässung noch zu unzeitigen Frösten und Wasserschäden neigen, sind für die Anlage der Wildfelder am meisten geeignet. Dagegen sind exponierte Freilagen ebenso zu meiden, wie enge Täler und eigentliche Gesenke; lettige, bindige, nasse Böden ebenso wie zu trockene, erdarme; starke Neigungen ebenso wie zu unebene furchige Terrainbeschaffenheit.

Unter allen Verhältnissen soll die Notwendigkeit einer einigermaßen bequemen Düngerzufuhr stets im Auge behalten werden.

Die zweckdienliche Flächenausdehnung der Wildfelder ist in erster Reihe abhängig von dem natürlichen Nahrungsangebot des Waldes, von dem numerischen Stande des Wildes und seinem mehr oder minder waldfreundlichen Verhalten, dann aber auch von der Ertragsfähigkeit des Feldes selbst. Ist es sonach gewiß schwer, ein bestimmtes, auf der Basis der Wildzahl normiertes Ausmaß zu fixieren, so soll anderseits stets beachtet werden, daß es ein „Zuviel“ nicht giebt, — denn jedes Übermaß liefert seinen Ertrag — und ein „Zuwenig“ den Zweck der Wildfelder überhaupt in Frage stellt und die aufgelaufenen Kosten am allerwenigsten lohnt.

Von besonderer Wichtigkeit ist jedenfalls eine entsprechende Verteilung der Wildfelder über das ganze Jagdrevier, um starken

Zusammenrudelungen vorzubeugen und dem gesamten Wildstande die wohlthätigen Wirkungen der Anlage zu sichern."

Mit Rücksicht auf den Bedarf einer guten und rationellen Wintersfütterung möchte ich folgende Fruchtfolge für diese Wildäcker empfehlen:

- + 1. Hackfrucht: Futterrübe;
- 2. Winterung (Roggen oder Weizen);
- 3. Hafer;
- + 4. Hackfrucht (Ruhkohl, Mais, Rübe);
- 5. Gemenge von Erbsen, Wicken u. dgl.;
- 6. Hafer;
- 7—12. dann durch 6 Jahre als Außenschlag Topinambur.

Vor Hackfrucht ist der Acker zu düngen; nach dem dritten Jahre ist den Topinambur eine Kopfdüngung zu geben. Hafer und Winterung ist bis zur Zeit der Halmbildung dem Wilde zugänglich zu machen, dann bis zur Ernte eingezäunt zu halten.

Futterrübe muß bis zur Fehlung eingezäunt bleiben; die Rüben werden an Ort und Stelle, noch besser aber in unmittelbarer Nähe der Fütterungen im Walde eingemietet; Abfälle und Blätter werden auf dem Felde dem Wilde überlassen.

Ruhkohl, der auch während der ganzen Vegetationszeit vor dem Wilde zu schützen ist, wird entweder successive im Winter geschnitten und verfüttert oder nach und nach dem Wilde zur Nsung überlassen.

Daselbe gilt für Topinambur, nur wird hier das Kraut je nach dem Klima Ende Juli bis Ende August geschnitten; die Topinamburfelder bleiben bis zum Spätherbst eingezäunt und werden dann successive dem Wilde zugänglich gemacht. Die Knollen werden, sobald die Witterung zu Ende des Winters es gestattet (nicht auf einmal, sondern nach und nach in kleineren Partien), ausgeackert, das zum Anbau benötigte Quantum reserviert, der Rest aber dem Wilde überlassen.

Das Gemenge, Erbsen, Wicke u., ist zunächst eingezäunt zu halten, wird aber dann nach der Blüte, wenn die Schotenbildung vorgeschritten ist, dem Wilde freigegeben.

Ich kann mir nicht versagen, diesen für die Wildhege so wichtigen Abschnitt mit einem weiteren Citat aus dem Reuß'schen Buche abzuschließen! Es heißt dort am Ende des Kapitels über die vorbeugenden Mittel gegen das Schälen: „Ein glücklicher Zufall führt uns noch während der Drucklegung in Korrespondenz

mit dem um eine naturgemäße Hege und Pflege des Edelmildes so hochverdienten Fürstlich Auerberg'schen Forststrat Domin, aus der eine hochinteressante Mitteilung hier einzuschalten wir für Pflicht halten.

Der genannte Kollege schreibt, daß er in einem seiner Verwaltung mit unterstehenden Tiergarten in den älteren Schälbeständen ganz unverkennbare Schwankungen im Beschädigungsgrade beobachtete, und fährt dann fort: „Im Jahre 1867, bis wohin das Hochwild sehr stark schälte, wurde der Stand bedeutend verringert, gleichzeitig sämtliche Äsungsplätze mit beträchtlichem Aufwande durch Ent- und Bewässerung zc. melioriert und die Laubsütterung eingeführt. Bei diesem stark herabgesetzten Wildstande und bei dem Umstande, daß das Wild einen Überfluß an einer sehr guten und mannigfaltigen Sommeräsung durch die Verbesserung der Äsungsflächen und folgerichtig auch ein kräftiges Winterfutter hatte, hörte das Schälen vollständig auf Nach dem Jahre 1881, wo der Wildstand eine namhafte Ziffer bereits erreicht hatte, fing das Schälen wieder an,“ — offenbar entsprach das Äsungsangebot nach Qualität, Menge und Mannigfaltigkeit dem gesteigerten Stande nicht mehr, — „aber immer noch nicht in dem Maße, wie man es heute bei den meisten Wildgehegen antrifft. Seit dem Jahre 1886 wurde der Wildstand neuerdings verringert und die Folge davon ist, daß die Schälgeschäden schon im Jahre 1886, namentlich aber im laufenden Jahre sich wesentlich vermindert haben. Ich wage die Hoffnung auszusprechen, daß die Schäden bei dem geregelten Wildabschuß möglicherweise, wie es früher schon mehrmals der Fall war, sich in sehr mäßigen Grenzen halten werden.“

Diese kurze Notiz aus dem reichen Erfahrungsschatze eines im Forst- und Jagdsache rühmlichst bekannten praktischen Forstwirtes, der die unter seiner persönlichen Leitung gepflanzten Fichtenbestände später schälte und unter der nutzenden Art schon wieder fallen sah, belegt schlagend die hohe Bedeutung einer naturgemäßen, reichlichen und vor allen Dingen mannigfaltigen Äsung und verdient in weitesten Kreisen bekannt zu werden.

Gute Äsung allein genügt allerdings nicht, um starkes, gesundes Wild zu erzielen und Schälgeschäden zu verhindern; wie in diesem Buche wiederholt betont wird, haben da noch andere Faktoren, vor allem Regelung des Geschlechtsverhältnisses und Verhütung der Degenerierung durch richtigen Abschluß, Blutauffrischung zc. mitzuwirken.

Folgende Mitteilung mag dies bestätigen:

In Nr. 31 des Jahrganges 1898 von „Wild und Hund“ fand ich die Abbildungen der Abwürfe eines Kapitalhirsches (dem Millais'schen Werk „british deer“ entnommen), der im Jahre 1892 ein Geweih von 47 Enden — nach deutscher Zählungsweise ungerade 52 Enden — aufgesetzt hatte und im Jahre 1894 als 45 resp. ungerader 50 Ender erlegt wurde. Da der Eigentümer des Parkes, wo dieser Riese erwachsen war, Charles Lucas Esq. auf Warnham Court in der Notiz genannt erschien, schrieb ich sofort nach England, um womöglich nähere Mitteilung über die Existenzbedingungen, unter welchen so starkes Wild im 19. Jahrh. erhegt werden konnte, zu erhalten.

Der Antwort,¹⁾ welche ich daraufhin bekam, entnehme ich folgende Sätze: „Mr. C. J. Lucas auf Warnham Court, Horsham, hat mich ersucht, Ihnen in Erwiderung Ihres Briefes mitzuteilen, daß er die enorme Geweihbildung seiner Hirsche der reichen Nahrung, welche sich im Tiergarten vorfindet, zuschreibt.

Allerdings wird der Tiergarten auch alle 3 Jahre mit einer Knochenmehlmischung gedüngt, welche ebenfalls zur Verbesserung der Geweihe beiträgt.

Mr. Lucas glaubt aber, daß die Hauptursache der starken Geweihbildung in dem Umstande zu suchen ist, daß alle 2—3 Jahre für Blutauffrischung gesorgt wird, und daß er im Verhältnis zum Rothwild sehr viele Hirsche hat

Ich kann noch erwähnen, daß auch heuer wieder außergewöhnlich starke Geweihe vorkommen.“

C. Trinkwasser und Suhlen.

Zu den wünschenswerten, ja notwendigen Eigenschaften eines guten Hochwildreviers gehört auch das Vorhandensein frischen, fließenden Trinkwassers und passender Suhlen.

¹⁾ Mr. C. J. Lucas of Warnham Court, Horsham, has desired me, in reply to your letter, to state that he attributes the enormous growth of horn on his red deer to the fact that in the park there is abundance of very rich pasture. It is true that the park is dressed every three years with a mixture of bone dust manure which may also tend to improve the horns, but Mr. Lucas thinks that one of the chief reasons is that he gets a change of blood every two or three years from other herds, and that he keeps a large proportion of stags to hinds

I may mention that there are some unusually fine heads again this year.

Wo kein Wasser ist, kann man es freilich nicht aus dem Boden stampfen (obgleich auch das beinahe möglich ist durch Bohren und Erschließung unterirdischer Quellen), immerhin läßt sich manches thun durch Reinigen der Quellen und Wasserläufe, durch Zuleitung fließenden Wassers in wasserarme Reviertheile, durch Einschränkung stagnierender Tümpel und Teiche, damit das Wild solches Wasser, welches der Brutplatz von Schmarogern und Krankheitskeimen ist, nicht genießen kann u. Künstliche Suhpläge sind durch Stauen des Wassers, wo es in lehmigem oder sandigem Boden den Wald durchfließt, leicht herzustellen und sind namentlich in den Sommereinständen und bei den Brunstplätzen vorteilhaft anzulegen.

Über das Thema „Behandlung des Jagdterrains“ im Hochwildrevier ließe sich ja noch vieles sagen, ich wollte jedoch hier nur das wirklich Notwendige und nur solche Maßregeln empfehlen, welche ich im eigenen und in mir wohlbekannten fremden Revieren als praktisch und bewährt befunden habe! Manche derselben mögen zu allgemeiner Anwendung nicht geeignet erscheinen, werden darum (wie z. B. die starke Durchforstung) auf Widerspruch seitens mancher Forstwirte stoßen, dafür aber stehe ich ein, daß ich nichts empfohlen habe, was nicht lokal erprobt und erfolgreich angewandt wurde.

Möge daher jeder Jagdherr, der so glücklich ist, unser edelstes Wild halten und jagen zu dürfen, thun, was er will und kann, — je mehr er von den hier empfohlenen Maßregeln in seinem Reviere anwendet, desto besser wird sich sein Wild befinden, desto besser wird sein Wald gedeihen: mens sana in corpore sano!

II. Das Reh

ist nicht mit Unrecht als das Hochwild der Zukunft für den Jäger der Kulturländer bezeichnet worden. Es gedeiht überall, im geschlossenen großen Walde wie in den kleinsten Feldhölzern (ich kenne sogar Gegenden, wo Rehe jahraus jahrein im freien Felde stehen) — im Hochgebirge wie in der Tiefebene — und überall lohnt es die Hege des Weidmanns, indem es gute Nsung und rationelle Fütterung durch rasche Vermehrung und starke, dabei

vielfach verschiedenartige Gehörnbildung quittiert. Dazu kommt, daß es in Wald und Feld keinen wirklich nennenswerten Schaden macht und, wie keine andere Wildgattung, den größten Teil des Jahres hindurch tägliche Weidmannsfreuden gewährt.

Da es nicht schält, und das Verbeißen junger Nadelholzkulturen nicht so bedenklich ist, gerät die moderne Waldwirtschaft mit der Hege des Rehwildes nicht in Kollision, und da auch auf relativ kleinerem Terrain noch ein Rehstand gehegt werden kann, so trifft die Bezeichnung des Rehwildes als Hochwild der Zukunft wirklich zu, und es steht zu hoffen, daß überall, wo längst der Brunstschrei des edlen Hirsches unbekannte Musik geworden ist, der gerechte Weidmann auch fürderhin den Rehbock zu pirschen und ihm die Kugel aufs Blatt zu setzen in der Lage sein wird.

Wie sehr die Hege des Rehwildes die aufgewendete Fürsorge lohnt, mag folgendes Beispiel lehren: Vor fünf Jahren pachtete ich in meiner Nachbarschaft, da ich Reinecke besonders gerne schieße, der dort zahlreich vorkommenden Füchse wegen ein ca. 500 ha großes Jagdgebiet, welches aus kleineren mit Feld und Wiesen abwechselnden Waldkomplexen besteht. Ich übernahm einen Rehstand von 11 Stück, — heute ist der Stand auf mindestens 120 Stück gewachsen, obwohl auch die Füchse noch zugenommen haben, und solange die Schußzeit dauert, die auf drei Seiten angrenzenden Bauern jedes auswechselnde Reh niederknallen, während nur auf einer Seite etwas Rehwild einwechseln konnte! —

An dieses Beispiel anknüpfend glaube ich sagen zu dürfen, daß das geeignetste Hegeterrain für Rehwild solche Gegenden bieten, wo nicht zu große Waldkomplexe mit Feldern und Wiesen abwechseln; je mehr Abwechslung von Laub- und Nadelholz im Walde zu finden, je fruchtbarer der Boden ist, desto besser gedeiht das Wild! Deckung in warmen Nadelholzdickungen im Winter, — ruhige, kühle Standorte in schattigen und lustigen Stangenhölzern und Auen im Sommer, — mit Tannen, Eichen, Buchen, Weichhölzern und obsttragenden Bäumen und Sträuchern vermischte Bestände, sowie namentlich das Vorkommen der in einem früheren Abschnitte liebevoll erwähnten Forstunkräuter (Brombeeren, Himbeeren, Vaccinien, Sambucus racemosa, Heidekraut, Ginster u.) als Spender reichlicher natürlicher Winteräsung, — gute Felder und Wiesen, sowie dem Waldfeldbau zugeführte

Schläge als Fundort reichlicher Sommeräsung, — endlich gesundes Wasser — und das Rehparadies läßt nichts zu wünschen übrig.

Geschlossene große Waldungen sind dem Rehwilde wenig sympathisch, der Zutritt zu Feld und Wiese ist ihm ein Lebensbedürfnis, daher liebt es den Aufenthalt im Innern des endlosen Waldmeeres nicht und hält sich in den Randhölzern auf. So habe ich in den Karpathenurwäldern Rehe in größerer Zahl nur in den Vorbergen angetroffen, wo ihm Felder und Wiesen zugänglich sind, und wo es in den Schlägen reichliche und vortreffliche Winteräsung findet; allerdings ist dort von größeren Rehständen keine Rede, weil Wolf, Luchs und Wildkatze das Rehwildbret bevorzugen, was für ihren Geschmack spricht, wenn wir es auch nicht billigen können. Auch im Hochgebirge ist der Rehstand in großen zusammenhängenden Waldkomplexen unbedeutend, dagegen kenne ich sehr schöne Rehstände in den Vorbergen, in den Randhölzern im Thale und in der Nähe der Felder, sowie auch auf der Höhe, wo das Rehwild mit den Gemsen in den Latschen und Alpenerlen Sommer und Winter guten Einstand, auf den saftigen Alpenwiesen treffliche Weide und auf den gewöhnlich schneefreien Hängen zwar kärgliche aber doch über die Not des Winters hinweghelfende Äsung an Flechten und Alpenkräutern findet.

Will man innerhalb großer Waldkomplexe einen guten Rehstand aufbringen, so muß die Forstwirtschaft auch hier gewisse Konzessionen machen, allerdings nicht in dem Maße, wie ich sie im Interesse des Hochwildes zu empfehlen gewagt habe! Um Wiederholungen zu vermeiden, verweise ich auf die im Abschnitte über die Behandlung von Wald, Feld und Wiese im Interesse der Hochwildhege empfohlenen Maßregeln, welche alle auch für die Hege des Rehwildes mit Erfolg Anwendung finden. Vermeidung übermäßig großer Schläge; Waldfeldbau; gemischte Bestände oder doch wenigstens horstweises Einsprengen von Eichen, Buchen und Tannen; Schonung bezw. Anpflanzung von Weichhölzern, Wildobst, Vogelbeerbäumen, *Crataegus*, *Sambucus racemosa*, Brombeeren, Himbeeren, Ginster, *Baccinien* und Heidekraut; Anlage von Waldwiesen und Wildäckern. Ich habe den diesbezüglichen Ausführungen sub A a, b, c, d, g und B 1, 2, 3 (vergl. S. 114 bezw. 130 u. ff.) nichts weiter hinzuzufügen, als daß bei den Wildäckern für Rehwild die komplizierten Einzäunungen wegfallen können, da das Rehwild keine solchen Feldschäden anrichtet wie das Hochwild und das Aufkommen der Feldfrüchte

nicht hindert, vorausgesetzt, daß die einzelnen Äcker nicht zu klein veranlagt sind, und daß die vom Rehwild angerichteten Waldschäden nicht wie die Schältschäden des Hochwildes durch organische, die Bestandesbegründung und Bestandespflege berührende Behandlung des Waldes, sondern durch einfache individuelle Schutzmaßregeln zu verhüten sind.

Das Rehwild beschädigt die Nadelholzkulturen im Winter durch Verbeißen; außerdem beschädigt der fegende Rehbock junge Lärchen und Laubholzheister, und zwar oft in dem Maße, daß dieselben nicht aufkommen können.

Gegen das Verbeißen, welches allerdings bei normalem Rehstande auf die Dauer das Aufkommen der Kulturen nicht gefährdet, wie ich auf S. 122 bereits erwähnt habe, kann als gutes und unschädliches, dabei wohlfeiles Mittel das Bestreichen der Längentriebe mit verdünntem Raupenleim empfohlen werden. Als den Pflanzen unschädlich haben sich bewährt: die Raupenleime von Hitz, Prag, und Ermisch, Burg-Magdeburg, letzterer kostet pro 100 kg netto 14 Mk. inklusive Faß von ca. 150 kg Inhalt. Zum Austragen dient die sogen. Büttner'sche Doppelbürste, in Laugd bei Gießen erhältlich. Pro Hektar gehen ca. 5 kg Raupenleim auf, die Arbeitskosten betragen bei uns je nach Geschicklichkeit der Arbeiter 2—2½ fl. ö. W.

Gegen das Beschädigen durch fegende Böcke schützt man Laubholzheister am besten durch Einschlagen eines Baumpfahls in das Pflanzloch und Verbinden mit Reisig, — ähnlich wie dies zum Schutze dominierender Stämme in Fichtenjugenden von Reuß empfohlen wird. — Junge Lärchen werden zweckmäßig in den ersten Jahren nach der Pflanzung geköpft, so daß sie zunächst buschig heranwachsen; wenn dann später aus diesem Busch ein Höhentrieb emporzieht, ist er dem Rehbock der dichten Seitenbeastung wegen zum Fegen unbequem und bleibt unbelästigt, womit der denkende Mensch seinen Zweck erreicht hat!

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß auch im Feldrevier, wenn es ein paar größere Remisen enthält, Rehe mit Erfolg gehegt werden können, ebenso in jedem größeren Park, vorausgesetzt, daß an ihn Felder sich anschließen, — in beiden Fällen muß das Terrain, wenn es nicht sehr groß ist oder nicht an gehegte Jagdgebiete grenzt, eingezäunt werden. Hinreichende Nahrung und häufige Blutauffrischung vorausgesetzt, gedeiht Rehwild in solchen Rehgärten sehr gut und macht meines Erachtens dem hegenden Weidmann mehr Freude, als das in kleineren Ein-

zäunungen ziegenartig zahm und durch Verbeißen lästig werdende Damwild; das ist übrigens Geschmackssache, und de gustibus non est disputandum. —

Mag das zum Rehgehege bestimmte Terrain groß oder klein, mag es eingezäunt sein oder nicht, immer muß es außer Ruhe, Wasser und passenden Einständen dem Wilde reichliche Sommeräsung und soviel natürliche Winteräsung bieten, daß dasselbe im Winter nicht ausschließlich auf künstliche Fütterung angewiesen ist!

Je mehr das Terrain diesen Anforderungen entspricht, desto besser wird das Rehwild gedeihen, desto weniger Fallwild wird der hegende Weidmann zu beklagen haben, an desto stärkeren Gehörnen wird derselbe sich erfreuen können.

III. Die Gemse

hat ihre Heimat im Hochgebirge, wo sie ursprünglich ihren eigentlichen Stand im oberen Waldgürtel hatte, von wo sie sich je nach Jahreszeit, Wetter und Nahrungsbedürfnis nach oben und unten zeitweise auszubreiten pflegte. Diese Thatsache kann man heute noch in ruhigen, gut bewaldeten Hochgebirgsrevieren beobachten; so kann man bei mir in O. in Obersteiermark bei jeder Hirschjagd auch in der unteren, geschlossenen Waldregion auf das Zusammentreffen mit Gemenen hoffen. Im allgemeinen wurde die Gemse jedoch aus ihrer eigentlichen Heimat durch die Gewinnucht der Menschen, die den Bergwald devastierten, durch die Schießwut der modernen Jagddilletanten und durch den Viehtrieb in die Hochlagen über die Waldregion zurückgedrängt.

Am meisten sagen ihr solche Lagen zu, wo das Gebirge durch zahlreiche Thäler, Gräben und Hochfars coupiert ist, wo sie auf der Höhe in Latschen und Alpenerlen hinreichende Deckung und in den Gräben im möglichst hoch hinauf reichenden Walde gute Einstände findet, und wo endlich Alpe und Wald an Weide und Beeren und im Winter an isländischem Moos und an Barf Flechten gute Äsung gewähren.

Keller sagt in seiner klassischen Monographie¹⁾ über den Aufenthalt der Gemse: „Obwohl sie eigentlich von Haus aus eine Bewohnerin der obersten Waldregion ist, verbreitet sie sich

¹⁾ F. C. Keller, Die Gemse, Klagenfurt 1887. Verlag von Leon Jen.

doch über das ganze Alpengebiet. Da man ihr häufig in den unzugänglichsten Felsen begegnet, hat man sie vielseitig zu einer Felsenbewohnerin *par excellence* machen wollen. Das ist sie jedoch entschieden nicht. In Gegenden, wo sie in den obersten Waldgürteln noch ihre ungestörte Ruhe findet, wo sie von den Menschen nicht beunruhigt wird, da weilt sie entschieden lieber, als droben in schauerlicher Felsenwildnis, gedeiht auch in solchen Lagen viel besser als in den Felslabyrinthen. Nur gezwungen nimmt sie ihren ständigen Aufenthalt auf den höchsten Graten. Kann sie sich bewegen nach ihrer Wahl, so wird sie wohl die Felsen hinaussteigen, um daselbst die würzigen Pflanzen abzuäsen, wird sich aber zur Ruhe immer wieder in die Waldesregion zurückziehen. Leider sind solche Reviere, in welchen die Gemse ungestört den oberen Waldgürtel bewohnen kann, nicht mehr allzu häufig. Das Feuerrohr des Jägers, der Ziegenhirte und die Schafherde des Gebirgsbewohners treiben sie immer mehr und mehr den kalten Firnen zu.

Nach dem Hauptaufenthalte der Gemsen pflegen die Alpenjäger Wald- und Raasgemsen zu unterscheiden; erstere sind entschieden stärker als die letzteren, weil sie immer reichlichere Nahrung finden. Besonders schwache Stücke werden nicht selten auch mit dem Namen Grattiere belegt. Aus dem Umstande, daß die Gemse um so schwächer sich entwickelt, je felsiger ihr Wohngebiet ist, daß sie im Gegenteile stärker wird, je näher sie der Waldesgrenze ihren Hauptstand hat, geht schon hervor, daß sie eigentlich ein Hochwaldtier ist Die Raasgemsen suchen womöglich den Ersatz für den rauschenden Wald in den zu höchst befindlichen, weite Strecken überziehenden Latschen- und Alpen-erlendickungen. In dem verworrenen Geäst der Krummholzkiefer besonders wissen sie sich bald vorzüglich zurecht zu finden und thun sich darin nieder, durch das dichte Gezweig gedeckt vor dem Späherblick der verschiedenen Feinde. Wenn die Gemse auch den Tag über in unmittelbarer Nähe des ewigen Schnees oder auf dem kalten Firne selbst ihr Lager nimmt, so vertauscht sie es doch gerne für die Nacht mit einer ruhigen Krummholzdickung. Ganz besonders geben die Böcke solchen Stellen gerne den Vorzug."

Aus dem Gesagten ergeben sich nachstehende Grundsätze für die Behandlung des Jagdterrains im Gemsereviere:

1. Wo in den höheren Lagen des Gebirges noch alte Waldbestände vorhanden sind, sollen dieselben sorgfältig geschont

werden; wo in früherer Zeit gedankenlose Gewinnsucht den obersten Waldgürtel niedergeschlagen hat, trachte man neuerdings einen Schutzwald in der obersten Waldregion zu begründen!

Ersteres ist leicht und setzt keine besondere Enthalttsamkeit des Besitzers voraus, denn Schlägerung und Bringung dieses auf der Höhe meistens in weitem Verbande gewachsenen und ungemein astreichen Holzes sind sehr schwierig und teuer, zahlen sich also kaum aus, von schönen alten Zirben vielleicht abgesehen, die allerdings teuer bezahlt werden, welche man aber, wennschon absolut geschlagen werden muß, durch vorsichtige Entnahme der besten Stämme unter Schonung des übrigen Bestandes nutzen kann. Letzteres (die Neubegründung eines Schutzwaldes in den Hochlagen) ist dagegen sehr schwer, da Schnee- und Regenwasser den spärlichen Boden von der kahlen Höhe abgespült hat, im Winter eifig kalter Wind da oben weht und die schutzlosen Pflänzchen tötet, während die heiße Sonne im Sommer dieselben leicht versengt. Nur allmählich von den unteren erhaltenen Waldbeständen aufrückend zur kahlen Höhe läßt sich im Schutze der älteren Kulturen und hinter etwa noch erhaltenen alten Stöcken durch Büschelpflanzung, gewöhnlich aber nur durch Pläkefaat der verlorene Boden wieder aufforsten, — aber wie lange dauert das, bis vom Erfolge dieser Arbeit etwas zu bemerken ist! Fichten, Lärchen und Zirben (*Pinus cembra*) eignen sich am besten für die höheren Lagen. —

Gelingt diese Aufforstung, so wird allerdings mit der Zeit dem Wilde der notwendige Schutz und Einstand in den ihm besonders lieben Lagen geboten, doch im Winter fehlt hier die an alten Bäumen reichlich wachsende Bartsflechte, welche den Gemsen gerade bei schlechtem Wetter und hohem Schnee oft die einzige Nahrung gewährt. Das aber erlebt niemand, daß die neubegründeten Bestände auf der Höhe dieses Alter erreichen, wo ihnen die langen grauen Bärte wachsen, also lieber das Bestehende erhalten und sich seines Glückes um so mehr freuen, je höher hinauf der oberste Waldgürtel reicht!

2. Sogenannte Schirm- oder Wettertannen (alte einzelnstehende Tannen oder Fichten in den höheren Lagen) sollen sorgsam geschont werden, da die Gemsen bei schlechtem Wetter unter ihrem ausgebreiteten dichten Astwerk Schutz, an den die Äste bedeckenden Flechten und Bartmoosen Nahrung in der ärgsten Not finden und überdies unter solchen Bäumen Not=

fütterungen für die Gemsen und das vom Schnee auf der Höhe überraschte Hochwild errichtet werden können.

3. Auf den hochgelegenen Böden, in den Gräben und Karen finden die Gemsen Deckung und Schutz in den oft ausgedehnten Dickichten von Alpenerlen und besonders von Krummholzkiefern (Latschenfelder). Da hier über der Waldregion diese beiden Baum- oder eigentlich Straucharten dem Wilde den einzigen Schirm bieten, außerdem die Knospen der Alpenerle gerne geäst werden, müssen sie erhalten und nicht etwa der Weide halber ausgehackt werden.

Keller, S. 442, sagt darüber: „In den Hochlagen soll auf die Erhaltung größerer Bestände von Krummholzkiefern Bedacht genommen werden, weniger aus Rücksicht auf Notäzung, als vielmehr darum, weil die Gemsen solche Dickungen im Sommer gerne annehmen und sich in denselben wohl fühlen. Außerdem haben diese Latschendickungen noch in Hunderten von Fällen den unberechenbaren Vorteil, daß sie örtlich das Entstehen von Lawinen verhindern und so dem Gemswilde in den tieferen Ständen den Schutz vor den Untergänge unter dem sonst zu erwartenden Schneemassen gewähren. Die Krummholzbestände verhindern aber auch im Sommer das Abführen der Erde durch starke Regengüsse und dadurch die Erhaltung des Revieres. An vielen Stellen wurden im Laufe der vergangenen Jahre solche Bestände abgeholzt, um dafür einige Quadratmeter Weideboden für die Schafe zu gewinnen. Das Resultat war in den meisten Gegenden ein recht trauriges. Statt des erwarteten Grasschwes dorrtten die humosen Bodenbestandteile unter den Einwirkungen der Sonne zusammen und die nächsten Sommerregen führten dieselben in die Tiefe. Die erosierende Thätigkeit des Wassers grub Tausende von Rillen und Gräben, und schon nach wenigen Jahren grinsen uns öde, gefahrdrohende „Riben“ entgegen, donnern alljährlich Lawinen nieder, wo früher die Krummholzkiefer all den tellurischen und atmosphärischen Einflüssen getrotzt und als schützende Decke wohlthätig gewaltet hatte. Ich kenne ein solches Terrain, das früher einen reichen Gamsbestand barg, durch Abholzung der Krummholzkiefern sich aber so veränderte, daß die Jagd auf Gamsen in diesem Gebiete auf Null herabgesunken ist.

Nicht bloß die Erhaltung der Gamsen allein, viele andere, schwerwiegende Gründe sprechen für die, eine vernünftige Holznutzung selbstverständlich nicht ausschließende Erhaltung der

Waldgürtel in den oberen Regionen und der Krummholzkiefer an allen steilen Alpenhängen."

4. Im Walde ist der Unterwuchs von Preisel- und Heidelbeeren möglichst zu erhalten, da die Gemse, wie fast alle Wildarten, diese Beeren zur Zeit der Reise begierig aufnimmt.

5. Das Sammeln der isländischen Flechte, welche meistens an solchen Stellen der Hochalpen den Boden bedeckt, die im Winter gewöhnlich aper (schneefrei) bleiben, und zu dieser Zeit dem Wilde die beste Nahrung bietet, muß verboten und strenge hintangehalten werden.

6. Wo der Besitzer über das Alpenweiderecht frei verfügt, soll er auf den mit üppigem Graswuchse gesegneten Alpenwiesen den Viehtrieb gestatten und zwar im Interesse der Verbesserung der Weide, aber nicht länger als bis Anfang September, damit vor Eintritt der kälteren Jahreszeit in diesen Tagen schon Ruhe herrscht und die Gemen noch den Herbst über gute Nahrung finden. Dagegen soll in den höheren Lagen, wohin das Wild im Sommer seine Zuflucht zu nehmen pflegt, und wo ohnehin zwischen den Felsen und im Gerölle nur kurzes Gras und feinere Alpenkräuter wachsen, kein Weidevieh geduldet werden.

Wo Weideservituten bestehen oder die Almen teilweise in fremdem Eigentum sich befinden, trachte man mit den Weideberechtigten ein entsprechendes Abkommen zu treffen.

Glücklicher Weidmann, der du ferne von Staub und Hitze der Ebene, ferne vom Rauch und Schmutz der Städte die würzige Champagnerluft der Berge atmen, von freier Höhe herab die Wunder der Alpenwelt anschauen und in solcher Umgebung dein eigen Wild auf eigenem Boden jagen darfst, bereite diesem Wilde, dem du soviel Freuden dankst, eine Heimat, in der es Ruhe, Schutz und Nahrung findet, und ein dauernd „guter Anblick“ wird dein Lohn sein!

IV. Das Auerwild

ist ein Waldbewohner par excellence und ist bei uns am zahlreichsten in walddreichen Gegenden des Mittel- und Hochgebirges anzutreffen. Reiner, uniformer Nadel- oder Laubwald jagt ihm nicht zu, es liebt wie alle Wildgattungen Abwechslung in den Beständen. Fichten, Tannen oder Kiefern, von Buchen oder

Eichen unterbrochen, mit eingesprengten Lärchen, dürften ihm den liebsten Aufenthalt bieten, doch darf es auch kein geschlossener Waldkomplex sein, vielmehr muß der Wald von Schlägen und Blößen, die mit hohem Grase bewachsen sind, von Wiesen, Feldern, Heideland oder Mooren (Filzen) durchschnitten und unterbrochen sein, um den Existenzbedingungen des Auervildes vollkommen zu entsprechen. Dazu gehört auch, daß der Waldboden reiche Vegetation an Preisel- und Heidelbeeren, in trockenen Lagen an Heidekraut aufzuweisen hat, endlich, daß an Wasser und in der Nähe der Balzplätze an Kies und Sand kein Mangel ist. — In den Nadelholzdickungen findet es Schutz und Deckung; die Knospen der Kiefer, Tanne und Fichte bieten ihm Nahrung im Winter; auf den Schlägen, Wiesen und im Moor, sowie im Vacciniunterwuchs und auch in den reisenden Haferfeldern findet es abwechslungsreiche Nahrung. In den grasreichen Schlägen brütet die Henne, und der Hahn balzt mit Vorliebe auf Lärchen, Buchen und einzelnstehenden Kiefern, auf kleineren Blößen, an Schlagrändern oder auch in lichten Altbeständen. —

Als Maßregeln für die Behandlung des Jagdterrains im Interesse der Hege des Auervildes möchte ich folgende wenige Punkte empfehlen:

1. Wo in geschlossenen älteren Waldbeständen im Laufe des Jahres häufig Auervild angetroffen, aber kein Balzplatz gefunden wird, mögen an passenden Stellen Schläge eingelegt werden, wobei etwa vorhandene Lärchen und Buchen stehen zu lassen sind.

2. Besonders gute Balzplätze sollten von der Art verschont bleiben, muß aber unbedingt dort ein Schlag geführt werden, so trachte man ähnliche Lagen in der Nähe durch Lichtstellen passender Balzbäume u. dgl. als Balzplatz herzurichten, doch muß, wie Dr. Wurm¹⁾ sehr richtig bemerkt, diese Arbeit im Dezember fertig sein und am Platze volle Ruhe herrschen, wenn die Hähne im Januar oder Februar die Balzplätze aufzusuchen beginnen.

3. Wie später im Abschnitte über Ruhe und Waldfrieden wiederholt bemerkt wird, muß auf den Schlägen und in den jungen Kulturen die Grasnutzung während der Brutzeit eingestellt oder mindestens nur unter Aufsicht gestattet werden.

4. Alle Beerensträucher, Heidekraut, sowie auf Plätzen, die der Henne zur Versorgung des Brutgeschäftes angenehm sein

¹⁾ Wurm, Das Auervild, S. 303.

können, das hohe Gras und Deckung bietendes Strauchwerk sind möglichst zu erhalten oder wenigstens nicht allzu gründlich zu beseitigen.

5. Endlich erwähne ich noch zwei vom bekannten kurländischen Jäger Baron v. Nolde und von Dr. Wurm empfohlene Maßregeln: Das Anschütten kleiner Häufchen von Sand und Kies auf den Balzplätzen, wo dieses Lebensbedürfnis des Auerwildes dem Boden fehlt, — und die Anlage künstlicher Ameisenkolonien, um die Lieblingsäsung des Auerwildes, die Ameisenpuppen, welche namentlich den jungen Hühnern geradezu unentbehrlich sind, zu erhalten und zu vermehren.

V. Das Birkwild

verlangt nach Brehm „urwüchsige, verwilderte und durch Feuer zerstörte, beziehentlich schlechte oder besser nicht gepflegte Waldungen, nicht aber geschlossene, wohlbewirtschaftete Forste, Gegenden, welche reich an Gesträuchen sind, sei es, daß diese durch die Heide, sei es durch Dickicht gebildet werden. Sein Wohnbaum ist die Birke. Sie zieht es jedem anderen Bestande vor. Nadelholzwaldungen bilden in seinen Augen nur einen Notbehelf, nirgends tritt es so häufig auf als in ausgedehnten Birkenwaldungen, selbst kleine Bestände dieses Baumes vermögen es zu fesseln.

Aber auch im Birkenwalde muß der Grund mit jungem, dichtem Aufschlage, Heidekraut, Heidelbeeren, Ginster und anderem niederen Gestrüpp bedeckt sein, wenn es ihm behagen soll. Ebenso liebt es Moorgrund ganz außerordentlich, denn man begegnet ihm auch da, wo die Sumpfpflanzen vorherrschen und die Heide oder das Gestrüpp zurückdrängen, obschon nicht in den eigentlichen Brüchen und Morästen.“

Bei uns zu Lande trifft man das Birkwild am zahlreichsten dort an, wo infolge unwirtschaftlicher Plünderung, oder der Untauglichkeit des Bodens (Moor oder Heide) oder der hohen Lage eine normale Bestockung des Waldes aufhört und an Stelle des geschlossenen Bestandes die genügsame, sich leicht ansiedelnde Birke, allerlei Strauchwerk, beziehungsweise im Moorboden und auf dem Hochgebirge Krummholzkiefern und besonders Wacholder, Erika, Heidel-, Preisel- und Moosbeeren vorherrschen. Im Tieflande und im Mittelgebirge liebt es die Nähe von Wiesen und

Feldern, besonders solcher mit Steinobstanlagen, da es im Winter die Knospen der Kirsch- und Pflaumenbäume begierig äßt; in unseren kultivierten Ländern sind daher Bauernwälder fein bevorzugter Aufenthalt, während es im Hochgebirge in der oberen Waldregion die Latschenfelder in der Nähe der ausgedehnten Alpenmatten bevölkert.

Aus dem Gefagten geht hervor, daß von einer Behandlung des Jagdterrains zu Gunsten der Hege des Birkenwildes keine Rede sein kann, denn kein Forstmann oder Waldbesitzer wird sich dazu herbeilassen, dem Birchhahn zu Liebe seinen Wald nach dem Rezepte abgewirtschafteter Bauern zu behandeln! Höchstens ließe sich Schonung der Birke und der Vaccinien empfehlen und im Hochgebirge Schonung der Krummholzkiefern; mehr läßt sich da nicht thun. Wer den schneidigen, kleinen Hahn auf seinem Grund und Boden rodeln hört, der freue sich dessen und bejage ihn nach weidmännischer Art, und wer diese Freude entbehren muß, der lasse sich von einem guten Freunde zur Balzzeit einladen und freue sich seines eigenen gut gepflegten Waldes!

VI. Der Hase

ist die Scheidemünze in St. Huberti gnadenspendender Hand, der gemeine Nickel, den jeder kennt, der eine Flinte von einer Schneiderelle zu unterscheiden weiß, das allgemein verbreitete Objekt allgemeiner Verfolgung, denn „Alles, Alles will ihn fressen“, wie der alte Wildungen singt!

Ich brauche eigentlich nicht viel über sein Vorkommen zu sagen, weil ich darüber nichts zu sagen habe, was nicht jedermann weiß. Nur der Vollständigkeit halber citiere ich, was Forstmeister Eulensfeld in wenigen knappen, aber alles enthaltenden Sätzen über den Gegenstand in Nr. 40 des Jahrgangs 1896 von „Wild und Hund“ S. 625 schreibt:

„Der Hase verlangt zu seinem Gedeihen einen hohen Wärmegrad. Zu strenger Lehm Boden neigt sehr zum Vernässen und Erfalten, doch vermag die tiefere, wärmere Lage diesen Mißstand weniger empfindbar zu machen, als es auf der Hochebene mit ihren rauhen Winden und den bedeutenderen Niederschlägen, namentlich im Winter der Fall ist. Besonders empfindlich scheint gerade in dieser Hinsicht das weibliche Hasengeschlecht zu sein, und nach meinen seitherigen Beobachtungen glaube ich behaupten

zu dürfen, daß in warmen, milden Lagen, zu denen namentlich auch jene Örtlichkeiten gehören, in welchen der Boden durch Sandbeimischung gelockert und dadurch leichter durchwärmbar ist, die Hasinnen der Zahl nach gegen die Rammler überwiegen. In weniger günstigen klimatischen Verhältnissen steigt der Prozentsatz zu Gunsten der Rammler. Dort fallen die Hasenjagden gut aus, hier dagegen erhalten sie sich auf mäßiger Höhe.

Innig mit dem Wärmegrad des Bodens und dessen Zusammensetzung, sowie mit dem der Luft im allgemeinen hängt die Art und Weise der landwirtschaftlichen Kultur zusammen. Da, wo Handelsfrüchte gedeihen und insbesondere auf großen zusammenhängenden Flächen gebaut werden können, da giebt es auch Hasen, und ganz besonders ist dies der Fall in den Zuckerrüben=Gegenden. Die Hasen finden in den großen Rübenfeldern nicht nur die zum Gedeihen erforderliche Ruhe, sondern auch im Herbst in großer Menge Abfälle von Blättern und Rüben teilen, welche ihnen auf lange hinaus gute, willkommene Nahrung liefern. Ist der Grundbesitz sehr zerstückelt, dann ist die Beunruhigung eine fortgesetzte, und die Hasen wandern dann gerne nach solchen Örtlichkeiten, welche ihnen mehr Sicherheit bieten.

Gegenden, in welchen viel Futterbau getrieben wird, sind für das Gedeihen der Hasen nicht günstig. Beim Mähen, das ja vielfach dreimal im Jahre erfolgt, werden viele Junghasen von der Sense getroffen, von deren Dasein der Jagdbesitzer zu meist nichts erfährt. Tiefebener und Flußniederungen sind weit wärmer als die Höhenlagen."

Darum lebt der Hase auch lieber in ersterem als in letzterem.

Im geschlossenen Walde ist ein starker Hasenstand nicht denkbar, da die Hasen immer dem Felde zustreben. Reiner Nadelwald ist ihnen auch nicht sympathisch; dagegen kann der Hase in reiner Feldflur sehr wohl gedeihen, und zwar um so besser, je wärmer und fruchtbarer der Boden ist; auch ist es vorteilhaft, wenn die Gegend nicht ganz flach ist, sondern Erhebungen und Senkungen des Terrains vorhanden sind.

VII. Der Fasan

zieht die Ebene dem Mittelgebirge, mildes Klima mit hoher Sommertemperatur den rauhen Lagen vor, obwohl er bei guter

Fütterung auch sehr strenge Winter aushält. Im geschlossenen, großen Walde gedeiht er nicht, sein Lieblingsaufenthalt ist in kleineren oder wenigstens nicht zu großen Wäldern der Ebene oder des Hügellandes, welche von Wiesen und fruchtbaren Feldern umgeben und durchschnitten sind und einige Abwechslung an Laub und Nadelholz bieten. Ein Terrain, in dem Fasanen gehegt werden sollen, muß möglichst weit von großen zusammenhängenden Wäldern gelegen sein, da die Fasanen sonst leicht dahin auswandern und nicht zusammengehalten werden können, was für Hege und Jagd notwendig erscheint. In der guten Jahreszeit lebt der Fasan mehr im Felde, während er im Winter, Herbst und Frühling im Walde seinen Stand hat.

Wasser ist erwünscht, aber nicht unbedingt notwendig, wie Wittmann in seiner ausgezeichneten Monographie „Der Edelfasan“ nachweist, doch glaube ich, daß der Fasan ein wasserreiches Revier immer der wasserlosen Gegend vorziehen wird.

VIII. Das Rebhuhn

ist ein Kind der Ebene und ein Feldbewohner; es liebt milderes Klima, warmen Boden und gedeiht um so besser, je fruchtbarer die Gegend ist. Diese darf jedoch nicht ganz flach sein, vielmehr ist ein bewegteres, von Thälern und Radeln durchschnittenes Terrain, das außer Wiesen und Feldern auch mit Wald oder lieber noch Strauchwerk bewachsene Lehnen und Hügel aufzuweisen hat, das ideale Rebhühnerterrain.

Im Großbetrieb bewirtschaftete Felder mit großen Faseln derselben Kulturgattung sind den Rebhühnern weniger angenehm als Bauernfelder, welche ihnen mehr Abwechslung bieten und bei nassem Wetter das rasche Auslaufen z. B. aus den von Wasser triefenden Rüben- oder Kleestücken in Kartoffel- oder Stoppelfelder gestatten.

Ich habe mich in den drei letzten Abschnitten so kurz gefaßt, da Gase, Fasan und Rebhuhn bezüglich ihres Aufenthaltes und ihrer Ansprüche an das Jagdterrain sehr viel Gemeinsames haben, und weil ich glaube, daß ich im Interesse der Kürze und Übersichtlichkeit am zweckmäßigsten für diese drei Wildgattungen gemeinsam die Grundsätze der Behandlung des Jagd-

terrains zusammenstelle, welches der Hege der Niederjagd dienen soll.

Die genannten Wildgattungen: Hase, Fasan und Rebhuhn, zu welchen sich auch das wilde Kaninchen gesellen kann, das seiner Schädlichkeit in Wald und Feld wegen der Hege nicht wert ist, bieten in ihrer Vereinigung das Ideal einer schönen Niederjagd; ich habe sie an anderer Stelle als Kulturwild bezeichnet, weil sie nur in kultivierter Gegend unter Schutz und Pflege des Menschen gut gedeihen, wie denn auch unsere Väter von solchem Niederwildreichtum und solchen Jagdstrecken, wie sie dem modernen Schiesser geboten werden, sich nichts träumen ließen!

Eine wirklich schöne und ergiebige Niederjagd ist nur zu erzielen in nicht allzu großen Wäldern mit gemischten Beständen, umgeben und unterbrochen von fruchtbaren Feldern und Wiesen, welches Terrain in milder oder wenigstens nicht zu rauher Gegend in der Ebene oder im Hügelland gelegen, an Wasser keinen Mangel und eine die selbständige Hege gestattende Ausdehnung haben soll.

Der Wald ist gewissermaßen das Haus des Wildes, wo es Schutz und Deckung findet, Feld und Wiese das Gut, von dem es lebt; ich werde also darzustellen versuchen, wie diese beiden Faktoren den Zwecken der Hege der Niederjagd möglichst dienstbar gemacht werden können.

A. Behandlung des Waldes.

Hier ist zunächst Lage, Beschaffenheit und Größe des Waldes zu beachten; wir werden also unterscheiden zwischen größeren Waldkomplexen und kleineren, abgetrennten Waldparzellen bzw. Feldhölzern. Erstere können entweder Auwälder oder normal bewirtschaftete Wälder der Ebene oder des Hügellandes sein.

1. Der Auwald. Dieser eignet sich für die Hege der Niederjagd in hervorragender Weise: a) durch die Art seiner Bestockung, indem der Laubwald in der Au neben Eichen auch Eschen, Pappeln, Weiden, Salweiden, Aspen und Erlen und als Unterwuchs allerlei Straucharten und Brombeeren enthält, — lauter Gehölze, welche dem Wilde zu verschiedenen Zeiten des Jahres gute Nahrung bieten und zum Teil als Proßhölzer im Winter gefällt werden können; b) durch den meistens üblichen

Nieder- oder Mittelwaldbetrieb, der dem Wilde viele Vorteile bietet; c) durch die üppige Vegetation, die dem Wilde gute Nahrung und überdies im hohen Grase und Schilfe Deckung und günstige Brutplätze gewährt. —

Dagegen ist das Wild im Auwald den Gefahren häufiger Überschwemmungen ausgesetzt, welche bisweilen den ganzen Wildstand vernichten können. Um wenigstens einen Teil des Wildes vor dieser Gefahr zu bewahren, empfiehlt sich die Anlage von Erdhügeln und Dämmen in der Au, auf welche sich das von der Überschwemmung überraschte Wild retten kann, und deren Bepflanzung mit Weichhölzern und Brombeeren, damit das Wild in der Not doch etwas Nahrung findet.

2. Größere Waldkomplexe der Ebene und des Hügellandes werden sich zur Hege einer schönen Niederjagd eignen, wenn

- a) möglichst viel Abwechslung von Laub und Nadelholz vorhanden ist,
- b) Schläge, Dickungen und ältere Bestände in günstiger Abwechslung über das ganze Waldterrain sich verteilen,
- c) auf den Schlägen Waldfeldbau betrieben wird,
- d) an Wegen, Schneisen, Schlag- und Waldrändern, sowie auf Blößen allerlei dem Wilde angenehme und nützliche Bäume und Sträucher angepflanzt werden.

Außerdem wäre zu empfehlen:

- e) unproduktive, sterile Stellen im Walde, z. B. in heißen, steinigten Lehnen, wo ohnehin nichts Gesehntes wächst, sowie ins Feld vorspringende Waldecken und hier und da einen schmalen Streifen am Rande des Waldes, wo er an eigene Felder oder Wiesen anschließt, mit Brombeeren, Ginster und anderem Gebüsch oder mit Nadel- und Laubholz, das gestutzt wird, zu bepflanzen. Solche Plätze erfüllen den Zweck der Remisen, von welchen weiter unten ausführlich die Rede sein wird;
- f) endlich in solchen Waldteilen, wo Fasanen gehalten werden, die Grasnutzung auf Blößen und Schlägen gänzlich einzustellen.

Zu diesen Punkten möchte ich noch folgendes bemerken:

ad a. Laubholz bietet dem Haarwilde bessere obere und untere Nahrung. Im Laubwalde finden die Fasanen unter dem den Boden bedeckenden alten Laube weit mehr Nahrung an Schnecken, Maden und Insekten als im Nadelwalde. Dagegen bieten Nadelholzdickungen im Winter dem Wilde besseren Schutz und wärmere Deckung als die kahlen Laubhölzer, und die Fasanen baumen in Fichten und Tannen lieber auf, da sie dort geschützter und weniger sichtbar sind.

ad b) Alles Niederwild liebt Sonne und Licht und die Nähe seiner Nistungsplätze, darum zieht es sich nicht tief in den geschlossenen Wald hinein, weshalb große Dickungen, Stangen- und Althölzer auch nur am Rande vom Wilde bevölkert sind, während das Innere leer bleibt. Aus diesem Grunde empfiehlt sich auch hier die Anlage nur kleinerer Schläge, um das Entstehen von ausgedehnten Dickungen und späterhin Stangenhölzern zu vermeiden.

ad d. Solche Bäume und Sträucher sind: Eichen, Vogelbeeren (*Sorbus aucuparia*), Elsbeeren (*Sorbus torminalis*), Hagedorn (*Crataegus coccinea*, *C. sanguinea*, *C. orientalis*, *C. Azzarolus* u. a.), *Eleagnus edulis*, *Cornus mascula* (Kornel-*firsche*) *Amelanchier canadensis*, Hirschhollunder und gemeiner Hollunder (*Sambucus racemosa* und *S. nigra*), Sanddorn (*Hippophaë rhamnoides*) Schwarzdorn und Liguster ihrer Früchte wegen; — Aspen, Weiden, Salweiden, Akazien und Tannen als Proßbäume für den Winter; — Himbeeren, Brombeeren, Hirschhollunder, Ginster, Heidekraut, wie auch die Tanne, für natürliche Winteräsung.

ad e. Das Stutzen solcher kleiner Waldstreifen am Rande der Felder kann ich aus Erfahrung bestens empfehlen, nur muß dies in warmer, sonniger Lage geschehen. Der forstliche Nutzen ist dabei unbedeutend und wird durch die Vorteile für die Wildhege aufgewogen. An solchen Stellen brüten Fasanen und Rebhühner mit Vorliebe!

3. Kleinere, abgetrennte Waldparzellen und Feldhölzer werden, sofern sie von dem Jagd- und Waldbesitzer eigentümlichen Feldern umgeben und der Jagdgrenze nicht zu nahe gelegen sind, zweckmäßig zu Remisen umgewandelt.

Unter Remisen versteht man mit Laub- und Nadelholz bewachsene Grundstücke, welche den Zweck haben, in größeren Feldrevieren dem Niederwilde als Aufenthaltsort und Sammelplatz zu dienen, ihm Schutz und Deckung, den Fasanen und Rebhühnern passende Nistplätze zu bieten und durch die Konzentrierung des Wildes an solchen Orten die Jagd erfolgreicher und bequemer zu gestalten.

Je nach der Größe und dem Zwecke, den sie erfüllen sollen, ist zu unterscheiden zwischen gewöhnlichen kleinen Schutz- und Einfallremisen und großen Hege- und Jagdremisen.

a) Die kleinen Schutz- und Einfallremisen.

Diese haben nur den Zweck, die eintönige Feldflur stellenweise zu unterbrechen, dem Wilde gegen Raubvögel Deckung und bei schlechtem Wetter Schutz zu gewähren und dem Wildgeflügel als Nistplatz zu dienen; sie sind besonders für die Rebhühner wichtig, ja in flachem, wenig coupiertem Terrain geradezu unentbehrlich. In demselben können zweckmäßig auch Rebhühnerschüttungen und Hasenfütterungen im Winter angelegt werden.

Größe und Gestalt solcher Einfallremisen ist nicht von Bedeutung. Wenige Quadratmeter genügen, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden; ein schmaler Streifen erfüllt den Zweck so gut wie eine quadratische Gebüschanlage, die Hauptsache ist, daß solche Anlagen möglichst zahlreich über das ganze Feldrevier verteilt sind.

Jeder Felddrain, jeder alte Steinbruch, jede abgebaute Sand- oder Lehmgrube, jeder steinige oder schotterige oder sonst wenig produktive Fleck im Felde kann und soll durch entsprechende Bepflanzung als Schutzremise ausgenützt werden; in Ermangelung solcher Plätze legt man in der Mitte größerer Feldtaseln quadratische oder rechteckige Pflanzungen in der Größe von $\frac{1}{4}$ bis 1 Joch an.

Zur Bepflanzung solcher Remisen eignen sich verschiedene Laub- und Nadelhölzer, ich halte jedoch die Eiche und Fichte für die besten zu diesem Zweck, da beide das Stutzen vortrefflich vertragen und ungemein dicht werden, während die Kiefer von unten sehr bald kahl und licht wird, die Tanne von Hasen und Kaninchen übermäßig verbissen und geschält wird, was auch bei der Rot- und Weißbuche, die sonst ebenso wie die Eiche ihr Laub den Winter über behalten, der Fall ist. Bei rechteckig angelegten Remisen bepflanzt man am besten die innere Fläche mit Eichen und den äußeren Rand mit zwei Reihen Fichten; beide Holzarten müssen jährlich im Juli gestutzt werden. Zur Anpflanzung verwendet man 5—6jährige Pflanzen, die schon in der Baumschule durch Beschneiden buschig gezogen und mehrmals verpflanzt wurden.

In schlechtem Boden und trockner Lage können andere anspruchslose Straucharten Verwendung finden, wie Hagedorn, schottische Zaunrose, Brombeere, Ruscus, Liguster und ganz besonders die Besenpfriemen (*Spartium scoparium*) und, wo er nicht erfriert, auch Stachelginster, in welchem Fasanen und Rebhühner mit Vorliebe brüten.

Alle diese Straucharten können vorteilhaft neben und zwischen den gestutzten Eichen gepflanzt werden.

Die Besenpfrieme muß alle 2—3 Jahre zurückgeschnitten werden, da sie sonst hart und schütter und vom Wilde nicht mehr genommen wird.

Da überall, wo nützlichcs Wild sich sammelt, auch das Raubzeug sich eifrig einstellt, muß jede kleine Remise mit Kasten-falle und Pfahleisen für dieses Gesindel gastfreundlich ausgestattet werden.

b) Die große Hege- und Jagdremise.

Diese muß auf relativ beschränktem Raum dem Wilde alles bieten, was es vom Walde beansprucht und was es im Walde liebt und besonders aufsucht; sie muß im Feldrevier dem Wilde den Wald vollkommen ersetzen und es davon abhalten, auszuwandern, um ferner liegende Waldungen aufzusuchen. Sie muß ferner so eingerichtet sein, daß sie in jeder Beziehung alle Voraussetzungen der Hege des Wildes in sich vereinigt, also: Ruhe, reichliche Nahrung, bezw. da das Feld dem Wilde hinreichend Nahrung bietet, Ergänzung derselben, namentlich für die Zeit, wo im Felde der Tisch nur mehr spärlich gedeckt ist, durch Anpflanzung besonderer Leckerbissen für die verschiedenen Wildgattungen, welche gehegt werden sollen; — Dickungen, die, wenn das Feld abgeräumt ist und der Laubwald kahl wird, dem Wilde Schutz bieten; Abwechslung von Laub- und Nadelholz, von hohen und niederen Beständen, Wasser, endlich geeignete Brutplätze für das Wildgeflügel.

Mit anderen Worten: Die Remise muß ein Eldorado für das zu hegende Wild sein.

Sie muß aber auch so eingerichtet werden, daß die Fernhaltung bezw. Vertilgung des Raubzeuges leicht und sicher bewerkstelligt und daß sie rationell, bequem und erfolgreich bejagt werden kann!

Daraus folgen die nachstehenden Grundsätze für die Anlegung einer großen Hege- und Jagdremise.

1. Die Lage, entfernt von Ortschaften, von Straßen und öffentlichen Wegen, sei möglichst im Centrum des eigenen Feldbesitzes, nicht gerade auf einem dem stärksten Windstrich ausgesetzten Ort, womöglich nicht ganz eben, sondern in sonniger, gegen Süden oder Osten geneigter, sanfter Lehne, nahe vom Wasser und doch nicht Überschwemmungen ausgesetzt.

Besonders geeignet zu Remisenanlagen erscheint ein schmales Wiesenthal, von einem Bach durchschnitten und eingeschlossen von nicht all zu steilen Lehnen; diese Lehnen werden dann als Remisen behandelt. Durch die Krümmungen, welche ein solches Thal meistens hat, findet das Wild zu jeder Tageszeit an schönen Tagen Sonne, bei jeder Windrichtung irgend einen geschützten Platz, und in den Lehnen, wo das Wasser rasch abfließen kann, nach dem stärksten Regen oder Tauwetter trockene Lager und, was die Hauptsache ist, trockene Brutplätze.

Ebenso geeignet erweist sich auch ein schilfbewachsjener Teich, der sich wenigstens an einer Seite an Wiesen anschließt, dessen Damm mit großen alten Bäumen bestanden ist und dessen Umgebung zur Remisenanlage verwendet wird. Das Schilf bietet in der heißen Zeit dem Wilde kühlen Aufenthalt, den Fasanen reiche Nahrung an Würmern, Schnecken und Kerbtieren, im Winter dichte Deckung. — Das Zusammenwirken von Teich, Schilf, Wiese, hohen Bäumen und gestufter Remise ist dem Wilde sehr angenehm und zuträglich. Überdies ist ein solcher ruhig gelegener Teich auch für die Entenjagd besonders geeignet, da die Enten in der anstoßenden Remise gerne und sicher brüten.

2. Die Größe einer Jagd- und Hegeremise kann je nach dem Umfange des Feldreviers, nach der Größe des zu hegenden Wildstandes, endlich nach der Anzahl der vorhandenen Remisen, hauptsächlich aber nach Maßgabe der Opferwilligkeit des Jagdbesitzers zwischen 2 und 50 Hektar sich bewegen.

3. Die Gestalt der Remise hängt naturgemäß in erster Linie von der Terraininformation ab. Bei Anlage einer Remise auf ebener Feldfläche wählt man gewöhnlich die Form eines Rechteckes. Die Remise wird durch gerade Steige, nach Maßgabe ihrer Größe, in mehrere Felder abgeteilt, welche Einteilung sowohl den Zwecken der Hege als denen der Jagd zu dienen hat.

Wenn bei der Jagd die Remise gestreift wird, so sind entsprechend der Zahl der Schützen die nötigen Jagdsteige in gleicher Entfernung parallel laufend der Länge nach anzulegen. Der Breite nach müssen dieselben in einer Entfernung von ca. 2—300 Schritten von ebenfalls parallel laufenden 4—6 m breiten Alleen gekreuzt werden, welche bei der Streifjagd zur Ausrichtung der Treiberlinie, zum Ablegen des erlegten Wildes und zum Aufstellen von Lappen oder Pressnetzen, beim Antreiben aber zum Anstellen der Schützen dienen. (Wenn man eine Remise, in

welcher viele Fasanen gehalten werden, streift, empfiehlt es sich immer, vor oder nach dem Streifen die einzelnen Abteilungen als Standtriebe auf Fasanen zu nehmen, da beim Streifen gewöhnlich alle Fasanen, wenn sie nicht durch Lappen oder Brellneze zum successiven Aufstehen veranlaßt werden, bis ans Ende der Remise laufen und dann alle auf einmal aufstehen, wobei wenig geschossen wird.) Sowohl auf den Jagdsteigen als auf den breiten Querschneisen ist ein schmaler Pfad von der Grasnarbe zu befreien und das ganze Jahr über so zu erhalten. Ist der Boden nicht ohne dies sandig, so ist es vorteilhaft, diese Pfade mit Sand zu befahren, damit sie immer möglichst trocken sind und nach starkem Regen oder Tau den Fasanen und Hühnern Gelegenheit bieten, sich rasch abtrocken zu können, ihre Zungen zu gleichem Zweck dahin zu führen und bei gutem Wetter ein Sandbad zu nehmen.

Die breiten Querschneisen können durch Anbau von Futtergemenge, Serradella, Esparsette, Luzerne, Johannis Korn, Hafer etc. für die Hege ausgenützt werden.

4. Bezüglich der Bepflanzung der Remise ist festzuhalten, daß alles Wild die Abwechslung liebt, bald in Nadelholzdickungen Schutz, in höheren Laubbeständen Ruhe und Nahrung sucht, bald auf sonnigen, niedrig bewachsenen und grasreichen Orten sich zu wärmen pflegt; bei Tauwetter oder nach Regen bleibt das Strauchwerk und hohe Gras zu lange naß, darum suchen Fasanen und Rebhühner lieber in solchen Fällen Schutz in Nadelholzdickungen, besonders unter gestutzten Fichten oder Tannen, welche oberhalb dicht verwachsen, unten aber kahl geworden sind, während der Boden darunter fast trocken bleibt, weil kein Graswuchs aufkommt; der Fasan baumt je nach Wetter und Jahreszeit bald auf Laubbäumen, bald auf Fichten, Tannen und Kiefern auf.

Diesen Beobachtungen folgend, muß man die Remise so anlegen, daß:

- a) der Hauptbestand aus niederen Gehölzen besteht, und zwar eignet sich vor allem dazu die Eiche, die in der Höhe von 1 m gestutzt sehr dicht wird und auch den Winter über ihr Laub behält. Zwischen die Eichen kann man Besenpfrieme einsäen, welche gut schützende Deckung giebt, vom Wildgeflügel zu Brutplätzen gerne aufgesucht wird und im Winter Rehen und Hasen zur Nahrung dient.

Außerdem sind zwischen die Eichen horstweise einzumischen: *Juniperus communis* (gem. Wacholder), *Juniperus Sabina*,

Lycium barbarum (an Abhängen), *Symphoricarpus racemosa* und verschiedene *Spiraea*-Arten, welche alle sehr dicht werden.

Besonders aber empfiehlt es sich, Sträucher dazwischen zu pflanzen, deren Früchte das Wild gerne nimmt, und welche weiter oben aufgezählt wurden. (Seite 158.)

Die mit niedrig gehaltenem Laubholz bewachsenen Flächen sind mit Fichten einzufassen, welche man 4—8 Reihen breit pflanzt und stutzt. Größere Flächen gestutzter Fichten sind nicht gut, weil erstens solche undurchdringliche Hecken bei der Jagd hinderlich sind, und zweitens Wildgeflügel von Raubzeug verfolgt daraus schwer aufzulegen kann und leichter gefangen wird.

- b) Über die ganze Fläche sind Fichten und Tannen horstweise zu verteilen, und zwar sind diese Gruppen von hohem Nadelholz so groß zu halten, daß sie sowohl den Hasen zum Aufbaumen, als auch zum Schutz für alles Wild dienen können.
- c) Als Schutz gegen den Wind ist auf der Wetterseite höherer gemischter Nadel- und Laubholzbestand zu erhalten. Derselbe kann aus allerlei Holzgattungen bestehen und empfiehlt es sich, Aspen und Salweiden eingesprengt dazwischen zu pflanzen, da dieselben im Winter als Proßholz gefällt gute Dienste leisten.
- d) Ein Irrtum ist es zu glauben, daß die Remise ganz dicht bestockt sein muß, wie eine Bürste! Im Walde sind Blößen, die mit hohem Grase bewachsen sind, die Lieblingslagerplätze der Hasen und Lieblingsbrutplätze des Wildgeflügels, daher auch in der Remise solche mit hohem Grase und allerlei Stauden sich bald verwachsende Blößen zu belassen sind.
- e) Schließlich wäre nicht zu vergessen, daß jede Remise eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf alles Raubzeug, sei es zwei- oder vierbeinig, ausübt. Es ist daher nötig:
 1. an geeigneter Stelle eine Wachhütte zu bauen, wo das Personal abwechselnd Nachtwachen hält;
 2. auf allen Steigen, Schneisen und Alleen Kastenfallen aufzustellen, so daß jedes Raubzeug, welches die Remise betritt (es benützt immer die gebahnten Pfade), sofort auf eine fängisch gestellte Falle stößt. Allerdings ist es dann ebenso nötig, daß das Personal die Fallen alle Tage gewissenhaft revidiert und dem mitunter in der Kastenfalle

gefangenen Junghasen oder jungen Hasen die Freiheit giebt, ehe er verhungert.

3. In den gestutzten Flächen sind, namentlich bei Schüttungen, Pfahleisen und Habichtskorb anzubringen, und zwar nicht auf hohen, das Dickicht hoch überragenden Pfählen, sondern so aufzustellen, daß der Korb selbst von Laub und Astwerk größtenteils versteckt und die darin befindliche weiße Taube nur von oben sichtbar ist.

B. Behandlung von Feld und Wiese im Dienste der Niederjagd.

Es wurde schon gesagt, daß gute, warmgründige Felder und Wiesen die Voraussetzung einer schönen Niederjagd bilden; je fruchtbarer der Boden, desto besser der Wildstand, desto größer der normale Zuwachs!

Besitzer minder fruchtbarer Gründe in rauherem Klima, auf höher gelegenen Plateaus u. brauchen aber deshalb noch nicht den Mut zur Hege der Niederjagd zu verlieren, sie müssen nur noch mehr Fürsorge auf Hege und Pflege des Wildes und seiner Heimstätten verwenden, als die Besitzer von Terrains, welche von der Natur mehr begünstigt wurden. Ich habe z. B. im südlichen Böhmen in solchen recht rauen Lagen sehr gute Niederjagden mitgemacht, wo das erfreuliche Jagdresultat nur durch rationelle Hege, Anlage von Remisen und Wildäckern der widerspenstigen Natur der Gegend abgerungen war, allerdings wird das Terrain dort nicht Jahr für Jahr bis aufs letzte Joch abgeklopft, sondern jede Jagd wird alternierend nur jedes zweite Jahr genommen.

Im allgemeinen kann ich mich bezüglich der Behandlung von Feld und Wiese darauf beschränken, auf meine diesen Gegenstand betreffende Ausführung auf S. 131 u. ff. zu verweisen, und zwar nicht bloß in betreff der Bewirtschaftung, sondern auch der Wahl der Feldfrüchte, da auch das Niederwild dieselben Kulturpflanzen, deren Anbau dort empfohlen wird, zur Winter- und Sommeräsfung bevorzugt. Ich habe diesen Ausführungen nur wenige Bemerkungen zur Ergänzung beizufügen:

1. Bei der Wiesenkultur empfiehlt es sich, die Ränder der Ent- und Bewässerungsgräben möglichst flach abzuböschten, da bei etwas tieferen Gräben die steilen Böschungen den jungen Hasen, Rebhühnern und Hasen oft verderblich werden, indem

dieselben, wenn sie einmal in den Graben geraten, den abschüssigen Rand nicht so leicht erklettern können und entweder ertrinken oder sich so verköhlen (sie vertragen die Nässe in der Jugend bekanntlich schlecht), daß sie bald an den Folgen eingehen.

2. Die Felder, welche unmittelbar an den Wald bzw. an große Remisen anstoßen, werden in sehr wildreicher Gegend vom Wildschaden am ärgsten mitgenommen, es empfiehlt sich daher, einen Teil derselben, also etwa einen Streifen in der Breite von 25—50 m vom Waldrande bzw. um die Remise herum (oder doch wenigstens angrenzend an gestutzte, vom Wilde besonders bevorzugte Partien) als Wildäcker zu behandeln und darauf Topinambur, Hafer, Staudenkorn, Raps und Futtergemenge anzubauen.

Topinambur und Hafer bleiben teilweise auf dem Felde stehen und dem Wilde überlassen; den Hafer baut man besser spät an, damit die junge Saat nicht zu sehr verbissen wird und damit der reife Hafer zu einer Zeit, wo die anderen Felder bereits abgeräumt sind, dem Wilde zur Verfügung steht. Es ist unglaublich, welche Mengen verschiedenen Wildes in einem gut besetzten Revier auf solchen Haferfeldern sich sammelt, namentlich zur Konzentrierung der Fasanen im Walde oder in der betreffenden Remise leisten dieselben die besten Dienste. Topinambur gewähren allem Wilde gute Deckung und sind im Winter die beste natürliche Hasenäsung; auch Fasanen und Rebhühner scharren gern die Knollen aus.

Im Futtergemenge brüten Fasanen und Hühner sehr gerne, noch lieber in perennierender Lupine, die als Wildäsung zwar viel empfohlen, aber zu diesem Zwecke ziemlich wertlos ist. Der ersteren Eigenschaft wegen verdient sie jedoch an Wald- und Remisenrändern (auch auf Schlägen und Blößen im Fasanengehege) angepflanzt zu werden.

Johanniskorn (Staudenkorn) zwischen die Topinamburreihen, nachdem das Kraut geerntet wurde, eingesät, hat den Zweck, im Frühjahr dem Wilde die zeitlichste Grünäsung zu bieten.

Denselben Zweck erfüllt Raps, der auch mit Vorteil in der Nähe von Wald und Remise angebaut wird, um das Wild dort besser beisammen zu halten.

Nach dem Klima und Boden sind zum Anbau auf Wildäckern für Niederwild außer den oben genannten Kulturpflanzen Mais, Weizen oder Korn als Winterung, Ruhkohl, Futterrüben, Buchweizen und Hirse zu empfehlen.

3. Bei den anderen in normaler Bewirtschaftung stehenden Feldern ist zu beachten, daß allzu große quadratische Tafeln, wie schon früher erwähnt wurde, dem Wilde nicht sympathisch sind, wo daher Bodenqualität und Terrain dies zulassen, teile man die Fruchtschläge lieber in lange, nicht zu breite Streifen ein.

4. Nachdem die Felder nach der Getreideernte gestürzt wurden, ist es sehr vorteilhaft, auf Äckern, die im Frühjahr mit Rübe oder Sommerung bestellt werden sollen, Raps schütten anzusäen. Derselbe gewährt dem Wilde gute Nahrung, dient dazu, den Hasenstand beisammen zu halten, kostet fast nichts und kann im Frühjahr als Gründüngung eingeackert werden.

5. Jeder Feldrain, jede unproduktive Stelle im Felde u. s. w. soll wie oben geschildert als Schutz- und Einfallremise Verwendung finden.

Wo es an solchen Plätzen fehlt, ist die Anlage von sog. fliegenden Topinamburremisen dringend anzuraten. Diese mit Topinambur anzubauenden Grundstücke lege man lieber nicht zu klein an, da das Wild sonst nichts aufkommen läßt, und wähle dafür geschützte Plätze inmitten großer Feldtafeln.

6. Wo in den Feldern Obstanlagen sind, ist es ratsam, die Bäume noch im Winter zu puzen und auszuschniden und das abfallende Astwerk auf dem Felde liegen zu lassen, da die Hasen die Zweige aller Obstbaumarten mit besonderer Vorliebe äßen und abschälen.

Nicht alle der hier empfohlenen Maßregeln sind unbedingt notwendig, um einer guten Niederjagd sich erfreuen zu können, je nach den lokalen Verhältnissen kann man davon mehr oder weniger in Anwendung bringen, ich habe aber geglaubt, hier alles anführen zu sollen, was ich selbst erprobt und für die Hege des Niederwildes vorteilhaft gefunden habe.

Diese Maßregeln sind es nicht, wodurch eine Niederjagd verteuert wird, denn die hierfür aufgewendeten Auslagen machen sich durch den besseren Jagderfolg bezahlt; verteuert, ja unter Umständen einfach verhindert, wird die Erhaltung der Niederjagd in manchen Gegenden durch die maßlosen Ansprüche der Bauern an Jagdpacht und Wildschadenersatz! Wo solche Verhältnisse einreißen, wird der Jagdbesitzer entweder, wenn sein eigener Grundbesitz nicht arrondiert und von bäuerlichen Grundstücken vielfach unterbrochen ist, auf die Erhaltung der Jagd gänzlich verzichten müssen, oder wenn er über ein zusammenhängendes,

aus Feld und Wald oder aus mit Remisen versehenen Feldern bestehendes und hinreichend ausgedehntes Terrain verfügt, die Jagd einschränken, indem er die Gemeindejagden nicht mehr pachtet. In letzterem Falle ist es gewiß klüger, sein eigenes Jagdterrain durch Kauf oder Tausch zu arrondieren, als jahrelang der Habsucht geldgieriger Nachbarn Opfer zu bringen, die weder zu dem vom Wilde wirklich verursachten Schaden, noch zu dem aus der auf solche Art erhaltenen Jagd resultierenden Vergnügen in einem irgendwie angemessenen Verhältnisse stehen.

Ein Eigenrevier muß schon sehr groß sein, um selbständig eine schöne Jagd erhalten zu können, um so mehr, als in solchem Falle auf allen Seiten die nachbarlichen Jagdschinder an der Grenze lauern und jeden Hasen, mag er auch noch kaum faustgroß sein, und jeden Fasan, mag er schon flügge sein oder nicht, niederknallen! Da unter diesen Verhältnissen ein Hegeversuch auf kleinerem, von schlechten Nachbarn umgebenem Terrain wenig Erfolg, dafür aber sehr viel Ärger mit sich bringen muß, kann dem Besitzer eines mittelgroßen Reviers (300—1000 ha), das den Voraussetzungen der Hege des Niederwildes entspricht, also Wald oder Remise, umgeben von Feldern und Wiesen, enthält, der auf mehrfachen, sehr günstigen Erfahrungen begründete Rat erteilt werden, dieses Terrain mit einem hasendichten Zaun zu umgeben und daraus ein eingezäuntes Gehege zu machen.

C. Eingezäunte Gehege.

Der Zaun kann entweder aus hasendichtem Drahtgeflecht in der Höhe von 1 m hergestellt werden, worüber noch 2—3 Drähte zu spannen sind, wenn auch Rehe gehegt werden, oder aus Latten oder Durchforstungsstangen, — darüber müssen die lokalen Verhältnisse, d. h. die Herstellungskosten, entscheiden.

Der Zaun muß in größeren oder kleineren Zwischenräumen am Boden mit Öffnungen versehen sein, die mit möglichst leichten, aus Drahtgitter hergestellten Klappen verschlossen sind. Diese Klappen sind oben so befestigt, daß sie nur nach innen aufgehen, so daß etwa hineinstrebende Hasen die Klappe aufstoßen und einwechseln, nicht aber wieder hinauswechseln können. Die Öffnungen können auch im Innern mit Kastenfallen versehen werden, um das von außen eindringende Raubzeug zu fangen; sie dienen auf dieselbe Art zum Einfangen von Hasen in den Kastenfallen; endlich können sie, wenn die Jagd außerhalb des Geheges wieder gepachtet wird, offen bleiben und nur vor der Jagd geschlossen werden.

In solchen eingezäunten Gehegen können, wenn sie groß genug sind, auch Rehe gehegt werden, nur muß in diesem Falle in kürzeren Zwischenräumen für Blutauffrischung gesorgt werden, als dies auch bei Fasanen, Rebhühnern und Hasen notwendig erscheint, da bei allen eingesperrten Wildgattungen nach einiger Zeit, bei der einen früher, bei der anderen später, Degeneration infolge von Inzucht sich einstellt und zunächst durch geringe Vermehrung sich bemerkbar macht. Ich wiederhole hier, obgleich es eigentlich nicht hierher gehört, daß das behufs Blutauffrischung einzusetzende Wild immer aus einer rauheren Gegend bezogen werden soll, wo die Verhältnisse des Fortkommens ungünstiger sind als in der neuen Heimat.

Zaunanlagen finden außerdem vorteilhafte Anwendung, wenn es sich darum handelt, das Gehege gegen Begängnis durch Unberufene und alle damit verbundenen Ruhestörungen und Mißbräuche zu schützen, sowie auch gegen jagende Hunde, weidendes Vieh, Raubzeug zc.; das Wild zu verhindern, auf ungehegtes Nachbargebiet auszuweichen; sich vor übermäßigen Wildschadensansprüchen zu sichern; sich von angrenzenden Nachbargemeinden zu emancipieren, die glauben, man könne ohne ihre Jagd nicht existieren, und darum den Pachtzins überhalten; die Bejagung des Terrains zu erleichtern; endlich durch die im Zaun angebrachten Fangvorrichtungen das Geschlechtsverhältnis beim Hasenstande zu regulieren.

1851

1866



Wie soll die Hege beschaffen sein?

Maßregeln der Wildhege.

I. Ruhe und Wahrung des Waldfriedens.

Ruhe ist eine der ersten Voraussetzungen der Hege! Wer sein Revier nicht vor Beunruhigung durch allerlei menschliche Friedensstörer und durch jagende Hunde zu schützen vermag, der verzichte darauf, in seinen Wildbahnen befriedigende Hegeresultate zu erzielen! Aufmerksame Beobachtung des Wildes lehrt, daß dasselbe besonders während der Brunst- resp. Balzzeit sich unheimlich empfindlich gegen jede Störung zeigt und im Falle solche Beunruhigung sich wiederholt, leicht in andere, oft weit entfernte ruhigere Lagen auswandert; ferner, daß das Mutterwild in der ersten Zeit, wenn es seine Jungen führt, die ruhigsten Lagen aufsucht, daß die Hirsche in der Kolbenzeit sich gerne in lichte Altbestände zurückziehen und dann sehr scheu und vorsichtig sind; endlich daß alle Wildhühner, namentlich Auer- und Birkwild und Fasanen, im Frühjahr und Herbst zum Herumstreichen und Auswandern Neigung zeigen und dieser Neigung auch sicher folgen, wenn um diese Zeit in ihren Standrevieren Unruhe herrscht.

Daraus folgt, daß der hegende Weidmann ganz besonders auf Wahrung des Waldfriedens und der vollen Ruhe zu achten hat:

1. während der Begattungszeit auf den Brunst= resp. Balzplätzen;
2. zur Zeit, wenn Tiere, Reh= und Gemsgeweihe ihre kürzlich gesetzten Kälber resp. Kitze führen, und wenn die verschiedenen Wildhennen dem Brutgeschäft und dann der Fütterung und Betreuung der ihrer Fürsorge so sehr bedürftigen jungen Ketten obliegen, in den vom betreffenden Mutterwilde bevorzugten Revierteilen;
3. in der Kolbenzeit in den Einständen der Hirsche;
4. in den Winterständen allen Wildes, bei Futtervorlagen und Schüttungen, sowie bei Salzlecken und Suhlen, endlich
5. auf den Standplätzen des Wildgeflügels, besonders im Herbst und Frühling!

Je größer die Ruhe zu allen Zeiten im Reviere, desto lieber und sicherer hält das Wild seinen Stand, desto mehr Zeit kann es der Nahrungsaufnahme widmen, weil es früher auszieht und später einzieht, im sicheren Bewußtsein, nicht gestört zu werden. Darum gedeiht es auch besser, und der beobachtende wie der jirschende Jäger bekommt das mehr vertraute Wild öfter zu Gesicht, als wenn dasselbe, häufig vergrämt, nur bei Nacht auszieht.

Um dem Wilde die notwendige Ruhe zu gewähren, empfiehlt es sich, nachstehende Grundsätze zu beachten:

- a) Je weniger öffentliche Straßen und Wege das Revier kreuzen, desto besser; jedenfalls ist darauf zu sehen, daß die Leute von den Wegen nicht abweichen und nicht ohne Weg und Steg oder auf Privatwegen und Jirschsteigen im Walde herumhummeln. Dies gilt namentlich für Gegenden, wo der Tourist grassiert, und da rate ich, mit dem betreffenden Touristenklub sich zu verständigen und lieber das Markieren der öffentlichen Wege zu dulden, unter der Bedingung, daß die Spaziergänger sich an die Wege halten und allen unnötigen Lärm vermeiden.
- b) Unberufene, wie dürres Holz, Blumen, Beeren, Schwämme, Kräuter u. s. w. suchende Weiber und Kinder (im Hochgebirge die immer verdächtigen Wurzelgräber) sind streng aus dem Revier zu weisen. Armen Leuten wende man lieber Almosen zu oder gestatte gegen Anweisung an einem bestimmten Tage der Woche das Holzklauben unter Aufsicht eines Hegers.
- c) In Gegenden, wo Wildhühner zu brüten pflegen, ist die Grasnutzung einzustellen oder wenigstens einzuschränken und zu beaufsichtigen.

- d) Das Weiden von Vieh im Walde, auch des Deputatviehes der Forstbediensteten, darf nicht geduldet werden; wo man es nicht verhindern kann, wie in Bauernwaldungen, möge man auf die Hüterbuben sein besonderes Augenmerk richten. Im Hochgebirge, wo die Alpenweide immer ausgenützt wird, was auch im Interesse besserer Nung dem Wildstande zu gute kommt, möge man bei eigenen Alpen den Abtrieb anfangs September ausbedingen, damit auf den Brunstplätzen rechtzeitig Ruhe eintritt, und den Auftrieb von Schafen und Ziegen gänzlich einstellen. Sind die Alpen Eigentum anderer, so trachte man gegen entsprechende Entschädigung ein Gleiches zu erreichen.
- e) Alle Waldarbeiten, wie Wegebauten, Schlägerungen, Durchforstungen, das Abräumen von frischen Schlägen zc., sind so einzuteilen, daß die Sommer- und Winterstände, Balz- und Brunstplätze möglichst wenig beunruhigt und brütende Hennen nicht gestört werden.
- f) Das Personal selbst soll die Ruhe im Walde sich immer vor Augen halten, die eigenen Hunde im Gehorsam halten, damit sie nicht herumsummeln oder gar jagen, fremden jagenden Röttern aber rücksichtslos das Handwerk legen.
- g) Auch bei der Jagdausübung soll das Wild nicht unnötig beunruhigt werden. In Auervildlagen unterlasse man das Treiben und Buschieren auf Schnepfen. In jedem gehegten Revier sind wiederholte lärmende Treibjagden nicht am Platz. Hochwild, Gemsen und Rehböcke trachte man vorwiegend auf der Pirsche abzuschießen; wo große Gemsjagden üblich sind, nehme man denselben Trieb nur alle 2—3 Jahre; die Niederjagdreviere jage man einmal ab, dann trete für den Rest des Jahres Ruhe ein.

Beim Begehen des Reviers verhalte sich der Jäger immer ruhig und vermeide jeden unnötigen Lärm im Walde, auch wenn er nicht zu schießen beabsichtigt; dabei ist zu beachten, daß das Wild einen Schuß viel weniger scheut, als Rufen oder Blasen, und durch Schüsse, Brechen von Ästen und Ablassen von Steinen nicht so leicht vergrämt wird, wenn es nur seinen schlimmsten Feind, den Menschen, nicht eräugt oder von ihm Wind hat. Darum vermeide es der Jäger nach dem Schusse, wenn das Wild, trotz des Zusammenbrechens des beschossenen Stückes, noch verhofft oder nicht besonders flüchtig fortzieht, sich gleich zu zeigen, zu pfeifen oder zu huppen, bevor das Wild außer

Sicht ist! Auf den Wind ist überhaupt alle Rücksicht zu nehmen; lieber verzichte man darauf, ein Stück Wild anzupirschen, wenn man nicht mit gutem oder wenigstens halben Winde ankommen kann. Diese Regel ist besonders im Hochgebirge wichtig, wo durch einen unvorsichtigen Pirschgang bei schlechtem Winde das Wild eines ganzen Rares oder Grabens für längere Zeit vergrämt und zum Auswechselln veranlaßt werden kann.

Das Herz des Geheges soll vor allem nicht beunruhigt werden, das Schießen bei Schüttungen, Fütterungen und Salzlecken ist möglichst zu unterlassen, und im Gamsrevier hat sich die Maßregel sehr bewährt, einen im Centrum gelegenen, gute Deckung gewährenden Platz vom Treiben und Pirschen gänzlich auszuschließen und den Gemsen dort eine ständige Freistätte zu sichern.

In den steierischen Alpen heißt eine solche Freistätte „Gamsmutter“, in Kärnten „Gamsheimatle“ und wird dieselbe nicht nur von den Jägern, sondern sogar von den Wildschützen respektiert, da auch diese den Wert derselben für die Güte des Gamsreviers kennen, durch welche ihre illegitimen Pirschgänge in demselben sich genuß- und erfolgreicher gestalten. Der Hochgebirgswilderer ist überhaupt mehr Jäger, als der gemeine Wilddieb der Ebene.

Auf der Pirsche schieße man immer lieber auf ein einzelnes Stück, als auf ein solches, das bei einem stärkeren Rudel steht. Von einem Jagdgaste kann man das nicht verlangen, die Jägerei aber muß bei angeordneten Wildabschüssen unbedingt diesen Grundsatz befolgen.

Bei der Fahrpirsche lasse man, nachdem man abgestiegen und Deckung hinter einem Baume u. dgl. genommen, wenn das Wild vertraut dem Wagen oder Schlitten nachhängt, diesen erst außer Gesicht- und Gehörweite des Wildes entfernt sein, bevor man schießt. Es wird dann den Schuß nicht mit Schlitten und Wagen in Verbindung bringen und in Zukunft das Anfahren wieder ruhig aushalten.

Endlich sei noch erwähnt, daß es nicht nur weidmännisch ist, ein angeschweißtes Stück auszumachen, sondern daß es auch im Interesse der Ruhe geboten ist, weil das Wild den Ort, wo ein Luder liegt, so lange meidet, bis jede Witterung verschwunden ist. Aus demselben Grunde muß auch der Ausbruch erlegten Wildes vergraben oder mindestens mit Reisig zugedeckt werden.

II. Verfolgung des Raubzeugs.

Wo viel Licht, ist auch viel Schatten, wo viel Wild ist, sammeln sich dessen Feinde: Wolf, Luchs, Dachs, Fuchs, Fischotter, Marder, Iltis, Wiesel, Ratte und Eichhörnchen, wildernde Hunde und Raken, Adler, Uhu, Bussard, Habicht, Weihe, Falke, Sperber, Kabe, Krähe, Elster, Nußhäher, sogar Igel und Schlangen, allen aber voraus der Mensch, der Wilddieb, das gierigste, grausamste und gefährlichste Raubzeug!

Von all diesem Gelichter muß das Revier gereinigt werden, soll die Hege von Erfolg begleitet sein, mag es nun im Urwald oder in der Au, im Hochgebirge oder im Tieflande gelegen sein, und das ist keine kleine Aufgabe, es ist eine wahre Sisyphus-Arbeit, da aus ungehegten Gebieten von nah und fern immer neue Feinde in die wildreichen Jagdgründe zuziehen. Darum ist es nur recht und billig und im Interesse der Hege gelegen, wenn der Jagdherr mit den Schußlöhnen und Prämien nicht geizt, vielmehr noch ein Übriges thut, indem er besondere Leistungen in der Raubzeugvertilgung von Zeit zu Zeit mit einem extra Geschenke belohnt, um den Eifer seines Hegepersonales zu animieren.

Für das Verfahren den Wilddieben gegenüber Regeln aufzustellen, dürfte sogar einem erfahrenen alten Berufsjäger schwer fallen, da deren Gewohnheiten und Raubmethoden lokal und technisch vielfach verschieden sind, und beim Ergreifen eines solchen Kerls doch alles auf die individuelle Schlaueit, Energie und momentane Geistesgegenwart des Jägers ankommt. Auch über die Mittel, des behaarten und befiederten Raubzeugs habhaft zu werden, glaube ich mich nicht ausbreiten zu müssen, da jeder brauchbare Jäger mit Eisen-, Kasten- und Prügelfallen u. Bescheid wissen sollte, immerhin verweise ich auf die nützlichen Werke von E. v. d. Bojch, „Fang des einheimischen Raubzeugs“ und W. Stach, „Raubzeugvertilgung“.¹⁾

Im übrigen beschränke ich mich auf die wenigen Bemerkungen, daß der Jäger seinen Schutzbezirk genau kennen und fleißig begehen muß; daß es notwendig ist, daß er von jedem Bau und jedem Geschleise, wo ein Dachs oder Fuchs, von jedem hohlen Baum, wo ein Marder Zuflucht finden könnte, wisse und sie häufig revidiere; daß er die Krähenhütte fleißig frequentiere, beim Luder ansitze, in Remisen, auf jedem Jagd- und Wirscheisteige

¹⁾ Verlagsbuchhandlung Paul Parey in Berlin. Preis 7 Mk. bzw. 2 Mk. 50 Pfg.

Rastensfallen aufstelle; daß er jeden Wildwechsel und insbesondere jeden Fuchswechsel kenne; jede Neue zu sorgfältigem Abspüren benütze und dann auch bei Futterstadeln, Scheunen und Schobern nachsehe, ob nicht ein Marder oder Iltis darin steckt. Im Hochgebirge muß er namentlich die gezwungenen Wechsel häufig nach Schlingen, Selbstschüssen u. dgl. kontrollieren und abends und vor Tagesanbruch auf der Höhe von einem günstigen Posten aus nach Wilderern Umschau halten. Im Hochgebirge empfiehlt es sich, daß bei solchen Gängen nach Orten, wo das Zusammenreffen mit Raubschützen zu erwarten ist, immer zwei Jäger zusammengehen, sowohl wegen der Sicherheit, als auch wegen des Zusammenwirkens bei Umgehungen, gegenseitigem Zutreiben u. dgl., sowie auch wegen des besseren Erkennens und der Zeugen-schaft. In Hochwild- und Rehgehegen muß der Jäger die Wildwechsel in den Dickungen nach Schlingen absuchen, bei Salzlecken, Suhlen, Wildtränken abends und morgens aufpassen, in mond-hellen Nächten bei in oder an dem Walde gelegenen Wiesen und Feldern Wache halten, ebenso in Fasanengehegen, wo die Wild-diebe gerne die schlafenden Fasane von den Einfallbäumen mit Schießbaumwoll-Gewehren, Kapsel- und Bolzbüchsen herunter-schießen; die Remisen, die Wechsel im hohen Getreide, sowie die Ackerfurchen müssen nach Schlingen abgesucht werden; in dunklen Nächten müssen Streifungen im Feldrevier vorgenommen werden, da im Herbst und Winter der Rebhühnerfang mit Hochgarnen praktiziert wird. Endlich sei dem Hegepersonale empfohlen, mit der Gensdarmarie in stetem Einvernehmen zu bleiben und außer-dem sich Kenntnis aller verdächtigen Subjekte in den umliegenden Ortschaften zu erwerben, um, wenn im Revier etwas Unrechtes vorkommt, gleich einen Anhaltspunkt zu haben!

III. Erhaltung verlassener Gelege.

Es ist eine bedauerliche Thatsache, daß unser Wildgeflügel in der Wahl seiner Brutplätze höchst unvorsichtig ist. Auer-, Birk-, Fasan- und Rebhennen, ebenso wie Wildenten, bauen ihr primitives Nest mit Vorliebe an Orten, die entweder nahe an öffentlichen Wegen, Baumschulen, Arbeitsorten zc. gelegen und so häufiger Beunruhigung und dem Diebstahl seitens zwei- und vierfüßigen Raubzeugs ausgesetzt sind. Fasan- und Rebhennen nisten gerne in den frühzeitig Deckung bietenden Klee- und Raps-feldern und auf Wiesen, wo dann gelegentlich des Schnittes,

namentlich wenn er mit der Maschine vorgenommen wird, die Nester zerstört, die Hennen vom Neste vertrieben, oft sogar verlegt oder gar getötet werden.

Solche von der Henne verlassenen Gelege sind für den Wildstand verloren, und dieser Verlust kann bisweilen, wenn die Getreidesaaten infolge kalter oder trockener Frühjahrswitterung im Wachstum zurückgeblieben sind und die Hennen nur im Klee und Raps Deckung finden, sehr empfindlich werden. Es ist daher Pflicht des hegenden Jägers, Vorkehrungen zu treffen, um einerseits das Verlassenwerden der Nester zu verhüten, andererseits die verlassenen Gelege für den Wildstand und die Jagd zu retten! In dieser Hinsicht sind nachstehende in der Praxis bewährte Maßregeln zu empfehlen:

1. Da es bisher nicht gelungen ist, die aus verlassenen Gelegen von Auer- und Birkwild durch Trut- oder Haushennen erbrüteten Hühnchen künstlich aufzuziehen, ist jedes von Auer- und Birkhennen verlassene Gelege als verloren zu betrachten! Darum trachte man das an gefährdetem Orte gefundene Nest zu schützen und ihm die Mutter zu erhalten, was, von fleißiger Vertilgung des Raubzeuges und energischer Wahrung des Waldfriedens durch gewissenhafte Ausübung des Forst- und Jagdschutzes abgesehen, je nach den lokalen Verhältnissen in der Weise geschieht, daß man, wenn die Henne einmal festsetzt (also in der zweiten Hälfte der Brutzeit), das Nest mit Dornenreisig umgiebt, was die festsetzende Henne ruhig duldet, oder in weiterer Entfernung mit in Petroleum oder einer sonstigen dem Raubzeug unliebsam stinkenden Flüssigkeit getränkten Lappen verlappt, oder, was freilich das sicherste aber auch kostspieligste Mittel ist, jedes in exponierter Lage gefundene Nest bis zum Auslaufen der Jungen von verlässlichen Leuten bewachen läßt.

2. Auf eigenem Besitze läßt man vor dem Schnitte die Raps- und Kleefelder und die Wiesen von einem fermem Vorsthunde absuchen und bezeichnet die gefundenen Nester mit einem in den Boden gesteckten Zweige oder Strohwisch. Beim Schnitte, der von einem Jagdbedienteten zu beaufsichtigen ist, muß dann um jedes Nest im Umkreise von 2—3 m im Durchmesser ein Stück Feld oder Wiese umgehauen stehen bleiben, bis die Henne ihr Brutgeschäft glücklich vollendet hat.

Sind die betreffenden Felder oder Wiesen fremdes Eigentum, so läßt sich durch Aussetzen von Prämien entweder die Erlaubnis zur Anwendung des gleichen Verfahrens oder mindestens die

Bereitwilligkeit erwirken, daß die Leute jedes ausgehauene Gelege sofort einem Jagdschutzorgane anmelden.

3. In letzterem Falle sowie dann, wenn ein Gelege infolge von Beunruhigung oder Verunglückung der brütenden Hennen verlassen vorgefunden wurde,¹⁾ sind die Eier vorsichtig in einem mit Häcksel gefüllten Körbchen oder Sacke nach Hause zu tragen, wobei das Erkalten und auch jede Erschütterung möglichst zu vermeiden sind, und sofort unter eine bereit gehaltene Bruthenne oder in eine Brutmaschine zu legen. Wo die lokalen Verhältnisse die künstliche Erbrütung einer großen Anzahl von Fasan- und Rebhühnereiern notwendig machen, halte ich die Anschaffung von Brutmaschinen für zweckmäßiger, da man dieselben jeden Augenblick zur Verfügung hat und in dieselbe Maschine Eier in verschiedenen Stadien des Angebrütetseins einlegen kann. Außerdem können die ausgefallenen kleinen Hühnchen während der ersten 24 Stunden, bis sie sich etwas gekräftigt haben, ruhig in der Maschine gelassen werden, nur muß etwas Luft durch Nachlassen der Verschlußschrauben zugeführt werden. Ich benutze seit Jahren mit bestem Erfolge Brutapparate von Tiemann in Breslau, von welchen jeder 100—120 Eier faßt. Der Preis eines Apparates stellte sich 1890 auf 65 fl. ö. W.; gegenwärtig giebt es aber schon wesentlich verbesserte Apparate.

4. Nach 24 Stunden, wenn die kleinen Hühnchen in der Wärme getrocknet und etwas erstarrt sind, wird mit ihnen weiter in folgender Weise verfahren: Das Jagdpersonal hat während der Brutzeit durch fleißiges Verhören und Beobachten in den Morgen- und Abendstunden zu ermitteln, wo Fasan- resp. Rebhennen mit frisch ausgelaufenen Jungen anzutreffen sind. Am Morgen, nachdem die künstlich erbrüteten Hühnchen dem Apparate entnommen wurden, werden dieselben in einem Korbe mit Watte verwahrt und hinausgetragen an jene Orte, wo Hennen mit ungefähr gleichaltrigen Jungen (auf ein paar Tage kommt's nicht an, nur darf der Altersunterschied nicht groß sein) bestätigt wurden. Hier kann man nun entweder warten, bis die Henne die junge Kette auf eine Blöße, einen Weg u. dgl. führt, was gewöhnlich um die Zeit geschieht, wenn die Sonne den Tau

¹⁾ Bevor man die Eier wegnimmt, warte man lieber eine Stunde, da die Henne auch nur zur Aufnahme von Jung sich entfernt haben könnte. Fasanhennen und Enten pflegen in diesem Falle übrigens die Eier mit Flaumfedern, Grashalmen oder Laub etwas zu bedecken.

aufzutrocknen beginnt, oder man sucht mit dem Vorstehhunde einfach die Kette auf und läßt, wenn die Fasanhenne resp. das alte Rebhühnerpaar im ersten Schrecken fortstreicht, soviele der jungen Hühnchen zu der gefundenen Kette, daß eine Fasanhenne etwa 15, ein Rebhühnerpaar etwa 20 junge Hühnchen im ganzen zu besorgen hat. Sobald dies geschehen, versteckt sich der Jäger und kann nach wenigen Minuten sehen, wie die verschuchte Mutter resp. die alten Rebhühner laut lockend zurückkehren und, ohne zu bemerken, daß mittlerweile ihre Familie sich vermehrte, das junge Volk samt den Adoptivkindern zusammenrufen und der nächsten Deckung zuführen.

So wurde es immer bei mir gehalten, nur die letzten Hühnchen, für die keine Adoptiveltern gefunden werden konnten, mußten Haushennen anvertraut werden, welchen im Dunkeln die eigenen Hühnchen genommen worden waren.

Da las ich im Jahrgange 1896 von „Wild und Hund“ in einem Artikel von „Marchicus“ über ein neues Verfahren, das von einem französischen Jagdliebhaber Dr. Michon entdeckt worden ist. „Marchicus“ schreibt da auf S. 338 in Nr. 22 des Jahrgangs 1896:

„Es handelt sich hier nicht um eine Theorie, sondern um ein Verfahren, das sich bereits in der Praxis glänzend bewährt hat. Man benutzt nämlich neuerdings in Frankreich zur Aufzucht der Bruten mit überraschendem Erfolg Rebhähne.

Wie oft sehen wir die schönsten Aussichten auf guten Ertrag der Hühnerjagd schwinden, wenn zahlreiche Gelege ausgemäht oder Nester mit (noch unbebrüteten) Eiern gefunden werden, deren Henne ein Opfer des schleichenden oder beschwingten Raubzeugs geworden ist!

Der Gedanke, dergleichen „verwaiste“ Eier durch Haushennen ausbrüten zu lassen, liegt sehr nahe und wird auch öfters in die That umgesetzt. Aber wie steht es mit der Aufzucht der jungen, molligen, grauen Böglein? — Hier stoßen wir auf eine böse Klippe. Nun, Dr. Michon lehrt der Gefahr aus dem Wege zu gehen, sie glimpflich vermeiden. — Man läßt also die fraglichen Eier durch Glucken zeitigen. Kriechen die Rebhühnchen aus, so trocknen und wärmen sie sich unter der Pseudomutter oder in einem passenden Raume (am Herde, Ofen u. dgl.). Hierzu verwendbare Einrichtungen lassen sich ohne große Kosten beschaffen; das wird immer aufs neue betont, und dadurch ist diese Methode vornehmlich auch bei den Inhabern kleinerer Reviere

populär geworden. Nach 24 oder längstens 48 Stunden hat dann der Hahn sein Erzieheramt zu beginnen und tritt in Aktion. Man soll je einem Hahn nicht mehr als 12 Küchlein im Maximum zuteilen. Die nötigen Hähne müssen natürlich schon einige Zeit vorher eingefangen und eingewöhnt sein. Nicht zu große (damit transportable), aus zwei Abteilungen bestehende Kastenkäfige, wie sie übrigens auch in Hühnerzuchtanstalten und Fasanerien gebraucht zu werden pflegen, sind bereit zu halten. In die eine durchaus dunkle Abteilung setzt man den Hahn, sobald die Jungen ausgekrochen sind, und füttert ihn darin, immer im Dunkeln. Haben sich die Kleinen einigermaßen gekräftigt (also etwa nach 24 Stunden), so bringt man sie — abends oder noch besser nachts — zu dem Hahne, welcher sie bald ohne Umstände unter seine Flügel kriechen läßt. Nächsten Tages erhellt man den Kasten (ersetzt den Holzdeckel durch Drahtgeflecht) und reicht Ameisenpuppen („Ameiseneier“) und ähnliches Erstlingsfutter. Sogleich zeigt der Adoptivvater den Kleinen, wie sie zu picken, zu fressen haben. Ein oder zwei Tage später stellt man das Futter in den Nebenraum (an mehreren Seiten oder ringsherum Drahtgitter), zu welchem nur die Küchlein durch eine niedrige Öffnung am Boden, die vorher mit Schieber verschlossen war, gelangen können. Kaum sind dieselben hindurch geschlüpft, so ruft sie der Hahn ängstlich zurück, und schon jetzt ist der Moment gekommen, der ganzen Familie die Freiheit zu geben. Man wählt für diese Auswanderung einen sonnigen, warmen Tag. Hierbei ist jegliche Störung zu vermeiden. Man verberge sich also gut und öffne den Käfig sacht, vermitteltst einer Leine, von dem Versteck aus. Es währt nur kurze Zeit, so führt der Hahn seine kleine Gesellschaft heraus, lockt sie und hält sie zusammen. Das alles muß selbstredend an einer geeigneten Stelle des Reviers vorgenommen werden, damit das Völkchen sogleich die so sehr notwendige schützende Decke findet (Remisen, Hecken, bebuschte Raine). Will man ein Übriges thun, so streut man in der Nähe des Ortes der Freilassung noch während einiger Tage das gewohnte Futter aus; unerlässlich ist dieses jedoch nicht; bisweilen bleibt es sogar unberührt von denen, für die es bestimmt

Auffallend ist — um dies noch anzufügen —, daß die Rebhenne jene löbliche Eigenschaft des Hahnes nicht besitzt. Sie zeigt sich sogar feindlich gegen die ihr aufgedrungenen oder anbefohlenen Kleinen. Diese Erfahrung wurde gemacht als man

einstmals statt eines Hahnes aus Versehen eine Henne in den Käfig gesetzt hatte; in wenigen Minuten hatte diese „Rabenstiefmutter“ die zarten hilflosen Tierchen, welche man später zu ihr hineingelassen, umgebracht. Ein seltsames biologisches Factum!“

Da mir die Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens einleuchtete, habe ich es im folgenden Frühjahr versucht und gefunden, daß die Rebhähne nicht nur die künstlich erbrüteten Rebhühnchen, sondern auch Fasanen anstandslos adoptieren und gewissenhaft führen und betreuen! Natürlich darf man jedem Hahne nur wenige (etwa 5—6) kleine Fasanen anvertrauen.

Am leichtesten sichert man sich die nötige Zahl von Rebhähnen, indem man im Winter bei einigen Rebhühnerschüttungen selbstthätige Fangvorrichtungen anbringt, von den gefangenen Hühnern die Hennen im Centrum des Geheges wieder ausläßt, die Hähne aber in einer einfachen Volière einsetzt, wo sie bis zur Verwendung als Rindergärtner gehalten werden. Man muß immer einige Hähne mehr reservieren, da in der langen Gefangenschaft Verluste unvermeidlich sind.

Diesen Rebhähnen sind alle künstlich erbrüteten Fasanen und Rebhühner anzuvertrauen, für welche keine mit gleichaltrigen Jungen behaftete Pflegemutter gefunden werden konnte. Das Verfahren ist einfach und erspart dem Personale die mühselige Wartung der bei Haushennen aufzuziehenden Hühnchen, für welche in der ersten Zeit besonders das Futter nicht immer leicht zu beschaffen ist.

5. Enteneier werden am zweckmäßigsten von Haushennen ausgebrütet, welche dann die jungen Enten auch weit sorgsamer führen, als die Entenmütter selbst. Man stellt in diesem Falle für die Hennen eine kleine Hütte zum Schutze für die Nacht in die Nähe des Teiches, nachdem die jungen Enten ausgelaufen sind, da diese sofort ins Wasser gehen, und füttert die ganze Gesellschaft an Ort und Stelle. Die kleinen Enten sind bezüglich des Futters nicht heiklich, zerhackte Regenwürmer, eingeweichtes Brot und Semmel in den ersten Tagen, später nehmen sie auch schon Körnerfutter auf. — Nach kurzer Zeit verwildern sie und verlassen ihre Pflegemutter in schnödem Undank. —

IV. Blutauffrischung.

Diese wichtige Maßregel der Wildhege findet sonderbarer Weise nicht die Beachtung und Anwendung, welche sie verdient! Den Grund dieser Thatsache erblicke ich in den Mißerfolgen, welche sich überall einstellten, wo mit der Blutauffrischung gedankenlos und ohne Berücksichtigung der lokalen Verhältnisse experimentiert wurde. Der Eine kaufte um teures Geld einen starken Hirsch aus freier Wildbahn oder aus einem Tiergarten, hielt ihn bis zur Brunst in einer kleinen Einzäunung gefangen, gab ihm dann die Freiheit, die er sofort auf den bereits lebhaft gewordenen Brunstplätzen zur Erfüllung seiner Mission benützen sollte, und war erstaunt und entrüstet, als die in genügender Zahl vorhandenen, auf ihr angestammtes Recht eifersüchtigen Platzhirsche sich sofort gegen den fremden Eindringling, der überdies der Freiheit entwöhnt war, zusammenthaten und ihn entweder forkelten oder — in freier Wildbahn — abkämpften und zum Auswechseln veranlaßten. Einer meiner Bekannten bezog behufs Blutauffrischung vom Tierhändler eine Anzahl wirklich kapitaler Rehböcke, die jedoch leider sich entweder als ganz zahm oder höchst ungemütlich erwiesen. Erstere fanden ein trauriges Ende, indem der eine gestohlen, der andere erschlagen, der dritte im Dorfe von Hunden zerrissen wurde, letztere trieben allerlei Unfug, verfolgten die Gras- und Kulturweiber mit ungeschlachter Galanterie, welche diesen minder angenehm vorkam, als die der Adjunkten, forkelten harmlose Passanten und wurden bei Beginn der Brunst so gefährlich, daß sie schleunigst abgeschossen werden mußten. Mit zahmen Hirschen wurden noch weit traurigere Erfahrungen gemacht, mir sind Fälle bekannt, wo der Gedankenlosigkeit oder Unerfahrenheit bei derlei Experimenten Menschenleben zum Opfer fielen; — minder tragisch, aber ebenso wenig zu Blutauffrischungsversuchen anregend sind die Erfahrungen jener Herren, welche Wild aus milden, fruchtbaren Gegenden bezogen und in ihren rauhen, an Äsung armen Revieren aussetzten. Kapitale ungarische Rehböcke setzten schon im zweiten Jahre zurück und vererbten sich nicht besser als die einheimischen, — Fasanhenken, aus Kroatien bezogen, brachten in Böhmen geringe Gelege, aus welchen weit schwächere Fasane erwuchsen, als die einheimischen, oder sie blieben gar überhaupt gelt!

In den meisten Fällen dieser Art hatten die Betreffenden am ersten mißlungenen Versuche genug, und anderen, die davon

hörten, verging auch die Lust an Blutaufffrischungsexperimenten, und so kommt es, daß viele Jagdherren ihre ganze Hoffnung bezüglich Verbesserung ihres Wildstandes auf intensive Fütterung aufbauen, womit man ja gewiß in großen Revieren und in freier Wildbahn schöne Erfolge erzielen kann, allerdings nicht in dem Maße, als wenn gleichzeitig dem Wilde besseres Blut zugeführt wird; die beste Fütterung ist jedoch wirkungslos gegenüber einem infolge von Inzucht degenerierten Wildstande.

Die Blutaufffrischung ist zu empfehlen, wo es sich darum handelt, eine in der betreffenden Gegend verbreitete schlechte Wildrasse, die im Wildbret oder in der Geweihbildung geringer ist, als dies in den lokalen Verhältnissen (Nahrung, Klima u.) begründet erscheint, durch Einführung von geeigneten Zuchttieren einer stärkeren Rasse derselben Wildgattung zu verbessern. Sie ist unentbehrlich, wo es sich darum handelt, der völligen Entartung eines infolge von Inzucht (vergl. S. 21) degenerierten Wildstandes durch Zuführung fremden, gesunden Blutes Einhalt zu thun und dessen normale Entwicklung herbeizuführen.

Der Zweck der Blutaufffrischung wird in beiden Fällen erreicht, indem man gesundes, starkes Wild aus anderer Gegend bezieht und im eigenen Reviere aussetzt. Für dieses Verfahren glaube ich folgende Grundsätze der Beachtung empfehlen zu dürfen:

1. Um welche Wildgattung immer es sich handeln mag, immer beziehe man das zum Aussetzen bestimmte Wild aus einer Gegend, welche in Bezug auf Klima, Höhenlage und Nahrungsverhältnisse ungünstiger beschaffen ist, als die dem Wilde zugedachte neue Heimat.

Ich halte diesen Grundsatz für den wichtigsten, weil ich selbst mehrere Fälle kenne, wo aus rauher Gegend recht schwaches Wild mit schlechter Geweihbildung in fruchtbare, mildere Gegend importiert wurde, wo dessen Nachkommen zu ganz kapitalen Geweihträgern heranwuchsen.

2. Handelt es sich um das Aussetzen von Hochwild oder Rehwild, so ist einerseits zu unterscheiden, ob das Wild ins Freie oder in einen Tiergarten kommen soll, andererseits, ob die auszusetzenden Stücke wild eingefangen oder zahm, d. h. als Kälber resp. Kitz gefangen, und dann aufgezogen worden sind.

Wenn irgend möglich, trachte man nur aus der Freiheit oder aus Tiergärten stammendes Wild zu bekommen, da zahm aufgezogene Stücke meistens schwächer und verweichlicht zu sein pflegen, zahme Hirsche und Böcke überdies regelmäßig ungemein bössartig und sehr gefährlich werden. Zahmes Wild eignet sich nicht dazu, um einfach in Tiergärten oder gar ins Freie ausgesetzt zu werden, man kann es nur für Zuchtstationen verwenden, welche ich weiter unten beschreiben werde.

Man kann zum Zwecke der Blutauffrischung entweder je nach Größe des Jagdgebietes eine gewisse Anzahl Hirsche resp. Böcke — oder Hirsche und Tiere, resp. Böcke und Geißen im richtigen Zahlenverhältnisse im Reviere aussetzen. — Ist dasselbe eingezäunt, also ein Tiergarten, so kann das einzusetzende Wild ohne weiteres sofort ausgelassen werden, nur rate ich, falls der Wildstand im Verhältnis zur Größe des Geheges zahlreich ist, bezw. wenn im Wildstande die fortpflanzungsfähigen, männlichen Individuen zahlreich vorhanden sind, vorher den Wildstand durch qualitativ sichtenden Abschluß entsprechend zu reduzieren bezw. zu regulieren.

Handelt es sich jedoch um freie Wildbahn, so rate ich, wenn nur Hirsche auszusetzen sind, dieselben zu Anfang des Winters zu beziehen, vorher im Centrum des Jagdgebietes einen günstig gelegenen Revierteil von 25—50 Joch, der Dickungen, Althölzer, Wiesen oder Felder und Wasser enthalten muß, einzuschränken, die Hirsche dort auszulassen, den Winter über gut zu füttern und erst zu Beginn der besseren Jahreszeit durch unauffälliges Öffnen einiger Felder des Zaunes in Freiheit zu setzen. Sind die Hirsche jedoch noch zu jung und gering, um mit Erfolg zur Zucht verwendet zu werden, so lasse man sie ruhig so lange eingeschränkt, bis sie das entsprechende Alter erreicht haben.

Will man Hirsche und Tiere, bezw. Böcke und Geißen einsetzen, so rate ich, dieselben aus verschiedenen Gegenden zu beziehen, z. B. die Hirsche aus Ungarn oder Galizien, die Tiere aus der Bukowina, Niederösterreich oder Böhmen.

Je nach Anzahl des bezogenen Wildes ist ein so großes Terrain im Centrum des Jagdgebietes, das dem Wilde alle Existenzbedingungen bieten muß, einzuschränken, daß der zur Blutauffrischung bestimmte Wildstand ein bis zwei Jahre lang ohne Schaden für seine Entwicklung darin gehalten werden kann. Das Wild, das durch zwei Winter dort an die guten Fütterungen sich gewöhnt hat, und die Kälber, die dort gesetzt wurden, werden

nicht weit auswechseln, wenn dann (ohne das Wild zu beunruhigen) ein Teil des Zaunes beseitigt wird, und werden in der Nähe standhalten.

Da in einer solchen Einzäunung das Wild Sommer und Winter hindurch stark gefüttert werden muß, so liegt die Gefahr des Zahmwerdens nahe; zahmes Wild ist aber, wie schon oben bemerkt, zum Aussetzen ungeeignet, weshalb es sehr ratsam erscheint, die Einzäunung möglichst groß zu machen und durch Einbeziehung von Wiesen und Wildäckern dafür zu sorgen, daß das Wild nicht ausschließlich auf die Fütterung angewiesen ist.

Ein anderer Modus, bei welchem die Notwendigkeit entfällt, ein größeres Terrain einzuzäunen, da das in der Einzäunung einzusetzende Wild nicht berufen ist, direkt, behufs Kreuzung mit dem einheimischen Wilde, später im Freien oder im Tiergarten ausgelassen zu werden, welcher daher den Vorteil bietet, daß auch zahmes Wild verwendet werden kann, besteht in der Errichtung einer stabilen Zuchtstation.¹⁾ Zu diesem Zwecke wählt man einen geeigneten Revierteil in der Nähe einer Förster- oder Hegerwohnung, und zäunt hier etwa 6—10 ha ein, und zwar so, daß Dichtung, Hochholz, Wiese oder Wildacker und fließendes Wasser in der Einzäunung vorhanden sind. Ist die Einfriedung für Hochwild bestimmt, so bringt man darin einen Hirsch mit der entsprechenden Anzahl von Tieren unter. Dem Sechser giebt man zunächst 2 Tiere, im zweiten Jahre kann er schon 3, im dritten Jahre 4, von da ab 6—10 Tiere mit Erfolg beschlagen, wenn er in guter Kondition in die Brunst tritt und während sowie nach der Brunst eine Zugabe an Kraftfutter erhält. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß ein starker Hirsch in solcher kleinen Einfriedung sehr bössartig wird, wenn ihm zu wenig Tiere beigegeben werden. Tiere, die zwei Jahre hintereinander gelt bleiben und nachbrunsten, müssen abgeschossen werden, da sie den Hirsch zu sehr entkräften. Ist die Zuchtstation für Rehe bestimmt, so giebt man dem Gabler oder schwachen Sechser im ersten Jahre 1—2 Geißen und steigt in den folgenden Jahren successive bis 5 oder 6 Geißen.

Den weiteren Vorgang schildert E. v. Dombrowski folgendermaßen: „Der jährliche Nachwuchs wird, wenn etwa zehn Monate alt, immer ins Freie gelassen. Um dies leicht bewerkstelligen zu können, zäunt man unweit der Fütterung eine

¹⁾ Vergl. E. v. Dombrowski, Wildpflege, S. 58.

Ecke mit schmalem Zugang ein, welcher durch eine von außen mittelst eines Seiles regierte Thür abgeschlossen werden kann. Ist der gegebene Zeitpunkt gekommen, so füttert man auch in diesem primitiven Fang und postiert außen hinter einem Schirm einen verlässlichen Mann, der, wenn ein oder mehrere Kälber eingewechselt sind, die Thür mittelst des Seiles schließt, hierauf ein dazu eingerichtetes Außengatter aushebt und so die Stücke ins Freie läßt. Auf diese Art bekommt man im Laufe von zehn Jahren 40—50 vorzügliche Stücke ins Revier, und das genügt auch bei sehr starkem Stande für Jahrzehnte."

Ist das Revier sehr groß, so empfiehlt sich die Anlage von zwei bis drei solcher Zuchtstationen in angemessener Entfernung voneinander, wobei die Verwendung von Wild verschiedenen Ursprungs in den einzelnen Stationen sehr ratsam erscheint.

3. In freier Wildbahn wird selten Degeneration infolge von Inzucht eintreten, daher entfällt meistens auch die Notwendigkeit einer Blutauffrischung. Nur in Revieren, welche nicht sehr groß und von allen Seiten von Jagdschindern umgeben sind, so daß auf das Einwechseln fremden Wildes gar nicht zu rechnen und der Wildstand darauf angewiesen ist, sich aus sich selbst immer wieder zu reproduzieren, erscheint eine zeitweilige Blutauffrischung wünschenswert, ebenso da, wo Hirsche und Rehböcke eine schlechte Geweihbildung zeigen, ferner da, wo beim Niederwilde eine geringe Vermehrung, Rückgang an Stärke und Gewicht oder häufige Krankheiten sich bemerkbar machen.

Unbedingt notwendig ist eine in regelmäßigen Zeiträumen sich wiederholende Blutauffrischung bei allen Wildgattungen, die entweder in Tiergärten und eingezäunten Gehegen gehalten oder künstlich aufgezogen werden (Fasanerien).

4. Auf die Vermehrung des Zuwachses bei Hasen wirkt die Einführung frischen Blutes auffallend günstig, wie ich selbst die erfreuliche Erfahrung machen konnte. Um gleichzeitig auf das Geschlechtsverhältnis regelnd einzuwirken, rate ich nur Häsinnen zu beziehen; ist dies nicht möglich, soll vor dem Aussetzen durch Abschluß oder Fang einer entsprechenden Anzahl von Rammlern das Geschlechtsverhältnis des einheimischen Hasenstandes reguliert werden.

Verfügt man über ein eingezäuntes Gehege (vergl. S. 167), so können die behufs Blutauffrischung bezogenen Hasen zunächst dort eingesetzt werden, wo man sie einige Zeit gut füttert und dann, sobald sie an die Futterplätze gewöhnt sind, durch Öffnen

der im Zaun angebrachten Löcher ihnen das Aus- und Einwechseln gestattet.

Berüht man jedoch über eine derartige Einzäunung nicht, so empfiehlt es sich, vor Bezug der einzusetzenden Hasen eine kleine Remise mit einem anstoßenden Stück Feld (das Ganze etwa 2—4 ha groß, wenn 20—30 Hasen eingesetzt werden sollen) mit einem hasendichten Zaun zu umgeben, der ebenfalls mit verschließbaren Öffnungen versehen sein muß, wie diese beim eingezäunten Gehege beschrieben wurden; dann verfährt man wie oben angegeben, wobei zu beachten ist, daß die Hasen in der Einzäunung durchaus nicht beunruhigt werden dürfen. Solche Einzäunungen können außerdem, wenn das Feld mit Ruhkohl, Raps, Kraut oder Topinambur bebaut ist, im Winter zum Fangen von Hasen verwendet werden, indem man die erwähnten Öffnungen, sobald die Hasen des Nachts zur Äsung einzuschließen pflegen, mit Rastensallen verseht. Die gefangenen Hasen kann man zum Austausch mit Freunden oder dem Tierhändler zweckmäßig verwerten und so kostenlos eine fortgesetzte Blutaufrischung erzielen.

Soll im Fasanengehege die Blutaufrischung zur Anwendung gelangen, so kann man entweder bloß Hähne aussetzen, was natürlich billiger ist, da man mit 10 Hähnen diesen Zweck ebenso gut erreicht, wie mit 100 Hennen, nur müssen in diesem Falle die einheimischen Hähne vollständig abgefangen werden, wenn soviel fremde Hähne ausgesetzt werden sollen, daß sie die vorhandenen Hennen allein zu treten imstande sind. — Will man gleichzeitig eine Vermehrung des Standes erzielen, so ist es besser, Hennen zu beziehen. —

Bevor die fremden Fasane eintreffen, müssen die Schüttungen ordentlich versorgt sein, damit die Ankömmlinge an Futter keinen Mangel haben, bzw. dasselbe leicht finden; daher empfiehlt sich die Anlage von Lauffschütten von Orten, wo dieselben ausgelassen werden, bis zu den stabilen Schüttungen.

Das Auslassen selbst findet am besten abends bei vorgeschrittener Dämmerung statt, damit die durch den Transport geängstigten Vögel in der nach ihrer Freilassung unmittelbar eintretenden völligen Dunkelheit sich nicht verstreichen. Letzteres wird auch verhütet, wenn man bis zur Dämmerung oder zum Stangenholz, in welchen Bestand die Fasane am vorteilhaftesten auszulassen sind, in der Länge von 5—7 m einen etwa $\frac{1}{2}$ m hohen Gang aus dicht aneinander gesteckten Nadelholzzweigen laubenartig anlegt und die Fasane nacheinander einzeln aus dem

Transportforbe direkt in den Gang einlaufen läßt, so daß sie die Dichtung erreichen, ohne aufstehen zu können.

Das Beschnüren der Flügel mit Lehmbrei und ähnliche vorübergehende Verstümmelungen der auszulassenden Fasanen haben keinen Zweck und kommen höchstens den Raken, Füchsen, Mardern und anderem Gesindel zu statten.

Die Einführung frischen Blutes kann auch durch den Bezug von Bruteiern herbeigeführt werden, welche künstlich erbrütet werden, worauf man die zahm aufgezogenen Fasanen später verwildern läßt. Ich habe mich mit der künstlichen Fasanenzucht niemals befaßt, kann daher nur das erstere Verfahren empfehlen.

V. Winterfütterung.

Es gehört ziemlich viel Courage dazu, heute in der vielumstrittenen Frage der Winterfütterung ein Wort mitreden zu wollen, denn in den letzten Jahren wurde darüber in Broschüren und Fachzeitschriften soviel geschrieben und die Meinungen platzten dabei so heftig aufeinander, daß es schwer hält, selbst objektiv und sachlich seine Ansicht zu äußern, wobei man doch darauf gefaßt sein muß, von der Kritik derjenigen scharf angepackt zu werden, deren Lieblingssteckenpferd man nicht streicheln durfte, ohne die eigene Überzeugung zu verleugnen!

Schon Kaiser Max ließ seinem geliebten Wilde im Winter Futter vorlegen und schrieb zu dem Zwecke Instruktionen. Vor ihm und seit seiner Zeit hat die Frage der Winterfütterung den hegenden Weidmann überall da beschäftigt, wo entweder ein verhältnismäßig übergroßer Wildstand gehalten wurde, so daß die im Reviere gebotene natürliche Nahrung nicht ausreichte, oder wo eine Wildgattung gehegt werden sollte, die bisher in der Gegend nicht heimisch war, weil die notwendigen Existenzbedingungen dort nicht gegeben waren, endlich gewann die Frage in dem Maße an Bedeutung, als der intensive Betrieb in der Forstwirtschaft sich etablierte und aus dem Walde eine Nutzholzerzeugungsstätte machte, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse des Wildes, dem gerade jene Gehölze und Pflanzen weggeläutert werden, welche ihm bisher im Winter den notwendigen Lebensunterhalt gewährten.

Seither handelt es sich darum, dem Wilde, soweit dies überhaupt möglich ist, in der Fütterung das zu ersetzen oder

mindestens zu ergänzen, was die natürlichen Hilfsmittel des Reviers ihm zu bieten nicht mehr imstande sind; es handelt sich darum, nicht nur dem modern bewirtschafteten Walde überhaupt das belebende Element, das edle Wild, dem Menschen das ritterliche Vergnügen, die Jagd, zu erhalten, sondern auch darum, ohne empfindliche Beeinträchtigung der Forstwirtschaft gesundes, starkes Wild im rationell gepflegten Walde durch rationelle Wildpflege zu erziehen.

Dieser Aufgabe ist freilich die Winterfütterung allein nicht gewachsen, sie kann nur wirken im Verein mit den Hegemaßregeln, welche die richtige Behandlung des Wildstandes selbst und des Jagdterrains als dessen Heimat bezwecken. Durch Inzucht degeneriertes Wild wird immer kümmerlich und im Winter massenhaft eingehen, mag man es noch so reichlich füttern und mag der beste Chemiker den Speisezettel für die Fütterung nach allen Regeln der Wissenschaft zusammengestellt haben. Im reinkultivierten, sauber geläuterten Nadelwald wird keine Fütterung das Hochwild vom Schälén abhalten, trotz Rüben, Pülverchen und Medizinflasche! Darum geht es nicht an, die Winterfütterung einseitig zu behandeln, herausgerissen aus dem ineinandergreifenden System der gesamten Wildhege, darum geht es nicht an, die komplizierte Aufgabe der Wildpflege mit einem Universalfütterrezept lösen zu wollen und zu allem Überflusse einer Doktrin, die sich vielleicht lokal als richtig erwiesen hat, allgemeine Geltung in den Bergen und in der Ebene und unter allen Verhältnissen beizumessen und für diese einseitige Doktrin auch noch unbedingten Glauben zu verlangen.

Diesen Fehler hat Herr Drömer zweifellos begangen, als er, wenn ich so sagen darf, als unfehlbarer Jagdpapst auftrat und ex Kathedra aus seinem Niederjagdreviere nach dreijähriger Erfahrung urbi et orbi, der gesamten Jägerwelt, zum Heile von Hirsch und Gams, Reh und Damwild, Hasen und Karnickel die neue Lehre von der Naßfütterung definierte und zu glauben vorschrieb!

Sein Buch ¹⁾ gab den Anlaß zu der oben erwähnten litterarischen Fehde, welche zwischen den Anhängern der Naßfütterung, Trockenfütterung und gemischten Fütterung nunmehr ausbrach und sicherlich sehr viel beigetragen hat, daß über die

1) E. Drömer, Wildhege und Wildpflege, Neudamm 1896.

ganze Frage mehr und eingehender nachgedacht wurde, daß in den verschiedenen Gegenden praktische Versuche mit den verschiedenen Methoden angestellt werden und so der ganze Streit zum Vorteile von Wild und Jagd gute Früchte trägt! Darum bin ich auch weit entfernt davon, Herrn Drömer anzugreifen, ich erkenne vielmehr sein Verdienst, das er sich als Hecht im Karpfenteiche erworben, und die Vorzüge seines geistreich geschriebenen Buches dankbar an; nur muß er mir gestatten, in den Punkten, in welchen er Behauptungen aufstellt, die sehr böse Folgen nach sich ziehen könnten, wenn sie Schule machen sollten, meiner gegenteiligen Überzeugung, die sich mit den Ansichten sehr erfahrener und erfolgreicher Wildheger deckt, mit derselben Energie und Rücksichtslosigkeit ihm gegenüber Ausdruck zu verleihen, welche sein Buch charakterisiert! Ich würde mich nicht so viel mit Herrn Drömer befassen, und hätte mich sonst darauf beschränkt, seine vortreffliche Hasenfütterungsmethode wärmstens zu empfehlen, wenn es sich mir nicht darum handeln würde, hier die nach meiner Überzeugung richtigen Grundsätze für die Winterfütterung, welche ich übrigens nicht erst neu zu erfinden brauche, festzustellen, wobei mir Herr Drömer behilflich sein wird.

1. Herr Drömer ruft uns zu: „Wollt Ihr Euer Wild im Winter erhalten? gebt ihm Rüben; wollt Ihr es gesund und stark haben? gebt ihm Rüben; womit erzielt man kapitale, „dem Urzustand sich nähernde“ Hirsche und Böcke? mit Rüben; womit schützt man den Wald vor Schältschäden durch Hochwild? mit Rüben, — denn das ist die „natürliche“ Winterfütterung!“ — So! Wo ist denn der Urwald, wo zwischen den Bäumen oder auf Blößen und Rändern Rüben wachsen? Meines Wissens lebt das Wild da, wo es gar nicht gefüttert wird, von Laub- und Blütenknospen verschiedener Gehölze, von der Rinde und den jungen Trieben von Eichen, Buchen, Tannen und Weichhölzern, von grünbleibenden Kräutern und Gräsern, von Pilzen, Flechten und isländischem Moos, von abgefallenem Wildobst, Eichen, Bucheln und Kastanien, endlich von grünen und trockenen Gräsern, Binsen und Schilfsarten und, wo ihm Felder zugänglich sind, auch von Rüben, Knollen, von grünen Saaten und reifen Halmfrüchten, d. h. von saftiger und trockener Äsung, wie es sie eben findet. Das nennt man natürliche Winteräsung, die dem Wilde am zuträglichsten ist und jede künstliche Fütterung überflüssig erscheinen läßt, wenn im Revier genug davon vor-

handen ist, um das Wild reichlich zu ernähren. Ist dies nicht der Fall, so tritt in dem Maße, als es an natürlicher Nahrung fehlt, die Notwendigkeit künstlicher Fütterung ein, die je nach der Beschaffenheit des Revieres in forstlicher und landwirtschaftlicher Hinsicht, je nach Boden und Klima, also je nach den Bedürfnissen des Wildes sehr verschieden sein kann, jedenfalls aber abwechslungsreich sein soll, wie die natürliche Nahrung im Wald und Feld abwechslungsreich ist. Rübe und nur Rübe allein als ausschließliches Futter ist daher kein natürliches Futter die ausschließliche Rübenfütterung ist ebenso unnatürlich, wie die ausschließliche Heufütterung! Handelt es sich aber um die Fütterung von Hoch- und Rehwild, die bekanntlich zu den Wiederkäuern gehören, so ist die ausschließliche Rübenfütterung schon deshalb unnatürlich, weil sie der Natur des Wiederkäuers widerstrebt. „Die eigentümliche, mehrere Tage andauernde Art der Magenverdauung bei Edel- und Rehwild macht dasselbe geschieht, größere Mengen schwerer verdaulichen Futters gut auszunutzen. Zur Unterhaltung des Wiederkäuens muß das Futter ein gewisses Volumen erreichen, darf weder zu breiig, noch zu konzentriert sein. Körner und Knollengewächse allein würden zu wenig Raum ausfüllen und zu unvollständig wiedergekaut werden; es hat dazu ein voluminöseres, wenn auch nahrungsärmeres Futter zu treten, also z. B. zu Hafer, Mais, Kartoffeln, Rüben das Raufutter in Form von Heu, Laub, Stroh, sonst treibt man das genannte Wild zur Füllung seines großen Wanstes an die Holzpflanzen, zum Verbiß und zum Schälen. Das gilt ausnahmslos für die Winterfütterung bei Schnee.“

So schreibt Dr. Neumeister und er hat recht bis auf die Geschichte mit dem Schälen, die nicht ganz stimmt, denn daß durch Vorlage von Heu oder sonstigem Raufutter das Wild vom Schälen abgehalten worden wäre, müßte erst bewiesen werden, — ich glaube vorläufig das Gegenteil! — Ebenjowenig aber wird die Rübe das Hochwild am Schälen hindern, obwohl Herr Drömer es hofft, behaupten kann er es nämlich nicht, weil er eingestandenermaßen mit Hochwild keine Erfahrung hat. Übrigens hat das sonst auf die Geweihbildung und Gesundheit des Wildes sehr günstig einwirkende Holsfeld'sche Wildfutterpulver bezüglich des Schälen auch die Wirkung versagt; das Abnehmen der Schälchäden auf der Domäne Teplitz dürfte wohl nur den zielbewußten Bemühungen Holsfelds auf Beschaffung natürlicher Winternahrung und Erhaltung gemischter Bestände im

Hochwildreviere zuzuschreiben sein. Es geht eben nicht an, auf dem Gebiete der Wildpflege mit Universalmitteln experimentieren zu wollen, wie schon oben erwähnt wurde.

Daß man durch Fütterung mit Mais, Hafer, Pferdebohnen, Erbsen oder einem eigens fürs Wild gebackenen Kleienbrot bei einem sonst richtig behandelten Hochwild- oder Rehstande die Geweihbildung mächtig fördern kann, ist durch die Erfahrung hinreichend erwiesen; ich selbst kann jedem Interessenten diesen Nachweis an Abwürfen und Geweihen von Hirschen, die nicht oder nur mit Heu gefüttert waren, und den seit einigen Jahren mit Mais, Hafer und Brot gefütterten Hirschen deutlich erbringen. Wie aber Rüben, die doch größtenteils nur Wasser enthalten, auf die Geweihbildung einwirken sollen, ist mir unsäglich! Ich kann mir nur denken, daß die von Herrn Drömer verwalteten Reviere reich an natürlicher Nahrung sind, und daß diese die Mängel der Rübenfütterung zum Wohle des Wildstandes korrigiert. Für diese meine Annahme spricht der Satz in Drömers Buch (S. 66): „In milden Wintern, solange das Wild zu seiner Nahrung gelangen kann und solche natürlich in reichlichem Maße vorhanden ist, bedarf es in freier Wildbahn keiner Fütterung.“

Da wir es bei Hoch- und Rehwild mit Wiederkäuern zu thun haben, so genügt weder die relativ kleine Gabe an Körnerfutter, noch das bißchen Rüben, um den weiten Wiederkäuermagen zu füllen, daher muß dem Wilde noch anderes zu diesem Zwecke geboten sein. Das Ideal erblicke ich in der Möglichkeit, dem Wilde nur Kraftfutter (Brot und Körnerfutter) vorzulegen und es im übrigen auf Proßholz und die im Reviere vorhandene natürliche Winternahrung an Brombeer-, Himbeer-, Heidel- und Preiselbeerkraut, Weichhölzern, Tannen u. anweisen zu können! Fehlt es daran, so schaffe man womöglich die natürliche Winternahrung durch entsprechende Behandlung des Jagdterrains (vergl. S. 127 u. ff) und biete unterdessen und bei hohem Schnee dem Wilde als Füllfutter jene Mengen an Raufutter, Futterlaub, Topinamburkraut u., deren es zum Leben bedarf.

2. Demgegenüber behauptet Herr Drömer: „Trockenfutter ist Gift, und gemischtes Futter ist auch nicht besser!“

Darüber könnte man ja noch beruhigt sich hinwegsetzen, denn man hört ja oft genug: „Alkohol ist Gift“, wo doch

statistisch nachgewiesen ist, daß in England die Gewohnheitsjäger das höchste Lebensalter erreichen, aber es kommt noch besser:

„Wer behauptet, in seinem Reviere sei beim Trockenfutter kein Wild eingegangen, beweist damit, daß das Wild keins bekommen hat. Entweder betrug das verfütterte Quantum ein Nichts gegenüber dem Wildstande, oder das Heu zc. war von einer derartigen Beschaffenheit, daß, vielleicht auch durch das Lagern draußen, es nicht angenommen wurde. Es bedarf oft nur einer scheinbar geringen Minderwertigkeit des Futters, um ein Viegenlassen desselben seitens der Rehe und Hasen herbeizuführen. Wer jedoch derartig füttert, daß man es überhaupt so bezeichnen darf, hat Jahr für Jahr mehr oder weniger große Verluste, je nach der Länge und Strenge des Winters, also je nach dem aufgenommenen Quantum von Trockenfutter.“

Also all die pflichttreuen Jäger, die seit den Zeiten des „großmächtigen Weidmanns“ Kaiser Max, der seinem Hochwilde Heu vorlegen ließ, mit Liebe und Hingebung die Winterfütterungen mit Raufutter und Körnern Tag für Tag versorgten, haben gar nicht gemerkt, daß in dem einen Falle, wo das Wild nicht massenhaft einging, ihr täglich in den Wald geführtes Trockenfutter unberührt dort liegen blieb und sich zu Bergen von Heu, Hafer zc. aufstapelte, und in dem anderen Falle, wo das Trockenfutter aufgenommen wurde, fütterten sie ruhig weiter, ohne zu merken, daß längst kein Wild mehr da war! Gottlob, jetzt hat Herr Drömer uns die Augen geöffnet, jetzt wissen wir, daß alle, die behaupten, in ihrem Reviere sei kein Wild beim Trockenfutter eingegangen, entweder lügen oder von ihrem Personale bestohlen werden; denn Wild, das wirklich Trockenfutter bekommen hat, muß eingehen, so will es Herr Drömer, weil es ihm in seine Theorie hineinpafßt, und darum ist es so!

Herr Hoffeld behauptet das Gegenteil, und ich weiß, daß er nicht lügt; ich behaupte das Gegenteil und lüge auch nicht, wenn ich Herrn Drömer versichere, daß ich seit Jahren dem Hoch- und Rehwilde gemischtes Futter vorlegen lasse und bei einem Stande von 900 Stück Hochwild in keinem Winter mehr als 10—15 Stück an Fallwild eingebüßt habe, während von Rehen nur in einem Rehgarten etwa 4—5% eingingen, im Freien aber nicht mehr als 1—2%! Ähnliche Resultate der Trocken- oder gemischten Fütterung kann ich Herrn Drömer in mir bekannten Revieren zahlreich nachweisen; von anderer Seite, z. B. in den Jagdzeitschriften Deutschlands und Österreichs, in dem

köstlichen Büchlein „auf der Pirsch“ vom wilden Jäger, in dem vortrefflichen Werke „Wildpflege“ von E. v. Dombrowski sind Herrn Drömer auch hinreichende Beweise gegen seine willkürliche Behauptung geliefert und noch weiter angeboten worden, und nun frage ich: hat ein Fachmann, der für die Allgemeinheit schreibt und noch dazu erstaunlich autoritativ auftritt, das Recht, auf Grund einiger übler Erfahrungen, die er selbst gemacht oder die ihm von Bekannten mitgeteilt wurden, das Trockenfutter in Pausch und Bogen als Gift zu verdammen und die gegenteiligen Wahrnehmungen anderer und zwar sehr zahlreicher Fachleute einfach als Hallucinationen oder Erfindungen hinzustellen? Ist es erlaubt, die einseitigen Wahrnehmungen, die man bei der Fütterung von Hasen und Rehen lokal machen konnte, ohne weiteres auf Wildarten, die man gar nicht kennt, und auf alle Gegenden zu verallgemeinern? Sind die 300 Rehe, welche der von Drömer als Kronzeuge aufgeführte Förster in einem Winter zu Tode fütterte, wirklich an gutem Raufutter eingegangen, oder haben sie etwa Wiesenheu bekommen, das den Rehen, wie jedermann längst weiß, schädlich ist? Oder war der betreffende Rehstand etwa degeneriert infolge von Inzucht oder unrichtigem Abschuß? Oder war die Art zu füttern verfehlt, so daß die Rixe und schwächeren Stücke nichts oder zu wenig abbekamen? — Das müßte man doch wissen! — Mir hat vor Jahren auch ein Förster in wenigen Tagen 80 Rehe zu Tode gefüttert: mit gequetschtem Mais, der, dumpfig geworden, einen Pellagra-artigen Zustand bei den Rehen zur Folge hatte. Sollte ich deshalb à la Drömer laut in die Welt hinaus schreien: „Mais ist Gift, wer Rehe oder Hoch- und Damwild mit Mais füttert, füttert sein Wild zu Tode“!? Ich habe einfach den betreffenden Förster, dessen Nachlässigkeit das Unglück verschuldet hat, gehörig verrissen und ruhig Mais dem Reh- und Hochwild weiter gefüttert, ohne daß jeither jemals wieder etwas passiert wäre.

Daß ich Trockenfutter und gemischtes Futter dem Hochwild seit Jahren mit dem besten Erfolge verabreiche, habe ich schon gesagt; ich muß nun hinzufügen, daß ich keine großen Centralfütterungen dulde, sondern längs der Wege das Futter im Reviere möglichst verteilen lasse, so daß es jedem Stücke zugänglich ist.

Ein Nachbar, der seinen stark überhaltenen Wildstand mit großen Geldopfern durch die dort sehr rauhen Winter zu bringen bestrebt ist, hat trotzdem in jedem Winter Verluste von 15—20 %

Fallwild, weil das degenerierte Wild nicht widerstandsfähig ist, und weil bei den großen centralen Fütterungen übergroße Rudel (über 100 Stück!) sich zusammendrängen, so daß kein schwaches Stück dazu kommt, sich sättigen zu können; überdies wird dort nur Heu gefüttert.

Es kommt eben nicht allein darauf an, **was**, sondern auch **wie**, **wieviel**, **wo** und **wann** gefüttert wird!

3. Drömers Theorie ist eigentlich aufgebaut auf der Behauptung: „Das Trockenfutter wäre kein Gift, wenn das Wild trinken würde, aber es trinkt eben nicht!“

Diese Behauptung hat genau den Wert, wie die vorige. Es giebt Fälle und Gegenden, wo Hoch- und Rehwild in Folge von Trockenfütterung einging, weil irgend etwas in der Qualität, der Art, der Menge, der Vorlage des Futters nicht in Ordnung war; es giebt Fälle und Zeiten und Gegenden, wo das Wild das Trockenfutter einfach nicht aufnimmt, weil die vorhandene natürliche Äsung ihm genügt; deshalb bleibt aber doch das Trockenfutter an und für sich ein unschädlicher, ja nach Art und Beschaffenheit sogar wertvoller Ersatz für die natürliche Winteräsung. —

Es giebt Gegenden, wo es gar kein Wasser im Reviere giebt, wo das Wild also auch nicht trinken kann; es giebt Reviere, namentlich im Gebirge, wo das Wild nicht zu trinken braucht, weil es bei den dort regelmäßigen starken Niederschlägen mit der Äsung schon Wasser genug aufnimmt. Wo das Wild im Winter ausschließlich von natürlicher Äsung lebt, braucht es auch nicht zu trinken, weil es in der saftigeren Äsung viel Vegetationswasser und mit der trockenen und sonstigen Äsung, die es aus dem Schnee herausschlägt oder scharrt, genug Schnee, d. h. Wasser, mit aufnimmt.

In solchen Gegenden wird man sehr selten ein Stück Reh oder Hochwild schöpfen sehen, daraus folgt aber noch lange nicht, daß das Wild überhaupt nicht trinkt, im Gegenteil, das Hoch- und Rehwild muß schon seiner Natur nach als Wiederkäuer ein gewisses Quantum Wasser aufnehmen, um verdauen zu können; bekommt es das Wasser nicht in der Äsung, so muß es eben trinken, und das thut es auch, in manchen Gegenden immer und regelmäßig, in anderen Gegenden unregelmäßig, zu gewissen Zeiten des Jahres und je nach der Beschaffenheit der Äsung resp. des Futters. Diese Thatsache steht vollkommen fest, in den betreffenden Gegenden können das die Jäger bezeugen, und an den

Bächen und Wasserläufen spürt sich das Wild regelmäßig von und zum Wasser, wo es doch nur hinwechselt, um zu trinken, da es dort kaum ein Sitzbad nimmt oder sich die Zähne putzt! — Solche Aussagen absolut zuverlässiger Wildpfleger kann Herr Drömer um so weniger bezweifeln, als manche derselben sogar mit Momentaufnahmen von schöpfendem Wilde belegt werden können, wie z. B. die des Herrn Oberförsters Bekarek in Nr. 687 der österr. Forst- und Jagdzeitung. —

Was in der einen Gegend richtig ist, stimmt eben in der anderen oft gar nicht; z. B. kenne ich Reviere, wo das Wild die vorgelegten Rüben gar nicht aufnahm, bis der Frühling kam, dann ließ es aber auch keine mehr liegen; ich kenne zwei aneinander grenzende Reviere, wo das Rehwild in dem einen die vorgelegten Hasergarben nicht anrührte, während sie im Nachbarrevier begierig aufgenommen wurden. Die Moral davon ist, daß jeder Revierverwalter, der sein Wild liebevoll beobachtet und pflegt, wissen soll, was ihm lokal notwendig und zuträglich ist, daß die lokalen Bedürfnisse des Wildes eben sehr verschieden sind, und daß sich deshalb keine allgemein gültigen Regeln einer für alle Lagen von Wald und Feld gleichmäßig passenden Fütterungsmethode aufstellen lassen!

In jedem einzelnen Falle müssen die Art der Waldbestände (ob reines Nadelholz oder Laubholz oder gemischter Wald mit Weichhölzern, Beerensträuchern etc.) ebenso berücksichtigt werden, wie die Boden- und Kulturverhältnisse der Felder und Wiesen und das Klima. In reinen Nadelholzbeständen muß dem Wilde alles in der Winterfütterung künstlich geboten werden, was es im Walde entbehren muß; trinkt es nicht, so muß man versuchen, durch starke Salzgaben es dazu zu veranlassen; gelingt dies nicht, so gebe man etwas weniger Trockenfutter und mehr Naßfutter (Rüben, Kuhfuhl etc.) als Beigabe zum Kraftfutter.

In gemischten Beständen ist, wie schon früher gesagt wurde, eventuell jede künstliche Fütterung entbehrlich.

Bei Vorlage von auf Basalt- oder Kalkboden gewachsenem Raufutter ist die Zugabe von phosphorsaurem Kalk im Kraftfutter nicht so geboten, während die Kalkfütterung in anderer Gegend sehr empfehlenswert erscheint. Wo das Wild im Winter in der Regel zu grünen Saat- und Rapsfeldern gelangen kann, bedarf es des Salzes nicht mehr als im Sommer, während Wild, das vorherrschend auf Trockenfutter angewiesen ist, starke Salz-

gaben nicht entbehren darf, soll es nicht Verdauungsstörungen ausgesetzt sein.

Auch die Witterungsverhältnisse müssen berücksichtigt werden. Dem Hochwilde kann bei trockenem Wetter ohne jede Gefahr gutes Wiesenheu vorgelegt werden (nur nicht als einziges Futtermittel!), während Heu bei nassem Wetter sehr unverdaulich und schädlich ist; — Rüben, Möhren und Kartoffeln schaden bei anhaltendem Froste gar nichts, selbst wenn sie zu Eisklumpen erstarrt sind, — wenn aber Frost und Tauwetter rasch wechseln, die Rüben daher bald frieren, bald wieder austauen, verderben sie rasch und werden die Ursache von Durchfall und anderen Krankheiten; bei weichem Wetter schaden sie dagegen gar nicht und vermitteln gerade im ersten Frühling sehr nützlich den Übergang zur frischen Grünäsung.

Und nun, nichts für ungut, geehrter Herr Drömer, füttern Sie Rüben als Universalfutter in Ihrer Gegend, ich will Ihnen gerne glauben, daß Ihren Rehen nichts besser bekommen kann. Aber lassen Sie uns Andere unser Wild in unseren Gegenden auch mit anderen guten Dingen, z. B. allerlei Trockenfutter außer den Rüben, die wir ja auch hochschätzen, füttern, und glauben Sie uns, daß wir unser Wild viel zu lieb haben, als daß wir es zu Tode füttern möchten, wir thun das auch wirklich nicht!

Glauben Sie uns, Trockenfutter ist unschädlich, wenn nur, wie E. v. Dombrowski sagt (und damit glaube ich diese allgemeinen Auseinandersetzungen abschließen zu dürfen):

- „1. außer der künstlichen Fütterung auch etwas natürliche Äsung da ist;
2. die Menge jedes verabreichten Futtermittels den örtlichen Verhältnissen angepasst wird;
3. Salz in genügender Menge und in richtiger Weise verabfolgt wird;
4. neben dem Trockenfutter feuchte Äsungsbeigaben nicht fehlen;
5. die Fütterung zeitig begonnen und gegen das Frühjahr zu unter Ausschluß des Trockenfutters auf Rüben, Vogelbeeren, Misteln und etwas Eichen und Kastanien beschränkt wird;
6. die Fütterungsanlagen derartig eingerichtet sind, daß schwächeres Wild nicht von ihnen verdrängt

werden kann, überhaupt dem Futterneid thunlichst gesteuert wird;

7. keine Inzucht einreißt, und endlich
8. der Abschluß in zielbewußter, regulierender Weise mit sorgfamer Individuenauswahl erfolgt."

Im folgenden werde ich an der Hand mehrjähriger Erfahrung für die einzelnen Wildgattungen darzustellen versuchen, was, wieviel, wie, wo und wann im Winter gefüttert werden soll, bemerke aber ausdrücklich, daß ich mir nicht anmaßen will, eine für alle Verhältnisse passende Fütterungsmethode anzupfehlen, daß ich aber versichern kann, daß sie sich unter sehr verschiedenen Verhältnissen, sowohl bei mir als — mit unwesentlichen Modifikationen — bei vielen anderen, bewährt hat. Ich kann ja auch nicht viel Neues bieten, da ich in meiner Praxis im wesentlichen bestrebt war, mir, bezw. meinem Wilde, das zu Nutzen zu machen, was hervorragende Wildpfleger wie Oberforstmeister Holsfeld, Fürst Carl Schwarzenberg, Dombrowski, Gulefeld, Drömer u. a. in ihrem Wirkungskreise erprobt und theoretisch begründet haben.

A. Hoch- und Rehwild.

1. Was gefüttert werden soll, hängt nicht nur, wie oben ausgeführt wurde, von den natürlichen Hilfsmitteln des Reviers, sondern auch von der Möglichkeit, sich die einzelnen Futtermittel in entsprechender Beschaffenheit leicht und preiswürdig zu verschaffen, sowie davon ab, welchen Zweck man mit der Winterfütterung verbinden will. Bietet das Revier hinreichend natürliche Winteräsfung, so genügt es, nur bei hohem Schnee Raufutter, Futterlaub oder Rüben vorzulegen. Genügen die natürlichen Hilfsmittel nicht, so muß das Bedürfnis des Wildes vollständig mittelst künstlicher Fütterung gedeckt werden, welche sich, wenn es sich nur darum handelt, das Wild durch den Winter zu bringen, auf Raufutter, Futterlaub, Rüben und Fällung von Proßholz beschränken kann. Handelt es sich aber darum, gesundes, starkes Wild zu erhalten und auf die Geweihbildung fördernd einzuwirken, so muß zu diesen Futtermitteln, die in erster Reihe die Aufgabe haben, den weiten Wiederkäuermagen zu füllen, Kraftfutter hinzukommen, welches noch wirksamer gemacht wird, wenn ihm phosphorsaurem Kalk oder Holsfeld'sches

Wildfutterpulver beigemischt wird. Die Hauptsache ist, daß alle Futtermittel von guter, gesunder Qualität sind, und daß möglichst große Abwechslung herrsche, da dies der Natur des Wildes entspricht, welches ja auch die natürliche Nahrung in großer Abwechslung vorzufinden gewohnt ist. So soll namentlich Heu dem Hochwilde nicht ununterbrochen und als einziges Futter vorgelegt werden, da es unverdaulich ist und leicht gefährliche Verstopfungen bewirkt: überdies scheint das Hochwild bei Heufütterung besonders zu Schädlichkeiten angeregt zu sein. Um das Trockenfutter verdaulicher zu machen, empfiehlt sich die gleichzeitige Verabreichung von Maßfutter und saftiger Nahrung, wenn letztere nicht ohnehin als natürliche Winternahrung dem Wilde zur Verfügung steht.

Die rationelle Winterfütterung hat also nachstehende Futtermittel zu bieten:

a) Kraftfutter.

Als solches ist geeignet: Hafer (ausgedroschen oder in Garben), Mais (ganz oder gequetscht bezw. geschrotet, was für Rehe besonders zu empfehlen ist, nur muß der Mais frisch und gut, d. h. nicht schimmelig oder dumpfig sein, da er sonst Gift ist, wie ich zu meinem Schaden erfahren mußte. Darum soll der Mais in trockenen, luftigen Räumen aufbewahrt und häufig umgeschaufelt werden, auch soll man nicht mehr auf einmal schroten lassen, als der Bedarf einer Woche ausmacht), Pferdebohnen und Erbsen.

Ein sehr gutes und relativ billigeres Kraftfutter ist Wildbrot. Zur Bereitung desselben werden genommen:

25 %	Mais auf Mehl vermahlen,
25 "	Hafer " " "
37 "	Weizenkleie, " "
10 "	Melasse,
2 "	Futterkalk,
1 "	Kochsalz.

Diese Bestandteile werden, nachdem die Melasse behufs besserer Verteilung zuvor mit warmem Wasser verdünnt wurde, wie gewöhnlicher Sauerteig angemacht und nach dem Vergären als flache, längliche Kuchen in den Backofen gebracht und gut ausgebacken.

Sobald dieses Wildbrot trocken geworden ist, kann es wie Militärzwieback in trockenen, luftigen Räumen aufbewahrt und

dann in gebrochenem Zustande dem Wilde vorgelegt werden. Wegen des anhaftenden Melassengeruchs nimmt das Wild dieses Brot anfänglich nur zögernd, später aber angewöhnt, recht gerne.

Die Vorteile dieses Brotes gegen andere Kraftfuttermittel sind außerdem, daß es relativ billiger zu stehen kommt, hauptsächlich darin zu suchen, daß man darin im Futterkalle eine ansehnliche Portion von geweihbildendem phosphorsaurem Kalk dem Wilde beibringt und daß die rohen Nahrungsstoffe der Mehle und der Kleie sowohl durch das Verbacken, als auch durch die Salze der Melasse viel verdaulicher gemacht werden.

In jeder Haushaltung, wo Geflügel und andere Haustiere zur Produktion von menschlichen Nahrungsmitteln gehalten werden, gilt es als eine alte Erfahrungssache, daß die Tiere bei gebrühtem oder gekochtem Futter viel besser gedeihen, als wenn sie es im rohen Zustande verabreicht erhalten.

Da man nun dem Wilde das Futter nicht in solch weicher Form verabreichen kann, tritt hier an dessen Stelle das Brot, und erzielt dieselbe Wirkung um so mehr, als die Salze der beigemengten Melasse auf die Assimilierbarkeit der nicht ganz in leicht verdaulichere Form überführten Stärke, dann des Proteins, sowie auch des Raufutters (Heu, Waldpflanzen etc.) sehr energisch einwirkt, und selbst bei Tieren, die infolge von Erkältungen, Krankheiten, Alter das Verdauungsvermögen gestört haben, eine viel bessere Ausnützung erzielt.

Im Durchschnitte wird der Nährgehalt der Futtermittel in rohem Zustande nicht viel höher als 80 bis 85% ausgenützt, in obiger Brotform gegeben, gewiß um 10% höher, was einer bedeutenden Geldersparnis gleichkommt.

Die Kosten dieses Brotes stellen sich nachstehends:

25 kg Maismehl (à dz 6 fl.) samt Vermahlen u. Schwand	1,70 fl. ö. W.
25 " Hafermehl (à dz 6,50 fl.) samt " " "	1,82 " " "
37 " Weizenkleie (à dz 4,25 fl.)	1,62 " " "
10 " Melasse (à dz 3,20 fl.)	0,32 " " "
2 " Futterkalk (à dz 11 fl.), per 100 kg	0,22 " " "
1 " Kochsalz, 10 fr. Heizmaterial und Kochsalz	0,32 " " "
	6,00 fl. ö. W.

Die höhere Verdauungsfähigkeit des Brotes wie 80 : 90 in Anschlag gebracht, erhöht sich dessen Futterwert um 75 fr. Aus 100 kg Rohmaterial werden ungefähr 110 kg trockenen Brotes gewonnen.

b) Füllfutter.

Heu, Kleeheu, Serradella; letztere wird für Rehe sehr empfohlen, ob Hochwild sie gern nimmt, weiß ich nicht. Rotkleeheu schadet den Rehen nicht, wenn es nur bei trockenem Wetter vorgelegt wird, doch kann es auch nicht besonders empfohlen werden, da man in der Regel vom Klee nur mehr die harten ungenießbaren oder wenigstens unverdaulichen Stengel zur Vorlage bringt, indem die zarten und spröden Blätter und Blüten größtenteils beim Transport und Manipulieren abfallen. Vom Rotklee ist höchstens das Heu vom zweiten Schnitt empfehlenswert. — Wiesenheu darf den Rehen gar nicht gegeben werden, weil es immer Feuchtigkeit aus der Luft anzieht und dann sehr unverdaulich ist, besonders der um die Fütterungen herumliegende Abfall ist sehr gefährlich und muß (was übrigens für jedes Raufutter gilt) täglich weggeräumt werden. — Dem Hochwild kann bei trockenem Wetter oder bei guter Versorgung der Raufen gegen Schnee und Regen zur Abwechslung Heu vorgelegt werden, doch muß es gut und nicht sauer sein und womöglich schon im Schober etwas eingesalzen werden; Bergheu ist besser und gehaltvoller als Wiesenheu, daher diesem vorzuziehen. Topinamburkraut ist ein sehr gutes Futter, welches vom Wilde jeder Art gern genommen wird. Man kann es entweder im Juli und August schneiden und trocknen und so gebündelt aufbewahren und vorlegen oder, was nur für Rehe zu empfehlen ist, weil Hochwild zuviel zertritt, einfach auf dem Felde stehen lassen, wo es nach dem ersten Froste begierig aufgenommen wird.

Das beste und gehaltvollste Füllfutter ist Futterlaub von Eichen, Eschen, Linden (in der Blüte), Hollunder (*Sambucus nigra* und *Sambucus racemosa*) und Himbeerkraut!

Dieses Futter wird vom Wilde gern genommen, ist ihm zuträglich und wirkt überdies günstiger auf die Geweihbildung, als irgend ein anderes Raufutter. Dies geht schon hervor aus dem Vergleiche des auf Grund chemischer Untersuchung erhobenen Nährwertes vom besten Heu und den beiden wertvollsten Futterlaubgattungen:

Juni-Heu . . .	Rohprot.	8,10 %	Phosphors.	0,258 %	Kalk	0,179 %
Juni-Eichenlaub	"	19,69 "	"	0,565 "	"	0,889 "
Hirschholunder .	"	11,75 "	"	0,476 "	"	1,321 "
(Sambucus racemosa).						

Die Gewinnung des Futterlaubes ist einfach und wird je nach dem Saftreichtum der jungen Triebe zweckmäßig vorge-

nommen, wie Oberforstmeister Golsfeld es für Eichen- und Holunderreißig in seinem lehrreichen Buche „Die Bedeutung des phosphorsauren Kalkes, des Kochsalzes und einiger Pflanzenstoffe für die Ernährung und das Gedeihen des Hoch- und Rehwildes“ (Tepliz 1893) angiebt.

„Prof. Dr. Neumeister giebt die günstigste Fällungszeit der Eichen zum Zwecke der Futterlaubgewinnung Ende Mai bezw. Anfang Juni an, weil nach der vorstehenden Tabelle der chemisch begründete Nährwert der in dieser Zeitperiode untersuchten jüngsten Eichengebilde an Protein, Phosphorsäure und Kalk, gegenüber den in späterer Zeit erzeugten, der höchste war.

Nach meinen gemachten Erfahrungen richtet sich dies nach den Witterungsverhältnissen und kann daher, wie wir gesehen haben, auch später eintreten.

Was die Gewinnung des Futterlaubes anbelangt, so werden von den in den Schältschlägen als Abfall gewonnenen Eichenästen die jungen Zweige abgetrennt, im frischen Zustande im Schatten stehender Bäume lose auf Haufen geworfen, damit die Luft durchziehen kann, und darin so lange belassen, bis das Laubwerk welk geworden ist, was je nach der Höhe der Lufttemperatur, trockenes Wetter vorausgesetzt, zwei bis drei Tage dauert. Alsdann werden die Zweige vorsichtig im Schatten ausgebreitet, längstens einen Tag lang dem Luftzuge ausgesetzt, gegen Abend in Bündel gebunden, auf Haufen aufgestellt und, wenn die Luft trocken ist, noch weitere zwei Tage in gebundenem Zustande im Walde gelassen und dann in Futterschuppen deponiert.

Ein derart behandeltes Futterlaub behält seine grüne Farbe und wird vom Wilde sehr gern aufgenommen.

Außer dem Eichenlaub wird auf der Domäne Tepliz auch noch das Laub von anderen Laub- und Strauchhölzern läuterungsweise gewonnen. Das Laub der Linde, vom roten Holunder (*Sambucus racemosa*) und der Himbeere wird sowohl vom Hoch- als auch Rehwilde allem andern vorgezogen.

Der rote Holunder überwuchert nach erfolgter Pflanzung alter Bestände deren lichte Stellen oder bei Kahlabtrieb die Kulturflächen hier im Erzgebirge ganz dicht, wird den Pflanzen durch das Verdämmen schädlich und muß schon aus Rücksicht der Bestandespflege alljährlich im Frühjahr ausgehauen werden.

Um denselben für die Wildfütterung als Futterlaub nutzbar zu machen, wartet man mit dem Ausschlebe, bis die Blätter an

den jüngsten Trieben sich vollkommen entwickelt haben, was gewöhnlich Ende Mai erfolgt.

Der rote Holunder besitzt eine derartige Reproduktionskraft, daß er dann um so üppiger wieder vom Stocke ausschlägt, bis Mitte Juli meterhohe Roden entwickelt und das zweite Mal genüßt werden kann.

Das Trocknen der jüngsten Gebilde (Blätter und Stengel) ist viel umständlicher, dauert wegen ihres Saftreichtums viel länger als jenes der anderen Laubhölzer, erfordert daher ein anhaltend trockenes Wetter. Die jüngsten Triebe werden, soweit sie nicht verholzt sind, abgeschnitten und unter dem Schatten stehender Bäume so lange ausgebreitet liegen gelassen, bis die Blätter halb trocken geworden sind. Dann läßt man sie ganz lose auf kleine Haufen zusammenwerfen und einige Tage dem Luftzuge aussetzen. Darauf werden sie in Bündel von gewöhnlich einem Meter im Umfang gebunden, um dichtbeastete Stämme pyramidenförmig aufgestellt und bei trockener Witterung alle 3 Tage nachmittags umgeschichtet.

Der ganze Trockenprozeß beansprucht, vom Schneiden angefangen bis zum Einbringen in Futterschuppen, bei halbwegs günstiger Witterung drei volle Wochen.

Das so behandelte gut eingebrachte Holunder-Futterlaub wird hier im Winter sowohl vom Hoch- als auch von Rehwilde mit großer Vorliebe bis auf den letzten Stumpf aufgenommen, und es scheint, daß auch das Mark der porösen Stengel eine Lieblingsäsfung der beiden Wildgattungen bildet."

c) Naßfutter

Futterrüben, Zuckerrüben, Möhren, Kartoffel, Topinamburknollen, Ruhkohl, Kohl, Kraut eignen sich sämtlich als Beifutter bei Trockensütterung; den größten Futterwert dürften die Möhren haben, welche auch, außer Ruhkohl, am liebsten genommen werden. Auch Rübenschnitzel (frisch und auch sauer) können in Zuckersfabriksgegenden dem Hoch- und Rehwild gefüttert werden, ich glaube sogar, daß saure Schnitzel gesünder und ein besseres Beifutter zu Trockenfutter sind als Rüben, weil dessen Verdaulichkeit durch das saure, salzige Zeug gefördert wird. Als einziges Futter möchte ich Rübenschnitzel allerdings nicht empfehlen!

d) Beifutter zur Abwechslung.

Kastanien, Eichen, Bucheln, Wildobst, Vogelbeeren und Misteln sind nahrhaft, gesund und jedenfalls ein

„natürliches“ Futter! Die ersteren müssen in lustigen Räumen aufbewahrt und häufig durchgeschaufelt werden, damit sie nicht schimmeln. Die Vogelbeeren und Wildobst sind in einem lustigen, kühlen, aber frostsicheren Raume auf Brettern dünn ausgebreitet aufzubewahren, während die Misteln nach Bedarf mittelst langer Stangen von den Bäumen geschlagen oder von geschickten Baumfraglern abgebrochen werden können.

Vogelbeeren und Misteln sind als Heilmittel anzusehen, da sie den Magen des Wildes anregen, die Verdauung fördern und, wie schon häufig beobachtet wurde, durch strenge Witterung herabgekommenes Wild geradezu neubeleben.

e) Proßholz.

Aspen, Salweiden, Weiden, Pappeln, Birken, Ahorn und Tannen sollen im Reviere zerstreut vorkommen und im Winter nach Bedarf gefällt werden, damit das Wild Knospen und Rinde abäsen kann. Auch Bäume, welche mit Misteln oder Baumflechten und Bartmoos stark bewachsen sind, bieten gefällt dem Wilde an diesen Parasiten eine gesunde und beliebte Nahrung.

Wo an den genannten Baumarten und sonstigen Weichhölzern kein Mangel ist, kann man durch Fällen von Proßholz und Erzeugung von Weichholzreisig viel an Futter ersparen; auch ist zu empfehlen, in den Winterschlägen bei Läumungen und Durchforstungen alles Reisig so lange liegen zu lassen und nicht früher aufzusetzen, bevor das Wild nicht alle Knospen und schwächeren Triebe abgeäst hat.

2. Wieviel von den einzelnen Futtermitteln dem Hoch- und Rehwilde vorzulegen ist, hängt natürlich auch von der Beschaffenheit des Reviers ab und von dessen natürlichen Hilfsmitteln, sowie von der jeweiligen Witterung.

Da man nicht jedem einzelnen Stück genau seine Ration zumessen kann, ist auch eine pedantische Futterpassur bei der Wildpflege nicht am Platze. Ist der Wildstand, der in einem Revier zu überwintern pflegt, bekannt, so ist es zunächst die Aufgabe des Personals, durch Beobachtung und Abspüren zu konstatieren, wie viel Wild in den einzelnen Revierteilen steht und die dort befindliche Fütterung besucht. Da manche Stücke von einer

Fütterung zur anderen ziehen und, da es nicht möglich ist, an allen Fütterungen gleichzeitig vorzulegen, so kann auch hier nur eine annähernd richtige Schätzung stattfinden, welche aber die einzige Basis bildet, um zu berechnen, wie viel Futtermittel bei jeder einzelnen Fütterung täglich vorzulegen sind. Man wird soviel mal das für ein Stück Wild passierte Futterquantum täglich bei einer Fütterung vorlegen, als die Zahl des bei derselben sich einfindenden Wildes beträgt.

Ist z. B. die Passur für ein Stück Hochwild 1 kg Körnerfutter, 1 kg Rauhfutter, $\frac{1}{2}$ Futterlaubbüschel und 1 Futterrübe, so sind bei der Fütterung A, bei der 12 Stück Hochwild zu stehen pflegen, täglich vorzulegen: 12 kg Körnerfutter, 12 kg Rauhfutter, 6 Futterlaubbüschel und 12 Rüben. Dabei darf man freilich nicht zu pedantisch vorgehen und lieber eine Kleinigkeit mehr geben, für den Fall, daß doch noch ein oder das andere Stück mehr sich einfinde; andererseits wird ein vernünftiger Heger, der bemerkt, daß z. B. vom Rauhfutter zu gewissen Zeiten nicht alles aufgenommen wird, von diesen Futtermitteln entsprechend weniger vorlegen und erst bei Eintritt größerer Kälte oder starken Schneefalles wieder mehr vorlegen und mit den Zugaben fortfahren, bis wiederum nicht alles aufgenommen wird.

Von Körnerfutter und Brot dürfte das Wild, daß sich einmal an diese Futtermittel gewöhnt hat, kaum je etwas übrig lassen, das passierte Quantum kann also regelmäßig vorgelegt werden.

Wieviel Rauhfutter, Futterlaub u. vorzulegen ist, hängt zunächst davon ab, ob überhaupt und wieviel natürliche Winteräsung im Revier geboten ist, und ferner von der Witterung bzw. davon, ob der Boden mehr oder weniger mit Schnee bedeckt und so die natürliche Äsung dem Wilde mehr oder weniger zugänglich ist. So habe ich im verflossenen Winter während der ersten vollkommen schneefreien Monate nur Körnerfutter in etwas erhöhten Rationen vorlegen lassen und es dem Wilde überlassen, sich sonst den Magen mit Brombeerlaub, isländischem Moos und sonstiger im Revier vorhandener natürlicher Äsung zu füllen. In dem Maße, als später Schnee fiel, wurden Heu, Futterlaub und gegen das Frühjahr Futterrüben in den der Passur entsprechenden Quantitäten zugegeben. Neumeister bietet in seinem früher citierten Werke für die dem Hoch- und Rehwild zu gewährenden Futterpassuren eine wissenschaftliche Unterlage in nachstehender Übersicht:

Fütterungsnormen pro Tag und 1000 kg Lebendgewicht.

Art des Wildes	Organische Substanz im ganzen	Verdaufl. Stoffe im Futter			Summe der Nährstoffe	Nährstoff= verhältnis
		Eiweiß und Amid	Kohle= hydrate	Fett		
kg						
Hirsche und Rehböcke bei ent- sprechender Bewegung .	24,0	1,6	11,3	0,30	13,20	1 : 7,5
Säugende Alttiere und Ricken, wachsendes Wild und zwar:	24,0	2,5	12,5	0,40	15,40	1 : 5,4
2—3 Monate alt . . .	22,0	4,0	13,8	2,00	19,80	1 : 4,7
3—6 " " . . .	23,4	3,2	13,5	1,00	17,70	1 : 5,0
6—12 " " . . .	24,0	2,5	13,5	0,60	16,60	1 : 6,0
12—18 " " . . .	24,0	2,0	13,0	0,40	15,40	1 : 7,0
18—24 " " . . .	24,0	1,6	12,0	0,30	13,90	1 : 8,0

„Aus dieser Tabelle läßt sich die tägliche Futternorm für ein Stück Wild bestimmen, wenn man dessen Lebendgewicht kennt. Angenommen ein Bierzehnender habe ein Lebendgewicht (also mit dem Ausbruch) von 200 kg und ein neun Monate alter Rehbock ein Gewicht von 15 kg, so wären täglich zu bieten:

	an organischer Substanz im ganzen:	an Eiweiß und Amid:	an Fett:	an Kohle- hydraten:	an Nährstoffen überhaupt:
dem Bierzehnender:	4,80 kg	0,32 kg	0,06 kg	2,26 kg	2,64 kg,
dem Rehbock:	0,36 "	0,04 "	0,01 "	0,20 "	0,25 " .

„Kennt man den Stand an Edelwild und Rehwild nach Alter und Geschlecht, so ist aus den mitgeteilten Zahlen die tägliche Futtermenge hinreichend genau zu berechnen. Dieselbe dürfte ohne weiteres als Grundlage für die Winterfütterung dienen und meist nur im Sommer nach Maßgabe der vorhandenen natürlichen Nahrung wesentlich abzumindern sein. Durch den Zutritt der natürlichen Nahrung auf Waldwiesen, Wildäckern, Wildwiesen, Kulturen, Blößen wird selbstverständlich ein schwer bestimmbarer Faktor in die Futtermenge des Wildes hineingetragen. Das läßt sich nicht vermeiden, ist aber auch gar nicht so schlimm, weil doch immerhin für die gefährliche Zeit, den Winter, ein hinreichend sicherer Anhalt gewährt wird.“

Wenn man im letzten Absätze die Worte „im Sommer“ wegläßt und die Worte „für Reviere, in welchen es an natürlicher Winteräsung fehlt“ am Schlusse hinzufügt, so stimmen die citierten Sätze des hochverdienten Gelehrten mit meinen vor-

stehenden bescheidenen Ausführungen und den bei mir üblichen Futterpassuren insoweit überein, als die Theorie ja immer etwas starrer und einseitiger auftritt, als die Praxis, und für das freie Wild im Walde doch nicht so sichere Normen aufgestellt werden können, wie für das liebe Vieh im Stalle.

Der Winter ist immer eine Zeit der Not und Entbehrung für das Wild, auch im Urwalde; in der Feistzeit sammelt es die Überschüsse, von welchen es dann im Winter zusehen kann, daher halte ich es für wichtiger, daß dem Wilde im Sommer reichliche Nahrung zu Gebote stehe, als daß bei der Winterfütterung Überfluß herrsche! Darum glaube ich, daß dem Wilde auch etwas spärlichere Rationen an künstlichem Futter genügen mögen, als sie meine Futterpassuren bieten, freilich können andererseits größere Gaben, namentlich an Kraftfutter, dem Jagdherrn, der nicht zu rechnen braucht, auch erhöhte Freuden an besseren Jagdtrophäen eintragen.

Ich gebe dem Hochwilde in der Zeit vom 1. November bis 1. April pro Kopf und Tag 1 kg Körnerfutter oder Brot, 1 kg Heu oder Topinamburkraut, $\frac{1}{2}$ Futterlaubbüschel, einmal in der Woche eine Hand voll Vogelbeeren.

Vom 15. Oktober an wird abwechselnd $\frac{1}{2}$ —1 kg Körnerfutter oder Kastanien oder Brot vorgelegt, ebenso im April. — Bei beständiger Witterung im Winter sowie gegen das Frühjahr wird pro Kopf und Tag ca. 1 kg Rüben, Topinamburknollen oder Ruhkohl vorgelegt.

Dem Rehwild gebe ich pro 10 Stück und pro Tag vom 1. November bis 1. April gerechnet 2,5 kg Körner oder Brot, 2 Futterlaubbüschel, 1 Hasergarbe oder Topinamburkraut.

Außerdem wie beim Hochwild, je nach der Witterung wechselnd, gegen das Frühjahr aber regelmäßig 5 kg Futterrüben, Topinamburknollen oder Ruhkohl.

Im Oktober und April 2 kg Körnerfutter oder Brot und 1 Hasergarbe.

Überdies werden dem Hoch- und Rehwilde Proßbäume gefällt, wo immer dies möglich ist, jedoch nur soviel auf einmal, daß das Wild alles gründlich abäst.

3. Die Frage, wie die Wintersütterung zu besorgen ist, muß als ebenso wichtig angesehen werden, wie die Frage nach der Art der Futtermittel selbst! Der Ausbruch der Raßfuttermonomanie kann nur auf die Thatsache zurückgeführt werden, daß in manchen Revieren trotz großen Aufwandes für Beschaffung reichlichen Winterfutters bester Qualität immer viel Wild (und zwar in erster Reihe schwache Stücke) einging, daß gerade reichlich gefüttertes Hochwild intensive Schältschäden verursachte, wofür man dann die Futtermittel verantwortlich machte, während doch gewöhnlich die Art der Vorlage, die Futterverteilung, die Schuld trug. Ich glaube nachstehende Grundsätze der Beachtung empfehlen zu können:

Die Fütterungsanlagen sollen so beschaffen sein,

- a) daß die Futtermittel bequem und billig zugeführt und im Revier verteilt werden können;
- b) daß das vorgelegte Futter nicht verdirbt und vom Wilde nicht mutwillig verwüstet und vergeudet werden kann;
- c) daß sämtliches Wild zum Futter gelangen und sich sättigen kann, nicht nur die stärkeren Stücke, sondern auch Kälber und Kitz;
- d) daß der Wald infolge der Wintersütterung nicht leidet, indem das Hochwild zu sehr konzentriert und dadurch veranlaßt wird, die nächstgelegenen Kulturen und Stangenhölzer durch Verbiß und Schälern zu beschädigen.

Der ersten Anforderung wird entsprochen, wenn man an central gelegenen Plätzen im Reviere, zu welchen Fahrwege führen und von welchen womöglich auch Wege in das Revier sich verzweigen, Futterdepots errichtet. Hier werden Heu, Topinamburkraut und Futterlaub unter Dach oder in gedeckten Schobern gleich nach der Ernte untergebracht. Im Dachboden des Futterschuppens, der mit einem festen Schloß zu versehen ist, um Diebstahl zu verhüten, wird immer der Futterbedarf an Kraftfutter, Kastanien etc. für eine Woche aufbewahrt; Rüben, Kartoffeln und Topinamburknollen werden sofort nach der Ernte zugeführt und hier eingemietet und gut mit Erde bedeckt. — Von diesem Depot aus werden nun dem Wege folgend die Fütterungen angelegt, keine großen centralen Fütterungen, bei welchen sich das Wild ganzer großer Waldstrecken sammelnd, wo infolgedessen der Kampf ums Dasein sich geltend macht, indem der Hirsch das Tier, das Tier sein eigenes Kalb abschlägt, und so nur der Stärkere zum Futter gelangt, während die Schwachen mit leerem Magen zusehen müssen, wie die anderen satt werden, in der Verzweiflung dem Förster den Wald ruinieren und schließlich doch

eingehen! — Für Rehe mag man immerhin die gewöhnlichen Futterraufen beibehalten, die unter einem vorspringenden Dache das Rauhfutter aufnehmen, während an den äußeren Pfosten Körnertröge angebracht sind, und muß dann auch für die schwachen Stücke und Kitzen innerhalb einer kleinen, etwa 10—12 m im Quadrat umfassenden Einzäunung eine besondere Fütterung angelegt werden, da dieselben bei der Hauptfütterung leer ausgehen würden. Die Einzäunung wird aus Zaunstecken hergestellt, welche 150 cm hoch und soweit voneinander im Boden eingeschlagen sind, daß dazwischen nur Jungwild durchkriechen kann. Bei Hochwildfütterungen sind in einer Entfernung von 20—50 Schritten von den Hauptfütterungen ebensolche Jungwildfütterungen anzulegen.

Die Rehwildfütterungen können also mehr centralisiert werden, da das Rehwild doch nicht wie das Hochwild zu großen Rudeln sich sammelt und nicht schält. Trotzdem wird das Rehwild um so besser fahren, je mehr man ihm mit kleinen Fütterungen zu seinen gewohnten Standplätzen im Revier nachgeht. Hochwildfütterungen müssen unbedingt decentralisiert werden, da es im Interesse des Wildes und noch mehr des Waldes gelegen ist, wenn der Wildstand decentralisiert, d. h. möglichst über das ganze Jagdterrain zerstreut ist. Zu diesem Zwecke legt man, vom Futterdepot ausgehend, längs der Wege an geeigneten Orten kleine Fütterungen an, welche aus mehreren Raufen für Rauhfutter bestehen, die nicht zu nahe voneinander errichtet werden sollen und in deren Umgebung man an oder unter Bäumen möglichst viele (je nach der Zahl des die Fütterung aufsuchenden Wildes) Kästchen für Kraftfutter anbringt. Ich stimme hierin wieder ganz mit Herrn E. v. Dombrowski überein, der diesbezüglich sagt:

„Die langgestreckten herkömmlichen Heuraufen für Rotwild, bei welchen 10—20 Stücke parallel nebeneinander wie die Röhre im Stall stehen, erscheinen mir gänzlich verwerflich, denn gerade bei ihnen werden oft auch stärkere Stücke durch die Hirsche lebensgefährlich verletzt. Will man von ihnen absolut nicht abgehen, dann sollen wenigstens zwei solche Fütterungen errichtet werden, deren eine ein so tief und weit nach vorn reichendes Dach besitzt, daß eben nur Rahlwild und Spießer zur Raufe gelangen können, aber keine stärkeren Hirsche. Imponieren kann mir allerdings auch eine solche Anlage nicht, viel besser ist es, das Heu auf Heupuppen vorzulegen; diese bedingen wohl einen etwas höheren Materialabfall, dafür aber schützen sie so gut als möglich vor Verletzungen einzelner Stücke. Heupuppen stellt man am besten

in der Weise her, daß man einen vorhandenen 30 bis 35 cm starken Stamm etwa 4 m über dem Boden abjagen läßt. Wenn der Boden nicht von Natur aus durchlässig ist, so hebt man rings um den Stamm das Erdreich 1 m weit und 50 cm tief aus und schüttet an dessen Stelle soviel Sand auf, daß rings um den Stamm eine gegen das übrige Terrain zu geneigte schiefe Ebene entsteht. Am Kopfe des Stammabschnittes wird ein 150 cm überragendes Regeldach von Stroh errichtet, und außerdem bringt man am Stamme in Abständen von etwa 60 cm quirlförmig je acht Sprießel an, die etwa 1 m vorragen. Es empfiehlt sich, je vier durchgehende Bohrlöcher zu machen und die dann etwa 230 cm langen Sprießel, für welche sehr widerstandsfähiges Material gewählt werden muß, durchzustecken. Auf dieses Gestell wird das Heu möglichst fest aufgeschichtet und gewickelt. Eine solche Heupuppe genügt für 6—8 Stücke.

Das Körnerfutter soll dem älteren Wilde gleichfalls nicht in langen, für mehrere Stücke bestimmten Trögen verabreicht werden, sondern in einer für die den Futterplatz besuchende Stückzahl berechneten Menge von Futterkästchen."

Statt der Heupuppen kann man mit Vorteil die in Nr. 1 von „Wild und Hund“ (Jahrgang 1895) beschriebene runde Wildfutterschaukel mit turmförmigem Dache verwenden, welche den Vorzug hat, billig von jedem geschickten Holzhauer hergestellt werden zu können, überdies selbstthätig ist, da das Heu, einmal eingefüllt, successive in dem Maße von oben nachrutscht, als es unten weggeäst wird. Daher brauchen diese Kufen nicht oft frisch gefüllt zu werden, denn je nach Größe können sie 3—12 Str. fassen; dadurch vermindern sich die Kosten der Heuzufuhr, das Heu kann sogar schon im Sommer direkt von der Wiese her eingefüllt werden, wenn solche in der Nähe gelegen ist, und verdirbt nicht, da es in der Kufe, wenn das Dach aus Borke, Schilf oder Stroh gut angefertigt ist, gegen Regen und Schnee geschützt erscheint!

Dieselben Vorzüge haben auch die Futtertraufen, wie sie bei mir in Gebrauch sind. Dieselben werden höchst primitiv aus vier schwachen Pfählen und einigen dünnen Stangen zusammengeschnitten und bestehen in einer Art viereckigen hohen Käßigs, der mit Heu oder anderem Rauhfutter gefüllt und oben mittelst eines schräg abfallenden Daches gegen Schnee und Regen geschützt wird. Die nachstehende Figur veranschaulicht eine Seitenwand dieser urwüchsigen aber praktischen Anstalt.

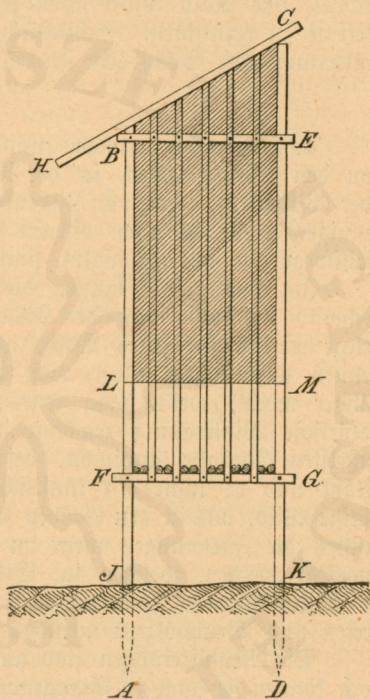
AB und CD sind zwei der vier das Ganze tragenden Stäbpfähle, welche im Boden eingeschlagen werden, und zwar etwa 1 m im Quadrat. In einer Höhe von etwa 60—80 cm wird innerhalb dieser 4 Pfähle ein fester Boden aus Schwarten oder Brügeln angebracht, der auf 4 zusammengeschlagenen Holzleisten (FG) ruht. Oben werden die 4 Pfähle abermals durch 4 Leisten verbunden, worauf dann die 4 Seitenwände des Käfigs durch etwa 20 cm voneinander an den unteren und oberen Rahmen (FG und BE) angenagelte schwache Fichtenstangen gebildet werden.

Die vier Wände (FBCG) werden dann in der Weise mit Tannenreisig, Schilf, Fichtenrinde oder Schwarten verwahrt, daß unten in einer Höhe von 50—60 cm vom Boden (FG) aufwärts die Stangen unbedeckt bleiben (FL, MG), wodurch es dem Wilde ermöglicht wird, das oben eingefüllte Heu unten herauszuzupfen. Das Heu kann mit einem schweren Stein beschwert werden, so daß es beim Verbrauch langsam von oben nachrutscht.

Das Dach (HC) besteht aus einem mit Schwarten, Schilf, Tannenreisig oder Rinde dicht gedeckten Rahmen, der auf- und zugeklappt wird.

Die Dimensionen können sein: Höhe BJ 2,5—3 m, CK 3—3,5 m, Tiefe und Breite FG 1 m.

Solcher Futterraufen werden längs der Wege in größeren oder kleineren Abständen so viele aufgestellt, daß auf 5—8 Stück Hochwild eine kommt. Die Einfachheit des Apparates ermöglicht deren Aufstellung auch noch im obersten Waldgürtel, im Hochgebirge, wo eine andere Fütterungsanlage, die mehr Bedienung erfordert, nicht mehr zulässig wäre.



Laubfutter, Topinamburkraut und Ruckkohl wird einfach täglich längs der Wege unter Bäumen lose ausgebreitet; ebenso streut man Kastanien und Topinamburknollen in kleinen Häufchen auf Plätze, die vorher etwas vom Schnee freigemacht werden. Die Futterrüben wirft man längst des Weges und in der Umgebung der Fütterungen einfach auf den Boden oder in den Schnee, das Wild findet schon jede einzelne Rübe, da ist kein Verlust zu befürchten. Schließlich ist festzuhalten, daß bei jeder Fütterung eine Salzlecke sein muß.

4. Hochwildfütterungen sind in der Regel nicht zu weit von den Winterständen, in der Nähe von Winteräszungsplätzen oder Wildäckern, sowie von fließendem Wasser, an windgeschützter, sonniger Stelle in alten offenen Holzbeständen, die von einem Fahrwege aus gut zugänglich sind, anzulegen.

Im Hochgebirge müssen die Fütterungen für Hoch- und Rehwild möglichst nahe der Höhe im obersten Waldgürtel angelegt werden für jenes Wild, welches die aperen Hänge und Lehnen aufzusuchen pflegt, weil dies die Fütterung wesentlich billiger macht, wenn man jenes Wild, das an die spärliche natürliche Winteräszung gewöhnt ist und die Fütterung nur im äußersten Notfalle annimmt, bei dieser gesunden Gewohnheit beläßt und es nicht erst künstlich hinunterzügelt. — Für das übrige Wild, das in den Gräben und im Walde zu stehen pflegt, müssen die Fütterungen mehr im Thale, längs der Wasserläufe angelegt werden, welchen im Gebirge ohnehin auch die Wege zu folgen pflegen, und wo natürliche Winteräszung an Brombeeren und Weichhölzern meistens hinreichend vorhanden ist. —

Die Rehfütterungen sind an ähnlichen Plätzen anzulegen, doch können sie auch in Stangenhölzern errichtet werden, da hier die Gefahr von Schälschäden entfällt, welche die Anlage von Hochwildfütterungen im Stangenholz nicht ratsam erscheinen läßt.

5. Bezüglich des Zeitpunktes, wann mit der Winterfütterung begonnen werden soll, gilt allgemein der Grundsatz, nicht erst zu warten, bis wirkliche Not sich geltend macht, sondern lieber schon zeitlich mit kleinen Futterrationen den Anfang zu machen, so daß das Wild zu einer Zeit, wo es sich noch frei und unbehindert im Revier bewegen kann und wo es ohnehin die Winterstände

aufzusuchen beginnt, jene Orte kennen lernt, wo es immer etwas Gutes finden kann!

Dadurch hindert man das eigene Wild am Auswechseln und fesselt auch Wechselwild ans Revier, wohin dasselbe etwa nur zur Brunst gezogen war. — Hochwild sollte man also schon zu Ende der Brunst an die Fütterungen gewöhnen, indem man zunächst nur etwas Kraftfutter, Kastanien, Eicheln u. dgl. vorlegt. Damit ist auch der Vorteil verbunden, daß die durch die Brunst herabgekommenen Hirsche sich rascher erholen und so der Not des Winters besser gewachsen sind. — Auch den Rehen sollte schon Ende Oktober, in rauhen Gegenden auch schon zu Anfang dieses Monats etwas Kraftfutter, Eicheln, Hafergarben u. dgl. spendiert werden, diese Auslage zahlt sich gewiß aus! —

Wenn man mit dem Füttern erst dann beginnt, wenn schon hoher Schnee liegt und das Wild schon ernstlich Not leidet, so kommt man bei manchem Stücke damit zu spät, das während des Schneefalls schon hungernd in der Dichtung stand, dann erst aus dem verschneiten Dickicht sich mühsam herausarbeiten mußte und nun die ihm unbekannte Fütterung nicht finden kann und elend eingeht! Wer einmal gefüttert hat, muß fortfüttern, solange das Wild zu den Fütterungen kommt. Im ersten Frühjahr, wenn der Schnee zu schwinden beginnt, soll man kein Raufutter mehr verabreichen, sondern nur etwas Kraftfutter und vorwiegend Rapsfutter vorlegen, und zwar so lange, als das Wild es aufnimmt. Jedenfalls muß man immer auf einen späten Schneefall, auf einen Nachwinter gefaßt und vorbereitet sein, besonders im Gebirge, sonst kann einem der Nachzügler des Winters mehr Opfer an Fallwild kosten als der Winter selbst, wenn das Wild die wohl bekannten Fütterungen aufsucht und nun dort nichts mehr vorfindet, während hoher Schnee ihm den Boden mit seiner kaum hervorsproßenden neuen Äsung unzugänglich macht.

B. Gams.

Von regelmäßiger Fütterung der Gemsen kann keine Rede sein, da sie selbst in der ärgsten Not keine auffällige Futtervorrichtung annehmen würden, übrigens immer auf der Höhe in solchen Lagen, von welchen Sonne und Wind den Schnee sofort „wegbeißen“, welche also in der Regel aper sind, die notwendige natürliche Äsung vorfinden. — Außerdem ist die Gemse so hart, daß sie auch ein paar Tage, wo wegen hohem Schnee Schmalhans Küchenmeister ist, ohne Schaden überdauert.

Wenn aber einmal der Schnee in großen Massen fällt und dann länger liegen bleibt, weil kein scharfer Wind kommt und die Höhen freigeht, oder, was das Aller schlimmste ist, wenn bei hohem Schnee über Mittag Tauwetter eintritt, dem in der Nacht ein scharfer Frost folgt, der die Schneeoberfläche verkrustet und die weiten Höhen und Hänge mit Glatteis überzieht, dann sind die armen Gemsen, soweit sie nicht noch rechtzeitig in den Wald niederfahren konnten, dem Hungertode preisgegeben. Für solche Fälle ist es dann gut, wenn der Jäger dafür gesorgt hat, daß auf den Hochalpen, oder wo die Gemsen ihren Winterstand haben, ein paar Heuschuber stehen bleiben, wenn er unter überhängenden Felsen in Wänden und „Mauern“, wo sich Gemsen bei schlechtem Wetter gern einstellen, ein paar Heubündel unauffällig befestigt hat, wenn endlich unter einigen der alten Wettertannen auf der Höhe und unter ein paar breitbeasteten Fichten oder Zirben im obersten Waldgürtel primitive Heupuppen errichtet wurden! Solche einfache Vorkehrungen, die ja seit dem Sommer jede menschliche Witterung verloren haben, scheut die Gams nicht und nimmt sie in der Not bald an, wie ich selbst im strengen Winter 1890/91 erfahren konnte. Damals gruben die Gemsen in die auf der Höhe belassenen Heuschuber tiefe Höhlen und waren auf das Heu so erpicht, daß bei den Schubern mehrere geforkelte Gemsen gefunden wurden, — Opfer des Kampfes ums Dasein!

Wenn auch solcher Notstand auf den Bergeshöhen nicht häufig vorkommt, Gott sei Dank, so empfehlen sich doch die beschriebenen einfachen Vorkehrungen sehr, da eventuell mit dem bißchen Heu ein großer Teil des Gamsstandes vor dem Verhungern gerettet werden kann.

C. Muer- und Birkwild.

Auch hier ist von regelmäßiger Fütterung keine Rede, doch wollte ich die beiden Wildarten nicht übergehen, da ich selbst dem Birkwild mit Erfolg zur Zeit großer Kälte und hohen Schnees Hasergarben vorlegen ließ, die gerne aufgenommen wurden, weshalb ich es nicht für unmöglich halte, auch dem Muervild in seinen Winterständen, z. B. in lichten Altholzbeständen, auf vom Schnee reingekehrten Plätzen Hasergarben, Vogelbeeren und dergl. zu streuen und so das Wild im Reviere beisammen zu halten!

Vielleicht haben andere Wildheger mit solchen Versuchen mehr Erfolg gehabt, als ich bisher aufzuweisen hatte, und ver-

öffentlichen gelegentlich ihre diesbezüglichen Erfahrungen zu unserer Belehrung und zum Vorteile unserer Wildstände; mir erscheint die Sache immerhin weiterer Bemühungen wert und darum wollte ich die Gelegenheit benützen, um diese Anregung zu geben.

D. Hasen

dürfen unbedingt kein Trockenfutter bekommen, da hat Herr Drömer zweifellos recht; nicht nur viele Hunde sind des Hasen sicherer Tod, sondern auch das Trockenfutter, ob viel oder wenig!

In milden Wintern merkt man die üblen Folgen der Trockenfütterung nicht so auffällig, obwohl gegen das Frühjahr immer etwas viel eingegangene Hasen gefunden werden; wehe aber, wenn einmal ein strenger, schneereicher Winter kommt, dann bricht das große Hasensterben herein, und die Hasen liegen beim Heu herum wie die Fliegen beim Gift! Ich habe zu Beginn meiner Hegerlaufbahn diese traurige Erfahrung selbst machen müssen, worauf ich dann das Füttern überhaupt bleiben ließ und mich darauf beschränkte, für die Hasen Topinamburacker anzulegen, die sie auch im Winter ohne Schaden mit Stumpf und Stiel abästen. Diese billige und zuträgliche Winteräsung habe ich beibehalten, pflege aber, seit ich Herrn Drömers Futtertheorie kennen lernte, die für Hasen wirklich vortrefflich ist, außerdem auch Rukthohl und Rüben vorzulegen.

Wie man damit vorzugehen hat, mag Herr Drömer selbst erklären:

„Diese sämtlichen Futtermittel werfe man einfach einzeln in den Schnee, neben den Weg, und zwar dort, wo das Wild am liebsten sich aufhält, z. B. auf einen alten Schleifweg, den das Wild meist passiert, in die Nähe der Dickungen etc. Man findet sehr bald die richtigen Stellen heraus, und schließlich arbeiten sich ja Jäger und Wild Hand in Hand: der Jäger kommt dem Wilde entgegen, und dieses trägt sein Teil dazu bei, daß die Absicht des Jägers erreicht wird und nichts umkomme. Im Winter nimmt das Wild die bekannte Gewohnheit an, weite Strecken auf den Wegen entlang zu ziehen, teils der besseren Bahn wegen, teils um nach Äsung zu suchen. Deshalb füttere ich stets derart, daß eine ununterbrochene Verbindung zwischen den einzelnen kleinen Futterstellen besteht. Es ist aber beinahe unglaublich, welche Massen an Rüben ein mittelmäßiger Wildstand während eines Winters konsumiert!

Ich lasse den beladenen Schlitten auf den bestimmten Wegen das Revier durchqueren und je nach dem Wildstande und späterhin je nach Bedarf alle 5—20 Schritte eine Rübe, eine Staupe Riesenkuhl zc. neben den Weg in den Schnee werfen. Die einmal angenommenen Futterstellen behalte man natürlich am besten für die Dauer des ganzen Winters bei. Sehr belebte Wege wähle man hierzu nicht, denn erstens wird das Wild hier öfter gestört und dann reizt man unnötigerweise die Begier dieses oder jenes Unberufenen. Es ist aus dem Grunde zweckmäßig, die Futtermittel einzeln auszuwerfen, weil besonders die Hasen während der ganzen Nacht sich mit dem Futter beschäftigen; der Hase kommt abends angerückt, nimmt sich seine hartgefrorene Rübe vor und nagt lange Zeit daran; währenddessen würde er die anderen mit dem verkehrten Ende erreichbaren Futtermittel benässen und ungenießbar machen. Man befürchte nicht, daß eine einzige Rübe oder dergleichen, die in tiefen Schnee hineingeworfen wird, auf die sogar noch neuer Schnee fallen und sie ganz zudecken sollte, verloren geht. Das Witterungsvermögen des Wildes durch die Schneedecke ist groß.“

Den Hasen wird nur, wenn Schnee den Boden bedeckt, Futter vorgelegt, da sie sonst auf den Saatsfeldern und im Walde genug natürliche Nahrung finden.

Aus diesem Grunde ist es schwer, den Winterbedarf an Rüben und Kuhl im voraus genau zu bestimmen. Daher ist es immer gut, wenn Topinamburfelder, welche den Hasen gute natürliche Nahrung bieten, und im Walde allerlei Weichhölzer vorhanden sind, welche letztere als Proßholz gefällt werden können.

Wie schon an anderer Stelle empfohlen wurde, ist es sehr nützlich, das Ausputzen und Beschneiden der Obstbäume in den Alleen und Anlagen im Winter vorzunehmen, die abgeschnittenen Äste an Ort und Stelle für die Hasen liegen zu lassen oder an geeignete Plätze des Reviers zu verführen und dort vorzulegen.

Wieviel täglich vorgelegt werden soll, hängt von den lokalen Verhältnissen und der Schneemenge ab, immerhin kann man auf einen Hasen täglich eine Rübe oder eine halbe Riesenkuhlstaupe rechnen, doch ist es besser, nach der Erfahrung täglich soviel vorzulegen, als von den Hasen sauber aufgenommen wird.

E. Hasanen.

1. Je nach Preis und Erhältlichkeit kann man den Hasanen Winterweizen, Mais oder Hirse schütten, zur Abwechslung auch Eicheln, Bucheln und gekochte Kartoffeln.

Sehr zuträglich ist ihnen auch, wenn man zu jeder Schüttung ein oder zwei Ruhkohlstauden legt.

Bezüglich der Qualität der Futtermittel ist der Fasan nicht heikel, wenn nur die Quantität entspricht!

2. Über das Wieviel? äußert sich Wittmann¹⁾ wie folgt: „Der Fasan nimmt gerne mit Futter minderer Qualität vorlieb, nur muß ihm dies in hinreichender Menge geschüttet werden, so zwar, daß er gesättigt den Schüttplatz verlassen kann und daß auch für eventuelle Nachzügler noch etwas Futter erübrigt wird. Viele Fasanen, welche am Morgen das vorgelegte Futter aufnehmen, kehren am Nachmittage, kurz vor dem Aufbaumen, noch einmal zum Schüttplatze zurück. Das Futter soll regelmäßig täglich, womöglich zu ein und derselben Zeit geschüttet werden; am besten geschieht dies kurz vor, oder bald nach dem Abbaumen der Fasanen. —

Wer sich Mühe nehmen will, den Fasan bei den Schüttungsplätzen zu beobachten, der wird sehen, daß nicht allein für den köstlichen Vogel der Tisch gedeckt ist. Was der Wald an körnerfressenden Vögeln im weiten Umkreise beherbergt, das alles zieht sich im Winter zu den Fasanenschüttungen. Haus- und Feldsperling, Goldammer, sämtliche Weisenarten besuchen die Schüttungen. Als unangenehme Gäste machen sich Heher, Krähen und Elstern bemerkbar.

Nicht nur diese beschwingten Schmarotzer wollen mit dem Fasan teilen. Mäuse, Eichhörnchen, Kaninchen, Hasen, ja sogar Rehe sind häufige Besucher der Fasanenschüttungen.

Aus dem vorher Gesagten erhellt, daß es schwer ist, eine Futterpassierung pro Stück Fasan während der Zeit, in der gefüttert wird, festzusetzen, denn passiert man wenig, so riskiert man, daß das Wild wegen Futtermangel seinen Standort verläßt, während der vollkommen gesättigte Vogel tren an seinem Standorte hält.

Die Futterpassierung durch das Abzählen der Fasanen bei den Schütten zu fixieren, ist namentlich in großen Revieren und bei großem Stande nicht gut möglich, da bei warmer Witterung die Fasanen nur unregelmäßig zur Schütt kommen. Das beste Urteil, um die für einen Schutzbezirk pro Tag oder noch besser pro Woche nötige Futtermenge festzustellen, erhält man noch durch die Mühe, einigemale hintereinander das Schütten selbst zu

¹⁾ Der Edelfasan, Wien bei Künaß, 1891.

kontrollieren. Ist das Futter von gleicher Qualität, so muß das betreffende Jagdschutzorgan wissen, wieviel Handvoll Getreide täglich auf jedem Schüttplatze zu geben sind, so daß selbiges bis zum Abend rein aufgenommen ist. Mißt man probeweise in dieser Art, wieviel Handvoll der betreffenden Frucht auf einen Hektoliter gehen, dann kann man sich leicht den Bedarf an Futter pro Woche ausrechnen. Je nachdem der Winter strenger oder milder ist, der Stand durch Jagd oder Fang nach und nach kleiner wird, steigt und fällt der Futterbedarf."

Bei mir bekommen die Fasanen pro 100 Stück und pro Tag: vom 15. September bis 15. November 5 1 Hinterweizen, vom 15. November bis 15. März 10—12 1 Hinterweizen oder 7—10 1 Mais, vom 15. März bis 1. Juni 5 1 Hinterweizen.

Je nachdem offenes Wetter herrscht und die Fasanen viel oder wenig natürliche Nahrung finden, sowie je nachdem mehr oder weniger Vögel, Mäuse, Eichkätzchen u. bei den Schüttungen sich einfinden, kann man mehr oder weniger schütten, als hier angegeben wurde.

Auf welche Fläche im Walde eine Schüttung kommen soll, läßt sich nicht bestimmen, das hängt ganz von der Verteilung des Fasanenstandes ab. In Remisen, im Laubwald, in der Nähe von Schlägen und Feldern halten sich mehr Fasanen auf und müssen daher auch mehr Schüttungen angebracht werden, als in reinem Nadelholz. — Die Frage, wie geschüttet werden soll, beantwortet Wittmann, dem gern ich das Wort lasse, da ich kein Buch für die beste Monographie über den Fasan und dessen Hege halte, wie folgt. Da er jedoch vorausschickt,

3. wo die Schüttungen anzulegen sind, will ich auch gleich bemerken, daß dieselben nur in Dickungen und zwar womöglich in Nadelholzdickichten, welche auch im Winter Schutz gewähren, angelegt werden sollen.

Damit das Wild nicht zu sehr beunruhigt werde, ist es gut, wenn die Schüttungen von einem allerdings nicht zu sehr begangenen Wege, einer Schneise oder Wiese leicht zugänglich sind, — ein Vorteil, der sich namentlich bei hartgefrorenem Schnee geltend macht. — Also Wittmann schreibt:

"4. Ein Schüttplatz für Fasanen darf nie auf einer Blöße oder in einem lichten Bestande errichtet werden, sondern immer nur an einer Stelle des Waldes, wo der Holzbestand auch nach dem Abfall des Laubes im Winter hinreichend dicht bleibt, so daß den Fasanen genügender Schutz gegen Raubvögel geboten wird.

Zum Schutze des gestreuten Futters gegen Regen und Schnee wird über dem Schüttplatze ein Pultdach errichtet, welches mit Stroh oder Reisig gedeckt wird. Je primitiver und unverdächtiger die ganze Einrichtung ist, desto eher wird der Schüttplatz von den Fasanen angenommen; man unterlasse es daher, die Schüttungshütten mit Brettern zu decken, wie dies manche Fachschriften fordern, denn es kostet mehr und taugt weniger.

Die durch das Pultdach geschützte Fläche hat beiläufig 2,5 m Breite und 3 m Länge. Dies genügt für einen ziemlich großen Stand; wo nur wenige Stücke zur Schütt kommen, dort genügen viel kleinere Dimensionen. Gewöhnlich bringt man neben dem Schüttplatze, von diesem etwa 3 m entfernt, eine Hütte an, welche kegelförmig über einem 1 m im Durchmesser und 0,5 m Tiefe haltenden Erdloche, ähnlich wie eine „Uhu-Hütte“, errichtet wird. Diese primitive Hütte hat den Zweck, dem Jäger als Versteck zu dienen, wenn er die zur Schütt kommenden Fasanen zählen oder auch einfangen will.

Damit die Fasanen die Schüttung leichter auffinden, macht man die sogen. „Lausschütt“, d. h. man streut Ähren von Weizen, Gerste, Hirse, Buchweizen zc. oder auch Maiskolben aus zwei oder mehreren Richtungen auf längeren Strecken gegen die Schüttungshütte, unter welche man mehrere Garben des Getreides stellt oder auch nur Körner in hinreichender Menge schüttet. Die Fasanen folgen der Lausschütt und kommen so zur Schüttungshütte sehr leicht, während sonst das Auffinden des Schüttplatzes nur dem Zufalle anheimgegeben wäre.“

5. Sobald die natürliche Nahrung des Fasans nicht mehr zu seiner Ernährung genügt, muß man zu schütten anfangen. Dieser Zeitpunkt ist bei einem starken Fasanenstand gewöhnlich dann gekommen, wenn die Felder nach der Ernte gänzlich abgeräumt sind, d. i. Anfang September; ist der Stand gering, so kann die Schüttung später aufgenommen werden, da die wenigen Fasanen auch im Walde noch genug Nahrung an Samen und Insekten vorfinden.

Jedenfalls müssen die Fasanen vor dem ersten Schnee an die Schüttungen gewöhnt sein, da sonst die Gefahr vorliegt, daß entweder viele Fasanen in fremde Reviere auswandern, oder daß die Fasanen, die überhaupt nicht sehr intelligent sind, beim ersten starken Schneefall die Schüttungen nicht finden und zahlreich eingehen.

F. Rebhühner.

1. Diesen wird ebenfalls Hinterweizen, Gerste oder Hirse geschüttet; auch sie lieben es, wenn sie etwas Grünes im Winter bei hohem Schnee bekommen können, weshalb auch hier die Vorlage von etwas Kuhkohl zu empfehlen ist.

2. Je nachdem die Rebhühnerschüttungen auch von Krähen und anderen Vögeln besucht werden, sollen pro 100 Stück und pro Tag 4—8 l Hintergetreide geschüttet werden.

3. Die Schüttungen können entweder nach Art der Fasanenschüttungen angelegt werden, was sich dort empfiehlt, wo im Winter Hühner gefangen werden sollen, oder man errichtet sogenannten Schneehauben aus Reisig, unter welchen dann das Futter gestreut wird. Über der Schüttung soll ein Pfahleisen für Krähen und Raubvögel aufgestellt werden, jedoch so, daß es nicht hoch über das Reisig hervorragt, weil sich sonst nichts fängt. Um die Schüttung herum spannt man an kleinen Pflöcken, die in die Erde eingeschlagen werden, in der Höhe von etwa 24 cm einen dünnen Draht, welcher den Zweck hat, die Krähen abzuhalten; diese pflegen aufrecht, den Kopf in der Höhe, zu marschieren und stoßen so an den Draht an, was sie vom Besuche der Schüttung abschreckt — allerdings nicht immer!

4. Die Schüttungen legt man zweckmäßig in Remisen an, sonst auf geschützteren Plätzen im Felde, überhaupt da, wo Rebhühner sich gern aufhalten.

5. Geschüttet wird den Rebhühnern nur bei Schnee, da sie sonst nicht zu den Schüttungen kommen, weil sie in Feld und Wiese genug natürliche Nahrung finden.

G. Enten

kann man, offenes Wasser vorausgesetzt, den Winter über an die Gegend fesseln, indem man ihnen an geschützten Plätzen am Ufer im Schilf oder unter Bäumen unter einem möglichst unauffälligen Schilfdache Hafer oder sonstiges Hintergetreide schüttet. — Sind die Enten einmal an die Schüttung gewöhnt, so läßt sich eine Fangvorrichtung dort anbringen. Die Schüttungen sind im Herbst anzulegen, bevor der Entenzug beginnt.

VI. Salzlecken.

Daß Hochwild, Rehe und Gemsen mit großer Begierde Salz aufnehmen, ist eine uralte Geschichte; die ältesten Jagdwerke empfehlen schon die Anlage von Sulzen oder Salzlecken, um das Wild an bestimmte Waldorte anzufirren und dort sicher erlegen zu können. Die alten Jäger mögen zu dieser Maßregel durch die Wahrnehmung veranlaßt worden sein, daß Wild in Gegenden, wo natürliche Salzquellen vorkommen, dieselben von weither aufsucht, daß es an Felsen, namentlich Kalkfelsen, die bisweilen eine mehr oder weniger scharfe Sulze ausschwizen, begierig zu lecken pflegt und lehmige Stellen im Walde, wo der Lehm nur etwas salzigen Beigeschmack aufweist, sucht und findet und daselbst den Boden mit den Läusen ausschlägt und gerne diese Erde aufnimmt und leckt.

So mögen die alten Jäger auf den Gedanken gekommen sein, Lehm mit Salz gemischt an jenen Orten dem Wild vorzulegen, wo sie dasselbe veranlassen wollten, Stand zu halten, wobei sie in erster Reihe vom Zwecke der Jagd und nicht der Wildhege geleitet waren. Seither ist die Salzlecke ein Inventarstück der Jägerei geblieben; manche wissen, warum sie ihre Salzlecken einschlagen, manche ahnen es nicht; die Einen legen die Salzlecken so an, daß sie das Wild gerne aufnimmt und die Lecken nicht oft genug erneuert werden können, die Anderen thun es wieder so — *ut aliquid fecisse videatur* —, daß das Wild die Sulzen nicht anrührt, kurz, wenn es auch wenige Reviere giebt, welche der Salzlecken gänzlich entbehren, so kann man doch sagen, daß der Wert der Salzlecke nicht nur für die Jagd, sondern hauptsächlich für die Wildhege nicht allgemein genug anerkannt wird, und darum sei mir gestattet, noch in Kürze auszuführen, warum, wie, wieviel, wo und wann Salzlecken anzulegen sind.

1. Ich bin nicht gelehrt genug, um selbst die wissenschaftliche Begründung dafür liefern zu können, warum die Darreichung von Kochsalz an das Wild, sofern es sich um Wiederkäufer handelt, also an Hoch- und Rehwild und Gemsen, im Wege der Anlage von Salzlecken notwendig ist, ich ziehe daher vor, diesen wissenschaftlichen Nachweis einer Koryphäe (oder, wie ein mit den Fremdwörtern auf dem Kriegsfuße lebender Bekannter sagte: Konifere) der Jagdlitteratur zu überlassen. Herr Oberförster Gulesfeld-Langenburg schreibt: ¹⁾

¹⁾ Wild und Hund I. Nr. 16, S. 243.

„Die Bestandteile des Kochsalzes, welches bekanntlich zum Schlagen der Sulzen verwendet wird, sind Natrium und Chlor. Beide gehören zu den fixen Mineralstoffen, das sind die Aschenbestandteile des Tierkörpers. Wenn auch die Menge des im Körper der Wiederkäuer nachgewiesenen Chlornatriums keine große ist, so sind diese Stoffe doch unentbehrlich für alle Säfte und Gewebe, in welchen durch den Ernährungsprozeß unaufhörlich Zerstörung und Neubildung stattfindet. Wegen des fortwährenden Aufbrauches an diesen muß zur Erhaltung des Gleichgewichtes im Körper auch eine entsprechende Zufuhr vorhanden sein.

Die Muskel- und Nervensubstanz, sowie die Blutkörperchen sind arm an Natron. Die Knochen ausgewachsener Tiere enthalten aber nur sehr wenig davon. Hierin mag zum Teile die Erklärung liegen, daß beim Fehlen von Salz im Winter bei tiefem Schnee namentlich die Wildkälber und Rehkitze so leicht eingehen. Wegen des Fehlens des zur Ausbildung der Knochen nötigen Natrons werden die Läufe so schwach, daß die Tiere sich nicht mehr auf denselben zu halten vermögen, sich also auch nicht nach den Futterplätzen begeben können und schließlich vor Hunger und Kälte umkommen. Natron ist außerdem namentlich in der Form von Chlornatrium (Kochsalz) ein charakteristischer Bestandteil des Bluteserums und des Chylus (Nahrungssaft) sowie aller Verdauungssäfte und der schleimigen Substanzen im Tierkörper. Findet nicht eine tägliche Erneuerung statt —, die Alkalien werden mit der Harnflüssigkeit ausgeschieden — so treten im Ernährungsprozesse wesentliche Störungen ein. Direkte Versuche in dieser Hinsicht ergaben, daß die Wiederkäuer bei einem sehr salzarmen Futter rasch erkranken oder ganz zu Grunde gehen, und zwar ist dies nicht nur bei jungen, sondern auch in völlig ausgebildetem Zustande der Fall.

Die übrigen Nährsalze und namentlich Kali werden durch das Pflanzenfutter in überreicher Menge zugeführt, nur Chlornatrium — das Kochsalz — fehlt häufig. Professor Dr. Wolff sagt in dem genannten Werke über seinen Wert für das Leben der Tiere wörtlich wie folgt:

„Wenn das letztere in den Tierkörper eingeführt wird, so setzt es sich teilweise mit anderen hier vorhandenen Salzen um und trägt bei zur Zellen- und Säftebildung. Außerdem aber äußert das Kochsalz auch als solches günstige Wirkungen, indem es, wenn auch unter normalen Verhältnissen, die eigentliche Ver-

daunung der aufgenommenen Nahrung nicht wesentlich befördert, so doch den Übergang der Nährstoffe, namentlich der Eiweißsubstanzen aus dem Verdauungskanal in den Kreislauf der tierischen Säfte, die „Diffusionsfähigkeit“ jener Stoffe oder deren „Resorption“ erleichtert, sowie innerhalb gewisser Grenzen die Saftströmung im Organismus beschleunigt und den Umsatz der Nährstoffe, überhaupt die Energie des Stoffwechsels erhöht. Hierzu ist, wie es scheint, ein gewisser Überschuß von Chlornatrium erforderlich, welcher rasch den Körper durchkreift und der Aufnahme entsprechend mit dem Harn wiederum ausgeschieden wird.

Im Jugendzustande nehmen die Kälber und Rixe das Natron und das Kali durch die Milch im richtigen Verhältnisse (1 : 3 etwa) auf, im späteren Lebensalter und besonders im ersten Winter, während welchem sie noch im Hauptwachstume sind, sind diese Tiere aber vielen Zufälligkeiten unterworfen. Der Gehalt der Futterstoffe an Chlornatrium ist je nach Bodenart, nach den Witterungsverhältnissen, während der Wuchs und Erntezeit und nach den zur Anwendung gebrachten Dungstoffen sehr verschieden.

Das Grummet ist reicher an Natrium und Chlor als das Wiesenheu, das Gras von Muschelsalkboden ist ärmer an Kochsalz als das von Wiesen auf dem Verwitterungsprodukte von Lettenkohlen sandstein. Gras auf Wiesen, welche mit Mist von Haferstroh gedüngt sind, nimmt mehr davon auf, als solches von Wiesen, welches nur Laubmist oder nur Thomasschlacke erhielt. Chilisalpeter, Rainit sind reich an Natron. Beregnetes, ausgelaugtes Futter ist jederzeit arm an den löslichen Salzen und deshalb zur Fütterung wenig geeignet, ebenso das Heu von Sumpfwiesen. Das Körnerfutter (Hafer, Mais), sowie Kartoffeln, Rüben und Topinambur sind reich an Kali, aber arm dagegen an Natron. Direkte Versuche haben aber auch noch ergeben, daß Natron und Chlor bei besonders reichlicher Aufnahme von Kaliverbindungen rascher und in erhöhtem Grade mit dem Harn ausgeschieden werden. Wie schon erwähnt, sind diese Stoffe zur Bildung des Speisebreies für Wiederkäuer unerläßlich und deshalb muß der Organismus leiden, wenn nicht Zufuhren stattfinden. Heu und Grummet vermögen dieses Bedürfnis nicht auf die Dauer zu befriedigen. Das Kochsalz dient demnach nicht allein dazu, dem Wilde das Futter schmackhafter zu machen, sondern es ist ein wirkliches Nahrungsmittel. Die Horngebilde der Tiere, zu welchen auch die Haare zählen, haben die gleichen Bestand-

teile, welche sich in den Eiweißstoffen finden. Das Albumin scheint denn auch hauptsächlich zur Bildung derselben beizutragen. Seine Überführung aus dem Verdauungskanale in das Blutserum vermittelt aber das Kochsalz, mit dem es gemeinschaftlich in dieser farblosen Flüssigkeit auftritt. Diese Wechselbeziehungen lassen erkennen, daß auch zur Zeit des Haarwachstums, also während der Färbezeit im Frühjahr, ebenso gut wie im Herbst, das Vorhandensein des Kochsalzes im Körper unseres Wildes unerlässlich ist und daß beim Fehlen desselben der Verfärbungsprozeß verlangsamen und der Körper erkranken wird."

Aus vorstehender Darstellung geht überzeugend hervor, daß das Wild unter bestimmten Verhältnissen und zu gewissen Zeiten einer größeren Salzaufnahme bedarf, um gesund und kräftig gedeihen zu können, daß es daher zu den Aufgaben der Wildhege gehört, dem Wilde auf künstlichem Wege das ihm notwendige Kochsalz zu verabreichen, und das um so mehr, je weniger das Wild die Möglichkeit hat, durch weites Auswechselln die natürliche Salzaufnahme aus entsprechender Nahrung, aus Quellen oder natürlichen Sulzen sich zugänglich zu machen.

Abgesehen von den der Winterfütterung beizumengenden Salzgaben kann dem Wilde das Salz zweckmäßig durch Errichtung von Salzlecken geboten werden.

Diese haben außerdem den Zweck, das Wild an das Revier zu fesseln und es vom Auswechselln abzuhalten.

2. Viele Jagdschriftsteller verfallen in den Fehler, daß sie allzu komplizierte Vorschriften für die Herstellung der Salzlecken geben: man solle nur steinerne oder aus Thon gebrannte Gefäße, nur absolut reinen, eisenfreien Lehm und nur reines Kochsalz dazu verwenden! —

Ich glaube, daß je einfacher und billiger eine Maßregel der Wildhege durchgeführt werden kann, je leichter das dazu notwendige Material zu beschaffen ist, desto eher wird sie zur Anwendung gelangen.

Wenn der Wildheger mit bescheidenen Mitteln arbeiten muß, kann er sich keine schönen Sandsteintröge ausmeißeln lassen, um so weniger, wenn kein Sandstein im Reviere vorkommt, und solche große starkwändige Thongefäße, wie sie zum Einschlagen von Sulzen notwendig sind, bekommt man nicht einzeln zu kaufen, sondern kann sie nur auf Bestellung in größeren Posten extra anfertigen lassen, mithin sind sie für kleine Reviere nicht erhältlich. Wer also keinen leicht zu verarbeitenden Stein zur

Hand hat und wer sich Thongefäße nicht beschaffen kann, lasse ruhig aus einem stärkeren Baumstamme einen Trog verfertigen oder lasse aus Eichen-, Kiefern-, Lärchen- oder Fichtenholzstücken einen Kasten oder Rahmen zusammenschlagen, was jeder Waldarbeiter fertig bringt, und schlage darin seine Salzlecke ein. Stein und Thon ist gewiß besser, weil die Salzlauge darin festgehalten wird und nichts davon verloren geht, aber Holz thuts auch, wie die Erfahrung lehrt!

Ob man Rochsalz oder Viehsalz verwendet, ist ganz gleichgültig, nur muß man vom Viehsalz etwas mehr nehmen, also etwa 50 kg Viehsalz gegen 40 kg Rochsalz auf einen Kubikmeter Lehmerde.

Reiner Lehm ist nicht überall zu finden, darum sollte man die braven Leute, die Salzlecken anlegen möchten, nicht davon abschrecken mit der starren Behauptung, daß nur ganz reiner, feiner, eisenfreier Lehm dazu brauchbar ist, *le mieux est l'ennemi du bien*: wenn schöner, reiner Lehm auch besser ist, so thuts eine beliebige Erde doch auch, wenn sie nur fest zusammenhält, d. h. bindig ist und von Steinen und Sand vollkommen frei ist! Sand krakt dem Wilde den Lecker und knirscht zwischen den Zähnen, was ihm eben so wenig behagt, als mir und Dir, lieber Jäger, und darum bleibt das Wild solchen Lecken fern, was ihm niemand übel nehmen kann. Dagegen schadet ein bißchen Eisen im Lehm gar nichts, es mag sogar gesund sein, da es ja einen wesentlichen Bestandteil des Blutes bildet, womit ich freilich nicht raten will, mit Rücksicht auf etwaige bleichfüchtige Schmaltiere extra eisenhaltigen Lehm zu verwenden. — Manche empfehlen, den Salzlecken etwas pulverisierte Holzkohle, Anisamen, Galläpfel und dergl. beizumischen; ich habe damit keine Versuche gemacht, denke aber, daß dergleichen harmlose Ingredienzen gewiß nichts schaden können. — Die Holfeld'schen Wildleckenpulver sollen sich sehr bewähren, was ich gerne glaube, da sie außer einigen Bestandteilen, die auf die Verdauung des Wildes heilsam einwirken sollen, phosphorsauren Kalk enthalten, dessen günstiger Einfluß auf den Knochenbau und die Geweihbildung, sowie auf die Milchproduktion bei Muttertieren erwiesen ist. Wer also in dieser Richtung durch die Salzlecken auf die Entwicklung seines Wildes Einfluß nehmen will, der verwende das Holfeld'sche Präparat; nur muß man anfangs sehr schwache Gaben den Sulzen beimengen, da Wild, welchem der starke Geruch des Pulvers noch ungewohnt ist, sonst den Lecken fern=

bleiben würde. Das gilt übrigens auch für die Beimischung von phosphorsaurem Futterkalk zu den Salzlecken, der dem Wilde anfangs auch nicht schmeckt. Allmählich können die Gaben dann verstärkt werden, so daß normal auf 1 cbm Lehmerde etwa 15 kg phosphorsauren Kalkes oder Wildleckenpulvers kommen.

Die Salzlecke wird folgendermaßen gefertigt:

Aus Steinplatten, behauenen Holzstücken oder starken Brettern, die etwa 70—80 cm lang sind, wird ein quadratischer Kasten oder Rahmen zusammengesetzt, der etwa eine Tiefe von 50 cm erhält; für Rehlecken genügt die Hälfte dieser Dimensionen. Dieser Rahmen oder Kasten wird auf einer etwas erhöhten trockenen Stelle so in den Boden eingegraben, daß der obere Rand nur ganz wenig hervorragt. Dann wird rund herum von außen die Erde fest angetreten oder gestampft, so daß ein sanft abschüssiger Hügel entsteht, an welchem das Regenwasser nicht stehen bleibt, sondern nach allen Seiten frei abfließen kann. Nach dem Auftragen der Erde außen um den Kasten herum darf dessen oberer Rand gar nicht mehr über den Erdboden hervorragen. Das Gleiche ist zu beobachten, wenn statt des primitiven Holzrahmens ein aus einem Baumstamm oder Steine gefertigter Trog oder ein Gefäß aus Töpferthon zur Verwendung gelangen. An Plätzen mit steinigem Untergrunde kann man die zur Aufnahme der Salzlecke bestimmte Vertiefung direkt aus dem Felsen herausmeißeln lassen, was zwar momentan mehr kostet, dafür aber eine dauerhafte Anlage darstellt, die sich mit der Zeit auszahlt.

Die Salze selbst wird in der Art eingeschlagen, daß man die an Ort und Stelle oder doch in der Nähe vorfindliche Erde, die womöglich lehmig, jedenfalls aber bindig und sandfrei sein muß, von Steinen und leicht verwitternden Erdbestandteilen reinigt, durchsiebt und gut durchknetet. Das zu verwendende Salz muß schon vorher mit dem phosphorsauren Kalk bzw. dem Wildfutterpulver gemischt werden und zwar so, daß auf zwei Teile Salz ein Teil Futterkalk resp. Holsfeld'sches Pulver kommt.

Hierauf trägt man eine dünne Schicht Lehm in dem Kasten bzw. Rahmen oder Troge auf und bestreut diese Lehmschicht mit soviel von der Salzmischung, daß der Lehm davon gleichmäßig bedeckt erscheint, wobei man auf zehn Hände voll Erde eine Hand voll Salz- und Kalkmischung rechnen kann. Auf diese wird wieder eine Lehmschicht aufgetragen und festgeschlagen, darauf streut man wieder Salz und fährt so fort, bis die Form

bis an den Rand gefüllt ist; darauf häuft man noch soviel Erde, die mit Salz gut durchgearbeitet wurde, daß sich ein mäßiger Hügel bildet, schlägt dessen Oberfläche von allen Seiten fest und legt in der Mitte noch ein größeres Stück Steinsalz auf, welches in die Masse fest eingedrückt wird und die Salzlecke krönt. Hierauf reinigt man den Platz von Holzabfällen und dergleichen und befreit die Erde im Umkreis von 1—2 m von Gras und Strauchwerk, um durch Abspüren die Aufnahme der Salzlecke besser kontrollieren zu können.

Vielsach wird die Methode empfohlen, Erde und Salz mit Wasser zu einem dicken Brei einzurühren, dann einzuschlagen und schließlich noch mit Salzwasser zu übergießen. Ich halte jedoch die oben angegebene Art für weniger umständlich und schon deshalb für ratsamer, weil nicht überall Wasser nahe zur Hand ist. Die nötige Anfeuchtung besorgt schon der Himmel mit Regen und Schnee, und das Salz durchdringt die Erdschichten, wenn sie nicht zu dick aufgetragen werden, ganz von selbst.

Im Hochgebirge wird an vielen Plätzen, wo eine Salzlecke hingehört, weil Hochwild und Gemsen dort gern ihren Stand halten, die Errichtung einer solchen schwierig oder unmöglich sein, so z. B. im scharfen Gebirge, in Wänden und in den Hochlagen. Hier genügt es, größere Salzstücke unter überhängenden Felsen oder „Wettertannen“, deren dichtes Astwerk das Salz vor Regen und Schnee schützt, auszulegen, was am besten dadurch geschieht, daß man die Steinsalzkumpen entweder zwischen Felsstücken oder zwischen nahe beisammenstehenden Bäumen einkleimt oder an Eisenklammern befestigt, die in dem Baum oder Felsen eingetrieben werden.

Vielleicht werden die Holsfeld'schen Lecksteine, die leicht transportabel sind, für solche Hochlagen gut zu verwenden sein; ich gedenke damit im Hochgebirge Versuche zu machen, kann aber heute noch kein Urteil aus eigener Erfahrung abgeben.

3. Wieviel Salz dem Wilde in einem Revier zu verabreichen ist, bzw. wieviele Salzlecken dort zu errichten sind, dafür lassen sich keine allgemeinen Regeln aufstellen. Die Gelehrten sagen, daß ein Stück Hochwild im Jahre an Salz über 3 Kilo, Reh und Gemse etwa die Hälfte von diesem Quantum brauchen; daraus folgt aber nicht, daß jedem Stück Wild das betreffende Quantum seines Jahresbedarfs in den Salzlecken des Reviers geboten werden muß. Je nachdem die natürliche Nahrung und das Winterfutter mehr oder weniger Salzgehalt hat,

müssen mehr oder weniger Salzlecken angelegt, bezw. diese öfters oder seltener erneuert werden.

Wo im Winter dem Wilde natürliche Nahrung an Weichhölzern, Brombeeren u. dergl. und besonders an Winterjaaten und Rapsfeldern zugänglich ist, wo ihm in der guten Jahreszeit wohlkultivierte Felder und Wiesen zur Verfügung stehen, da braucht es weniger künstliche Salzzufuhr in den Salzen als dort, wo es im Winter auf Trockenfütterung angewiesen ist und im Sommer auf sauren Wiesen, schlecht gedüngten Feldern und in nassen oder gar sumpfigen Wäldern der Nahrung nachgehen muß. Ebenso braucht das Wild in nassen Jahren oder bei anhaltender Dürre mehr Salz als in normalen Zeiten. Eine Salzpasse pro Kopf und Jahr läßt sich also nicht vorschreiben: je nach dem Wildreichtum des Reviers sollte im Walde auf 30—40 ha immer eine Salzlecke kommen; im Hochgebirge richtet sich die Zahl der notwendigen Lecken nach dem Wildstande und den Umständen im Sommer und Winter. So oft eine Salzlecke nahezu aufgebraucht ist, muß sie sofort frisch eingeschlagen werden, das ist die Hauptregel; nach mehrjähriger Erfahrung wird man dann allerdings den jährlichen Salzbedarf eines Revieres annähernd richtig veranschlagen können.

4. Zur Anlage von Salzlecken sind solche Orte im Reviere zu wählen, wo das Wild sich gern aufzuhalten pflegt, sei es, daß es dort Einstand nimmt, um der Ruhe zu pflegen, sei es, daß es dort der Nahrung nachgeht.

Da nun je nach der Jahreszeit das Wild, namentlich Hoch- und Gemswild, andere Standplätze hat, so muß der Jäger dafür sorgen, daß ihm sowohl in den Sommer- als in den Winterständen an geeigneten Plätzen die notwendigen Salzlecken errichtet werden. Solche Orte sind: a) in den Sommerständen, die das Wild im Frühjahr bezieht und erst im Spätherbste verläßt, ruhige geschützte Plätze auf Schlägen, Waldwiesen und Wildäckern, wo das Wild regelmäßig zur Nahrung auszieht; in der Umgebung von Suhlen, an stark betretenen Wechselln im Hoch- oder Stangenholze, auf kleinen Blößen in Dickungen oder auch älteren Beständen, wo das Wild erfahrungsgemäß gern steht und sich tagsüber niederzuthun pflegt; im Hochgebirge in den kühleren Hochlagen auf der Nord- oder Westseite eines Bergstockes an Plätzen, welche nach verschiedenen Seiten freien Ausblick gewähren, was die Gemsen besonders

lieben, daher solche Stellen bevorzugen und die Sulzen dort leichter annehmen; ferner in Hochtaren, schattigen Gräben und in Ratschenfeldern oder im obersten Waldgürtel, wo das Wild in der heißen Tageszeit Einstand zu nehmen pflegt; b) in den Winterständen bei jeder Fütterung, da das Wild des Salzes besonders bedarf, um das künstliche Futter besser verdauen zu können; auf Winteräsfungsplätzen, auf Schlägen und in Laubholzbeständen, welche im Winter dem Wilde Äsung bieten und deshalb von ihm im Winter aufgesucht werden; in Alt- oder Stangenhölzern, wo das Wild gerne steht und tagsüber sich niederzuthun pflegt; im Hochgebirge in sonnigen, nach Süden oder Osten gelegenen Hängen der Hochlagen, die meistens schneefrei (aper) zu sein pflegen, in sonnigen Wänden oder "Mauern", wo die Gemsen mit Vorliebe stehen, in geschützten Mittelthälern und ruhigen Schluchten und Gräben in der Waldregion, welche gegen raue Winde abgeschlossen sind, wobei darauf zu achten ist, daß die Decke und ihre nächste Umgebung vollkommen lawinensicher sei, eine Vorsicht, welche auch bei der Anlage von Fütterungen im Hochgebirge sehr am Platze ist.

5. Auf die Frage: wann sollen die Salzlecken angelegt werden bezw. imstande sein? kann nur geantwortet werden: jahraus, jahrein!

In den Urwäldern der Karpathen in der Bukowina kommen stellenweise Salzquellen vor, zu welchen das Hochwild zu gewissen Zeiten von ferneher zuwehst. Ich kenne eine solche Quelle, *slatina mare*, bei Radauz, in deren Umgebung gewöhnlich kein Hochwild steht, die aber im zeitlichen Frühjahr und nach der Brunst von sehr viel Wild aufgesucht wird.

Dies hängt mit der Beobachtung und der Theorie zahlreicher Jagdschriftsteller zusammen, daß das Wild nach den Entbehrungen des Winters und nach den Strapazen der Brunst, zur Zeit des Haarwechsels und zur Zeit der Erneuerung des Geweihs, endlich zur Zeit des Überganges von der reichlichen und fastigen Sommeräfung zur mehr oder weniger trocknen und spärlichen Winteräfung ganz besonders der Salzaufnahme bedarf: also im zeitlichen Frühjahr und im Herbst!

Es ist oben schon erwähnt worden, daß in den jungen Saaten, in fastigen Gräsern und Kräutern ein für den Organismus der Wiederkäuer genügender Salzgehalt vorhanden ist, dagegen fehlt es am nötigen Salze der bei warmfeuchtem Wetter zu üppig gewachsenen Äsung im Sommer, ebenso dem bei an-

haltender Dürre versengten Grase in trocknen Lagen, den auf Schlägen und Wiesen im Herbst und Winter verbliebenen Gräsern und Kräutern, die verwelkt und vertrocknet und von Sonne und Regen ausgelaugt in der Zeit der Not vom Wilde aufgenommen werden, ebenso endlich den trocknen Futtermitteln, (Rauhfutter oder Körner), welche dem Wilde im Winter vorgelegt werden.

Im Frühjahr und im Herbst, im Sommer und im Winter braucht also das Wild im gehegten Reviere künstliche Salzgaben, und daraus ergiebt sich die Pflicht für den Jäger, zu allen Zeiten des Jahres seine Salzlecken imstande zu haben und sorgfältig darauf zu sehen, daß sie niemals leer sind, weshalb er sie häufig revidieren und immer wieder frisch einschlagen soll. — Das Wild wird ihm seinen Eifer durch gutes Gedeihen und Aussehen lohnen —, und Unberufene werden den Lecken fernbleiben, wenn sie niemals sicher sind, den Jäger dort nicht anzutreffen!

1851

/1866/



Warum hegt der gerechte Weidmann?

Zweck der Wildhege.

Schluß.

Kein guter Jäger wird die Aufgabe der Wildhege in dem Streben suchen, einseitig bloß den Zwecken blinder Schießwut zu dienen, indem in einem Reviere künstliche Massenwildzucht betrieben wird, damit dessen Besitzer und seine Gäste in die Lage kommen, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Wild niederzuznallen und dann unwahrscheinliche Strecken in ihre Jagdbücher einzutragen! Die Wildhege erfüllt ihren Zweck noch lange nicht, wenn auch Wald und Feld von Wild wimmeln, wenn aber dabei gerade infolge der übertriebenen Quantität die Qualität des Wildstandes zurückgeht; wenn das allmählich degenerierende Wild immer weniger und immer schlechteren Nachwuchs reproduziert; wenn im Winter bei den wohlversorgten Fütterungen zahlreiches Fallwild herumliegt; wenn unter solchen Verhältnissen der Abschluß weder quantitativ noch qualitativ dem Jagdherrn Freude bereitet, weil die Beute in keinem Verhältnisse steht zu der Zahl des Wildstandes, zum Schaden, welchen derselbe in Wald und Feld anrichtet, und zu den Kosten, welche dessen Erhaltung verursacht!

Ganz gewiß wird die Wildhege ihrer höheren Aufgabe nicht gerecht, wenn sie ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit einseitig nur dem Schießbedürfnisse der Jäger entgegenkommt und durch Übertreibungen und andere Fehler auf diesem Gebiete den Widerspruch der Nichtjäger herausfordert und so selbst mitwirkt, den

ohnehin nicht allzu starken Ast abzusägen, auf welchem das edle Weidwerk noch sitzen kann.

Warum hegt also der gerechte Weidmann?

Der Zweck der Wildhege ist im allgemeinen in dem Streben zu suchen, auch in unserer jagdfeindlichen Zeit selbst in den höchstkultivierten Gegenden die Jagd dauernd zu erhalten.

Im besonderen besteht ihre Aufgabe darin, dem Jagdbesitzer bezw. Jagdpächter trotz der ungünstigen modernen Wirtschaftsverhältnisse die Möglichkeit weidgerechter Freuden an einem gesunden, quantitativ und qualitativ guten Wildstande zu gewähren, bei Verhütung übermäßiger Wildschäden und unverhältnismäßiger Auslagen.

Wenn die Wildhege ihrem Zwecke im besonderen gerecht wird, so erfüllt sie gleichzeitig ihre Aufgabe im allgemeinen; es steht eben im Leben und Wirken des Menschen wie in der Natur keine Erscheinung und kein Ereignis isoliert und selbständig da, vielmehr greift immer ein Rad ins andere, wie ja auch die einzelnen Maßregeln der Wildhege nicht einseitig und selbständig den Zweck derselben erreichen können, sondern nur durch gegenseitige Ergänzung im systematischen Zusammenwirken! Ich habe diesen Gesichtspunkt in meiner Praxis als Jäger, sowie auch jetzt bei Besprechung der Theorie der Wildhege beständig vor Augen gehabt, wie es auch mein Streben war, soweit ich Gelegenheit hatte, zu beobachten und aus meinen Wahrnehmungen Schlüsse zu ziehen, immer der Natur zu folgen und „nach der Natur“ zu arbeiten, weil ich fest glaube, daß der Zweck der Wildhege nur erreicht werden kann, wenn wir so weit als irgend möglich die Natur berücksichtigen, und zwar nicht nur die Natur des Wildes, dessen Eigenschaften und Bedürfnissen die Maßregeln der Wildhege Rechnung tragen sollen, sondern auch die Natur der Wildheimat, deren Bewirtschaftung in Feld und Wald die Natur fördern, nicht aber durch übertriebene Künstelei in unleidliche Fesseln schlagen soll, endlich auch die Natur des Menschen selbst, damit ihm Wild und Jagd nicht zum Stein des Anstoßes werden!

Also, Rückkehr zur Natur soll die Lösung des Wildhegers sein, wenn er seinen Zweck im besonderen und im allgemeinen, im engeren wie im weiteren Sinne erreichen will. Von diesem Prinzip ausgehend, habe ich in dem Abschnitte über den Wild-

stand zunächst die naturgemäße Zusammensetzung und Gliederung desselben nach Alter und Geschlecht besprochen, die Faktoren, welche im natürlichen, ungehegten Zustande auf diese Zusammensetzung des Wildstandes und dadurch auf dessen Gedeihen Einfluß nehmen, hervorgehoben und erst auf Grund dieser Betrachtungen die Maßregeln der Wildhege dargestellt, welche auch unter ungünstigeren Verhältnissen, wie sie in unseren Kulturländern gewöhnlich obwalten, die Erhaltung eines quantitativ und qualitativ guten Wildstandes ermöglichen, indem durch weidgerechte Bejagung, durch Entfernung aller für eine kräftige Nachzucht ungeeigneten Individuen, durch Regelung des Geschlechtsverhältnisses, durch Blutauffrischung und durch angemessenen Abschluß die Degenerierung des Wildstandes verhütet, einerseits eine regelmäßige Vermehrung gesichert, andererseits ein Überhandnehmen des Wildes verhindert und dabei ein gesunder, starker Nachwuchs erzielt wird.

Ebenso habe ich im Abschnitte über das Jagdterrain zuerst untersucht, in welchen Lagen, unter welchen Bedingungen die einzelnen Wildgattungen vorkommen und welche Orte und Gegenden sie im freien ungehegten Zustande besonders bevorzugen. Die Beschaffenheit dieser natürlichen Standorte in Bezug auf Bestockung des Waldes, Art der Bestände, Bewirtschaftung von Wald und Feld, Äsung, Einstand, Wasser, Ruhe u. hat mir dann die Basis für die Grundsätze der Behandlung von Wald, Feld und Wiese im Dienste der Wildhege, welche hier den Zweck verfolgt, dadurch, daß dem Wilde in einem Reviere mindestens die naturnotwendigen, womöglich aber die günstigsten Existenzbedingungen geschaffen werden, einerseits das Wild an das Revier zu fesseln, es darin zu erhalten und zu vermehren, andererseits gesundes, starkes Wild heranzuziehen.

Aus der Beobachtung des Wildes im ungehegten Zustande, oder richtiger gesagt, solchen Wildes, das im Winter nicht künstlich gefüttert wird oder den Fütterungen fern bleibt und auf die natürliche Winteräsung angewiesen ist, sowie aus der Untersuchung dieser natürlichen Winteräsung in solchen Gegenden, wo Wild besonders gern überwintert und wo besonders starkes Wild vorkommt, konnten einige Grundsätze der rationellen, weil naturgemäßen, Winterfütterung abgeleitet werden, während andere aus den Erfahrungen mit verschiedenen Futtermitteln und Füttermethoden unter Berücksichtigung der Natur der einzelnen Wildarten sich ergeben haben. Winterfütterung und Salzlecke haben nicht nur den Zweck, das Wild an das Revier zu fesseln, es zu

erhalten und die Not des Winters überwinden zu lassen, sondern auch dessen gesunde und starke Entwicklung zu fördern.

Die vorstehenden, der Natur des Wildes Rechnung tragenden Maßregeln der Wildhege dienen dem besonderen Zwecke, dem Jagdherrn und Weidmann auch unter den modernen Wirtschaftsverhältnissen in den Kulturländern die Möglichkeit weidgerechter Freuden an einem gesunden, quantitativ und qualitativ guten Wildstande zu gewähren. Die Wildhege hat aber auch noch die besondere Aufgabe zu erfüllen, den Jagdherrn vor übermäßigen Wildschäden und unverhältnismäßigen Auslagen zu bewahren, welcher Zweck nur durch angemessene Berücksichtigung nicht allein der Natur des Wildes, sondern auch des Waltens der Natur in Wald und Feld, sowie der Natur des Menschen selbst, mag er nun Jagdherr, Forstmann, Jäger, Bauer oder gar Volksbeglückter heißen, erreicht werden kann. Gelingt dies im besonderen, so wird die Wildhege auch gleichzeitig ihrer großen Aufgabe im allgemeinen gerecht werden: dauernde Erhaltung der Jagd auch in unserer jagdfeindlichen Zeit, selbst in den höchstkultivierten Gegenden!

Aus der Betrachtung der Beschaffenheit von Wald und Feld, der Zusammensetzung der Bestände, der Art der Bewirtschaftung von Wald und Feld, der Äsung im Sommer und Winter, der eventuellen Fütterungsmethoden, endlich der Menge und der Verteilung des Wildes in solchen Gegenden, wo das Wild keinen nennenswerten Schaden anrichtet, lassen sich die wichtigsten Maßregeln zur Verhütung übermäßiger Wildschäden ableiten. Im Naturzustande pflegt eine übermäßige Vermehrung und Ansammlung von Wild an einem Orte nicht vorzukommen, da einerseits eine schrankenlose Vermehrung des Wildstandes durch das zahlreiche Raubzeug und durch elementare Katastrophen hintangehalten wird, andererseits — da selten an einem und demselben Orte alle Existenzbedingungen dem Wilde zu allen Zeiten des Jahres geboten sind — ein stetes Wandern und Hin- und Herwechseln des Wildes nach jenen Lagen und Gegenden stattfindet, wo ihm, je nach Wetter und Jahreszeit, die passendsten Einstände und die zuträglichste Äsung zur Verfügung stehen. Soll also in hochkultivierten Gegenden ein größerer Wildstand auf mehr oder weniger beschränktem Raume gehalten werden, so muß ihm hier zu allen Jahreszeiten alles geboten werden, was das Wild im Naturzustande an verschiedenen Orten nach Belieben und Bedarf aufsuchen kann; soll es im rationell bewirtschafteten Walde die

wertvollen Nutzhölzer durch Verbiß und Schälen nicht schädigen und ihr Gedeihen gefährden, so muß es die Möglichkeit haben, an solchen wertlosen Sträuchern und Gehölzen, welche es mit Vorliebe äßt, und welche, an den richtigen Stellen gepflanzt oder nur gebuldet, den rationellen Forstbetrieb nicht hindern, sein Bedürfnis zu befriedigen, wie es das im Naturzustande immer thun kann, da die Natur keine Einseitigkeit und keine uniforme Waldvegetation kennt. Soll das Wild auf fremden Feldern keinen Schaden anrichten, so muß es auf den eigenen Feldern und Wiesen und im Walde des Jagdherrn selbst hinreichende Nahrung finden.

Da die Erfahrung und Beobachtung lehrt, daß bedeutende Kulturschäden nur da vorkommen, wo größere Wildmengen lokal konzentriert sind, so muß eine möglichst gleichmäßige Verteilung des Wildstandes über das ganze Jagdterrain angestrebt werden durch Vermeidung großer Schlagführungen, dagegen Anlage kleinerer Schläge im Walde, vieler kleiner Hegeremisen im Felde, hinreichender Sommer- und Winteräszungsplätze in angemessener Größe und Verteilung, endlich möglichst vieler kleiner Winterfütterungen, so daß Nahrung und passende Einstände überall und zu allen Zeiten im Reviere zu finden sind.

Diese Maßregeln der Wildhege, welche im Abschnitt über das Jagdterrain und dessen Behandlung, sowie in dem über Winterfütterung ausführlich besprochen wurden, sollen die Kulturschäden des Wildes möglichst hintanhaltend; sie dienen aber auch dem Zwecke, die Unkosten der Jagd auf ein vernünftiges und, was sicherlich wichtig ist, auf ein berechenbares Maß zu beschränken!

Diesen Zweck muß die Wildhege mit allen Mitteln anstreben, da naturgemäß nicht nur im besonderen der einzelne Jagdherr die Lust an Jagd und Wild verliert, wenn ihm neben den baren Jagdauslagen auch noch ein empfindlicher Nugentgang an Bodenrente, der schon schwer zu taxieren ist und gewöhnlich tendenziös übertrieben dargestellt wird, überdies aber der ganz unberechenbare Verlust am Werte des Waldes erwächst, dessen Zukunft durch Schälschäden des Hochwildes gefährdet erscheint, sondern auch im allgemeinen die Jagderhaltung in den Kulturländern in Frage gestellt wird, sobald die Jagd mit einigem Rechte als unvernünftiger und gemeinschädlicher Luxus der öffentlichen Anseindung preisgegeben werden kann.

Wie schon bemerkt, kommt im Naturzustande ein Überhandnehmen des Wildstandes nicht vor, da das schwächere Wild von Raubzeug und von den Unbilden des Winters decimiert wird und von den stärkeren Wildgattungen in einer Gegend sich nur soviel aufzuhalten pflegt, als dort Nahrung, Einstand u. vorhanden sind. Der Wildstand ist den natürlichen Hilfsmitteln der Gegend angepasst, — so soll es auch im gehegten Reviere sein; der Wildstand soll nicht im Interesse der Schießwut und zum Schaden von Wald und Feld ohne Rücksicht auf die natürlichen Hilfsmittel des Revieres maßlos vermehrt werden, er soll nur so groß sein, daß er, ohne wesentliche Kulturschäden und ohne unverhältnismäßige Erhaltungskosten zu verursachen, gesund und stark gedeihen kann. Was im Naturzustande die Not des Winters und das Raubzeug besorgen, soll im gehegten Reviere der sichtigende Abschluß des Wildpflegers herbeiführen: Beseitigung aller kranken, alten und schlechten Stücke, sowie (beim Obwalten eines richtigen Geschlechtsverhältnisses) aller für die Nachzucht überflüssigen Individuen des anderen Geschlechtes, so daß keine für die naturgemäße Entwicklung des Wildstandes schädlichen oder entbehrlichen Stücke den anderen Raum und Nahrung und Futter entziehen, die Wildschäden vermehren und die Kosten der Jagderhaltung steigern!

Ich selbst habe in früheren Jahren auch die Hege der Niederjagd übertrieben, weil ich den Ehrgeiz hatte, meine Gäste sehr viel schießen zu lassen. Das war einige Jahre lang sehr hübsch, dann kamen die Bauern allmählich auf den Geschmack des Wildschadens, in welchem sie nicht nur ein Mittel erblickten, ihre Bodenrente zu erhöhen, sondern auch die Möglichkeit, ihre Felder schlechter zu bestellen und dennoch bessere Erträge — durch die Wildschadenvergütung — zu erzielen! Es ist nämlich eine Thatsache, daß das Wild auf guten, sorgfältig bewirtschafteten Feldern keinen nennenswerten Schaden anrichtet, während auf schlechten, vernachlässigten Feldern der Schaden immer auffallend groß ist, weil von Hause aus nicht viel darauf wächst, das Wild lieber die schütterten, ungleichmäßigen Saaten angeht, als die üppigen, bürstendichten, welche keine Lücken und verunkrauteten Stellen aufweisen, und weil sie nicht so reproduktionsfähig sind wie jene. — Solange meine Jagdpachtverträge dauerten, war ich genötigt, die Folgen meiner Übertreibung des Wildstandes ohne Murren zu tragen, denn unser Jagdgesetz giebt den Jagdpächter dem guten oder bösen Willen der Bauern völlig preis bezüglich der Bemessung der Wildschadenersätze; das ging aller-

dings nicht so glatt ab, denn meine Leute wehrten sich doch energisch, wenn im Frühjahr Wildschaden gezahlt werden sollte für Rapse, die im Oktober in ausgesaute, ungedüngte Böden angebaut waren, oder wenn die Bauern die infolge von Mäuseplage oder Dürre eingetretene Mißernte in Form von Wildschaden wieder hereinbringen wollten. So kam es zu beständigem Hader und Unfrieden mit der Bevölkerung, mit der ich sonst auf dem bestem Fuße stand; die Begehrlichkeit derselben wuchs in geometrischer Progression mit den erzielten Jagdstrecken, und das Ende vom Liede ist, daß ich keine einzige Gemeindejagd mehr pachte, was die Bauern sehr beklagen, mir aber bei bescheidenen Jagdresultaten Ruhe und Frieden — und ein sehr mäßiges Jagdbudget eingebracht hat!

Von vielen ähnlichen Fällen, wo infolge übertriebener Wildstände nicht nur Kulturschäden und große Auslagen für den Jagdherrn erwuchsen, sondern auch Unfrieden, Demoralisation der Bevölkerung und ausgesprochene Jagdfeindlichkeit großgezogen wurden, will ich nur das drastische Beispiel von Steiermark anführen, der Heimat eines ursprünglich jagdfreundlichen Volkes, dem Lande, das relativ den größten Hochwildstand in Österreich aufweist, wo aber die Überstellung großer Hochwildreviere einiger reicher Jagdbesitzer eine solche Feindseligkeit gegen die Jagd erzeugt hat, daß im Landtage ein Jagdgesetz zu stande kam, welches das Hochwild zeitweilig vogelfrei erklärt und die Erhaltung der Jagd in Frage stellt!

Der Wildheger muß eben auch der menschlichen Natur Rechnung tragen, wenn die Jagdfeindlichkeit der Bevölkerung, die von gewissenlosen Volksbeglückern, welche von der Jagd und ihrem gemeinnützlichen Werte keine Ahnung haben, immer gern aufgeheizt wird, wenn ihnen gerade kein besseres Agitationsmittel einfällt, nicht schließlich zum Ruin jeder Jagd führen soll.

Um der Jagdfeindlichkeit vorzubeugen, ist in erster Linie die Verhütung von Wildschäden mit allen erwähnten Mitteln anzustreben, außerdem aber erscheint es geboten, die Empfindlichkeit des kleinen Grundbesitzers, auf dessen Boden man hegt und jagt, zu schonen, nicht unnötig seinem empfindlichen Eigentumsbewußtsein nahezutreten, in dem er sich nur zu leicht beschränkt oder gefährdet fühlt, wenn ihm seitens des Jagdpächters und seiner Angestellten nicht wohlwollend oder doch mindestens vollkommen gerecht entgegengekommen wird.

„Les petits Cadeaux entretiennent l'amitié“ sagt der Franzose, „wer gut schmeert, der gut fährt“, bringt der Deutsche denselben nützlichen Gedanken zum Ausdruck: Die Jagdsfreundschaft der Bevölkerung wird ganz gewiß angeregt, wenn der Jagdpächter die wichtigen Honoratioren, einflußreiche Funktionäre der Gemeinde, größere Bauern, deren Besitz dem Wildschaden besonders ausgesetzt ist, und passionierte Jagdfreunde, die event. als Konkurrenten auftreten und in dieser Absicht im feindlichen Sinne agitieren könnten, mit Geschenken von Hasen, Fasanen und anderem Wildpret, mit einer Einladung zu kleineren Jagden, zum Schnepfenstrich, zum Abschuß eines Grenzbockes oder Hahnes u. dergl. zu gewinnen sucht und die guten Beziehungen an besonderen Festtagen, z. B. nach einer gelungenen Hauptjagd, oder wenn auf dem Gemeindegrunde ein kapitaler Hirsch oder Bock zur Strecke gelangte, mit ein paar Fässern Bier anfeuchtet. Wenn das Wild einmal auf fremdem Besitze größeren Schaden anrichtet, so halte man dort sobald als möglich eine kleine Jagd ab, lade den geschädigten Eigentümer dazu ein; er wird dann umgänglicher, auch wenn die Jagd erfolglos blieb.

Beschädigt das Wild fremde Obstanlagen oder Waldkulturen, so ersetze man die beschädigten Pflanzen in natura und knauserer nicht mit Zahl und Güte der Bäumchen, denn man kommt so immer billiger weg, als wenn man den Schaden in Geld ersetzen soll. Effektive Wildschäden sollen voll vergütet werden; Ungerechtigkeit und Knickerei in dieser Beziehung rächt sich bitter, da der geprellte Bauer sich früher oder später regressiert, in diesem Falle mit Recht unflätig schimpft und eventuell die ganze Gemeinde jagdfeindlich stimmen kann.

Wenn der Jagdpächter gleichzeitig Waldbesitzer ist, kann er durch kleine Gefälligkeiten, wie z. B. billige oder gar unentgeltliche Überlassung von etwas Bau-, Werk- oder Brennholz an Bauern, die man der Jagd wegen braucht, durch Gewährung des Nutzgenusses an abgelegenen Feldern oder Weiden als Äquivalent für Wildschaden, durch die oben erwähnten Geschenke und Einladungen, durch Prämien für in bäuerlichen Feldern gefundene und glücklich ausgelaufene Gelege u. a. m. die Bevölkerung für die Jagd interessieren und dabei manche größere Auslage ersparen.

Überhaupt wird der Jagdherr immer gut fahren, wenn er im besonderen wie im allgemeinen bei Verfolgung des Zweckes der Wildhege die Dinge ohne Vorurteil ins Auge faßt und

genau und richtig rechnet. Schlechte Felder im oder am Walde überlasse er ruhig dem Wilde zur Äsung oder benütze sie zur Erzeugung von Futter für den Winter, der Vorteil für die Wildpflege wiegt den zweifelhaften Reinertrag reichlich auf. Im Hochwildreviere zählt sich der Nugentgang sicherlich aus, welcher dadurch entsteht, daß einige Hektare zur Anlage von Winteräszungsplätzen geopfert, gemischte Bestände gepflegt und gewisse Weichhölzer und Forstunkräuter geduldet werden; — dieser Nugentgang ist nicht bedeutend und kann berechnet werden, während die Schältschäden unberechenbar und im reinen Nadelholzbestande sehr bedeutend sind. Die Benützung minderwertiger Kulturlächen als Winteräszungsplätze, Topinamburfelder und dergl. ist gewiß dem Wilde zuträglicher und billiger als die Anschaffung des ganzen Winterfutterbedarfs für einen größeren Wildstand. Baut man auf eignen, gutbestellten Feldern in der Nähe des Waldes oder der Remisen jene Feldfrüchte, welche das Wild bevorzugt, in genügendem Ausmaße an, so kommt man dabei besser auf seine Rechnung, als wenn das Wild die notwendige Äsung auf fremden, etwa gar schlecht bestellten Feldern aufsuchen muß, wo man dann Wildschaden bezahlen muß. Fremde Felder, welche nahe beim Walde oder nächst Remisen liegen, soll man womöglich pachten oder noch besser kaufen; das rentiert sich, selbst wenn sie teuer sind, besser, als wenn man fortgesetzt Wildschaden zahlen muß. Kann man bei der Pachtung fremder Jagden die Wildschäden pauschalieren, so scheue man auch etwas höhere Pauschalbeträge nicht; man weiß dann wenigstens, wie viel die Jagd jährlich kostet, während man sonst einer ungewissen, gewöhnlich von Jahr zu Jahr steigenden Auslage gewärtig sein muß. Auch am Schußlohn und an Prämien, welche den Eifer des Forstpersonales anfeuern sollen, spare man nicht; auch hier ist der menschlichen Natur Rechnung zu tragen, wie schon im Abschnitt über die Jägerei ausgeführt wurde: je eifriger und je tüchtiger das Jagdpersonal, desto besser und desto billiger ist die Jagd!

Im vorstehenden habe ich versucht, an der Hand einer kurzen Resapitulation der in diesem Buche entwickelten Grundsätze der Wildhege den Zweck derselben darzulegen. Möge jeder Wildpfleger, der so glücklich ist, ein schönes Revier zu verwalten und zu bejagen, seine Aufgabe in diesem Sinne auffassen und dahin wirken, daß trotz der Schießwut Unberufener, trotz dem

Unverstand der Jagddilettanten, ungeachtet der durch mandatlüsterne Wühlhuber stellenweise angefachten Jagdfeindseligkeit und ungeachtet der fortschreitenden Kultur, welche vielfach gerade dem edelsten der hohen Jagd angehörenden Wilde die Existenzbedingungen zu entziehen droht, den Bergen und Fluren unserer gesegneten Heimat der schönste lebende Reiz für den Naturfreund, das edle Wild, — die höchste Lust für den gerechten Weidmann, die edle Jagd, dauernd erhalten bleiben!

St. Hubertus aber möge jedem braven Jeger und Jäger, der zur Erreichung dieses hohen Zieles beiträgt, reichliche weidgerechte Freuden am Besitze und an der Bejagung eines gesunden, in Zahl und Stärke guten Wildstandes gewähren, solange er Riesenthals Mahnung beherzigt:

„Das ist des Jägers Ehrenschild,“
 „Daß er beschützt und hegt sein Wild,“
 „Weidmännisch jagt, wie sichs gehört,“
 „Den Schöpfer im Geschöpfe ehrt!“

Weidmanns Heil!

Das Rotwild.

Naturbeschreibung, Hege und Jagd des heimischen Edelmildes in freier Wildbahn
von F. von Raesfeld,

Kgl. preuss. Forstmeister in Born auf dem Darss.

Mit 104 Textabbildungen und 6 Farbendrucktafeln

nach Zeichnungen von Karl Wagner.

Gebunden, Preis 14 M.

Was das Buch enthält, ist dem Leben im Walde, dem Leben mit dem Wilde abgelauscht. Dem praktischen Jagdbetriebe entsprungen, will es diesem in erster Linie dienen. Dazu ist eine genaue Kenntnis der Naturgeschichte des Wildes unerlässlich; es ist daher der Naturbeschreibung ein breiter Raum gegeben.

Die Behandlung der Hege geht von dem Grundsatz aus, unter Hebung der Stärke des Einzelstücks an Körper und Geweih, der Zahl nach mässige Wildstände in freier Wildbahn zu erhalten und sie im Walde zu ernähren.

Der über die Jagd handelnde Teil ist überwiegend subjektiver Natur; er will nicht die auf persönlicher und reicher Erfahrung beruhenden Ansichten des Verfassers als die allein richtigen hinstellen; er will sie nur der Prüfung des Lesers unterbreiten und dem Anfänger im edlen Weidwerk Gelegenheit zum Lernen und Nachdenken geben.

Diezel's Niederjagd.

Achte Auflage,

herausgegeben von Forstmeister Freiherrn von Nordenflycht-Lödderitz.

Prachtausgabe.

Mit 16 farbigen Jagdhundbildern nach Aquarellen von H. Sperling,

20 Vollbildern in Kunstdruck und 206 Textabbildungen.

Ein prachtvoller Band in Gr.-Lex.-Okt. In Sporteinband, Preis 20 M.

Diezel's „Erfahrungen auf dem Gebiete der Niederjagd“ sind die Frucht dreissigjähriger Erlebnisse. Was Diezel dem Leser bietet, soll kein Lehrbuch der Jagdwissenschaft sein, der praktische Jagdbetrieb ist der Schwerpunkt der Aufgabe, welche er sich gestellt und nach dem Urteil aller Kenner glänzend gelöst hat. — In Diezel's Schriften gleicht jeder Satz einem sorgfältig eingepflanzten Baum; da ist nichts flüchtig niedergeschrieben, alles ist auf die Dauer berechnet, und Zuverlässigkeit ist der Schmuck dieser auf Erfahrung und Beobachtung gestützten Arbeit. Was Diezel uns bringt, ist dem Leben abgelauscht; wir glauben zu sehen, was er uns beschreibt, und während er uns belehrt, finden wir uns aufs beste unterhalten.

Ist es seit Jahrzehnten anerkannt, dass wir kein gediegeneres, unterhaltenderes Jagdbuch besitzen, wie „den alten Diezel“, so giebt es nun auch keines, welches sich betreffs künstlerischer Ausstattung mit dieser achten Originalausgabe messen kann.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Die Hohe Jagd.

Herausgegeben von

Ed. Czynk in Fogaras, E. von Dombrowski in Wien, O. Grashey in München, M. O. von Hohenberg in Cöthen, von Homeyer in Murchin, Hauptmann a. D. G. Koch in Sömmerda, Baron A. von Krüdener in Wohlfahrtslinde in Livland, R. von Schmiedeberg in Guhrau, Professor Fr. Valentinitsch in Graz, Forstmeister P. Wittmann in Komar in Ungarn, Hofrat Dr. W. Wurm in Bad Teinach.

Mit 18 Vollbildern in Kunstdruck und 100 Textabbildungen.

Ein prachtvoller Band in Gr.-Lex.-Oktav. In Sporteinband, Pr. 20 M.

Die erfreuliche Thatsache, dass das deutsche Weidwerk in den letzten Jahrzehnten einen hoffnungsvollen Aufschwung genommen hat, war für die Verlagsbuchhandlung Veranlassung, den deutschen Jägern ein Werk zu bieten, welches im Anschluss an die im gleichen Verlage erschienene Prachtausgabe von **Diezel's Niederjagd** die Erfahrungen auf dem Gebiete der Hohen Jagd zur Darstellung bringt.

Ein solches Werk konnte aber nur geschaffen werden durch die Mitarbeit mehrerer sachkundiger Weidmänner, deren jeder sein besonderes Gebiet theoretisch und praktisch durch und durch beherrscht und seine bei Ausübung des Weidwerks gesammelten Erfahrungen auch in anregender Form wiederzugeben vermag.

Unsere Schilderungen sind weder eine ausführliche Naturgeschichte noch eine trockene Aufzählung der betreffenden Jagdmethoden, sondern führen von alledem das Wichtigste in gleichsam lebenden Bildern vor und zeigen an frisch erzählten und selbsterlebten Jagdepisoden, wie man es machen muss, um Weidmannsheil zu erringen.

Aber nicht nur die schreibenden Mitarbeiter haben ihr Bestes gegeben, sondern auch unsere hervorragendsten Jagdmaler, wie W. Arnold, A. Endlicher, E. L. Hoess, A. Mailick, E. Otto, A. Richter, O. Vollrath, K. Wagner, A. Weczerzick u. a., welche Jagd und Wild studieren und das, was des Jägers Auge und Herz erfreut, durch ihre kunstverständige Hand festhalten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



Von weidgerechten Männern verfasst und von den besten Jagdmalern illustriert, umfasst diese Sammlung der Verlagshandlung Einzelschriften über die verschiedenen Gebiete des edlen Weidwerks, nicht etwa nur lehrreich für angehende, sondern unterhaltend und erfreulich auch für erfahrene Jäger.

Das Rebhuhn, dessen Naturgeschichte, künstliche Aufzucht, Jagd und Fang. Von **R. v. Schmiedeberg.** Mit Textabbild.
Preis 1 M. 50 Pf.

Die Waldschnepfe und ihre Jagd. Von **Edward Czynk.** Mit Textabbildungen.
Preis 1 M. 50 Pf.

Fischen in Waldgewässern. Anleitung von **Dr. Julius v. Staudinger.** Mit Textabbild.
Preis 1 M. 50 Pf.

Das Rehwild, dessen Naturgeschichte, Jagd und Pflege. Von **A. Eulefeld.** Mit Textabbildungen. Preis 2 M. 50 Pf.

Die Hüttenjagd. In der Krähenhütte gesammelte Beobachtungen von **Staats von Wacquant.** Mit Textabbild.
Preis 2 M. 50 Pf.

Der Jäger als Sammler und Präparator. Von **Ernst von Dombrowski.** Mit Textabbildungen. Preis 1 M. 50 Pf.

Jagdrechtskunde für den preussischen Weidmann. Von **Dr. Lehfeld,** Rechtsanwalt in Berlin. Preis 2 M.

Die englischen Terriers als Jagd- und Luxushunde. Von **H. W. Gruner.** Mit Textabbild.
Preis 1 M. 50 Pf.

Waldhühnerjagd von **Dr. W. Wurm.** Mit Textabbildungen.
Preis 1 M. 50 Pf.

Raubzeugvertilgung im Interesse der Wildhege. Von Oberförster **W. Stach.** Mit Textabbild. Preis 2 M. 50 Pf.

Auf den Fuchs! Von **Dr. W. Wurm.** Mit Textabbildungen.
Preis 1 M. 50 Pf.

Das Sumpf- und Wasserflugwild. Von **Edward Czynk.**
Mit Textabbildungen. Preis 2 M.

Jagdweisenkunde. Von **Georg Koch,** Hauptmann a. D. Mit 231 Textabbildungen. Gebunden, Preis 6 M.

Jagd-ABC für alle, die Jäger werden wollen. Von **Ernst von Dombrowski.** Mit 36 Textabbild. Preis 2 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



Erscheint jeden Freitag.

Jährlich 24 farbige Kunstbeilagen.

Durch jedes Postamt bezogen, Preis vierteljährlich 2 Mark.

Bei Kreuzband-Bezug vierteljährlich:

in Deutschland und Österreich-Ungarn 2 M. 75 Pf., im Weltpostverein 3 M. 50 Pf.

Anzeigen 40 Pf. die Einheitszeile oder deren Raum, Hundemarkt und Deckanzeigen 25 Pf.

„Wild und Hund“ ist der Pflege und Förderung der weidgerechten Jagdausübung gewidmet und bringt Abhandlungen aus dem Gebiete der Hege und Pflege des Wildes, Beschreibung von Jagdausflügen deutscher Jäger in fremden Ländern, sowie Berichte über Fortschritte und Erfahrungen in der Waffen- und Schiesstechnik, ausserdem spannende Erzählungen aus dem Jäger- und Wildererleben, Sport-Novellen, Jagdgedichte u. s. w.

Unter „Aus Wald und Feld“ erscheinen kleine jagdliche und naturwissenschaftliche Schilderungen und Beobachtungen, Berichte über Wildstandverhältnisse, Jagdresultate, Wilddiebsgeschichten.

„Lustige Birsch“ bringt heitere Erzählungen und Schwänke aus dem Jägerleben, Rätsel und Scherzfragen.

Über **Aufzucht und Pflege der Hunde** erscheinen Aufsätze erster Autoritäten der Wissenschaft und bekannter Züchter.

Die Dressur und Führung der Jagdhunde behandeln praktische Jäger. Über Prüfungssuchen für Jagdhunde, Preisschliessen und Ausstellungen etc. wird eingehend berichtet.

Hundekrankheiten betreffende Fragen werden von erprobten Fachmännern erörtert.

Auf weidmännisch korrekte und künstlerisch vollendete Abbildungen, farbige Beilagen u. s. w. ist besonderer Wert gelegt, und man darf behaupten, dass „Wild und Hund“ in dieser Hinsicht von keiner anderen Jagdzeitung auch nur annähernd erreicht wird.

In der deutschen Jägerwelt ist fast nur eine Stimme darüber, dass „Wild und Hund“ die gediegenste, reichhaltigste, unterhaltendste und bestillustrierte jagdliche Wochenschrift ist.

Probenummern mit Kunstbeilage auf Verlangen umsonst und postfrei.

4. Beschaffenheit = málta leírása

brühen = főzni

1. Brähe = mártás, lé

abhold sein = idgenkedni vutöl, kurdovani töle.

zutraglich = káros, döngő

die Zwangenschaft = kényszer

sich unterforgen, unterfing, hat a. p. = megtekint, megtekint

accessorisch = 4

das Geheiss = parancs

gebungen = tömök, tömör, fűt

das Vermächtnis = hagyomány, legyalték (Rätsfelol - a
vörw

düster = komor, sötét

erlesen = kiválasztott (választott)

1851

1866



dos

M 3.50

10/12



1
utahron

